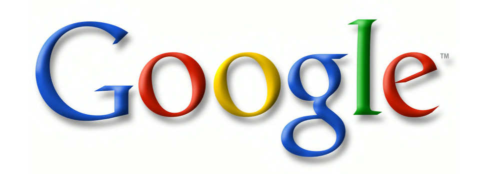
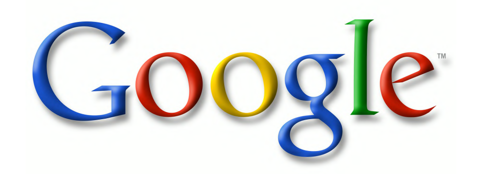
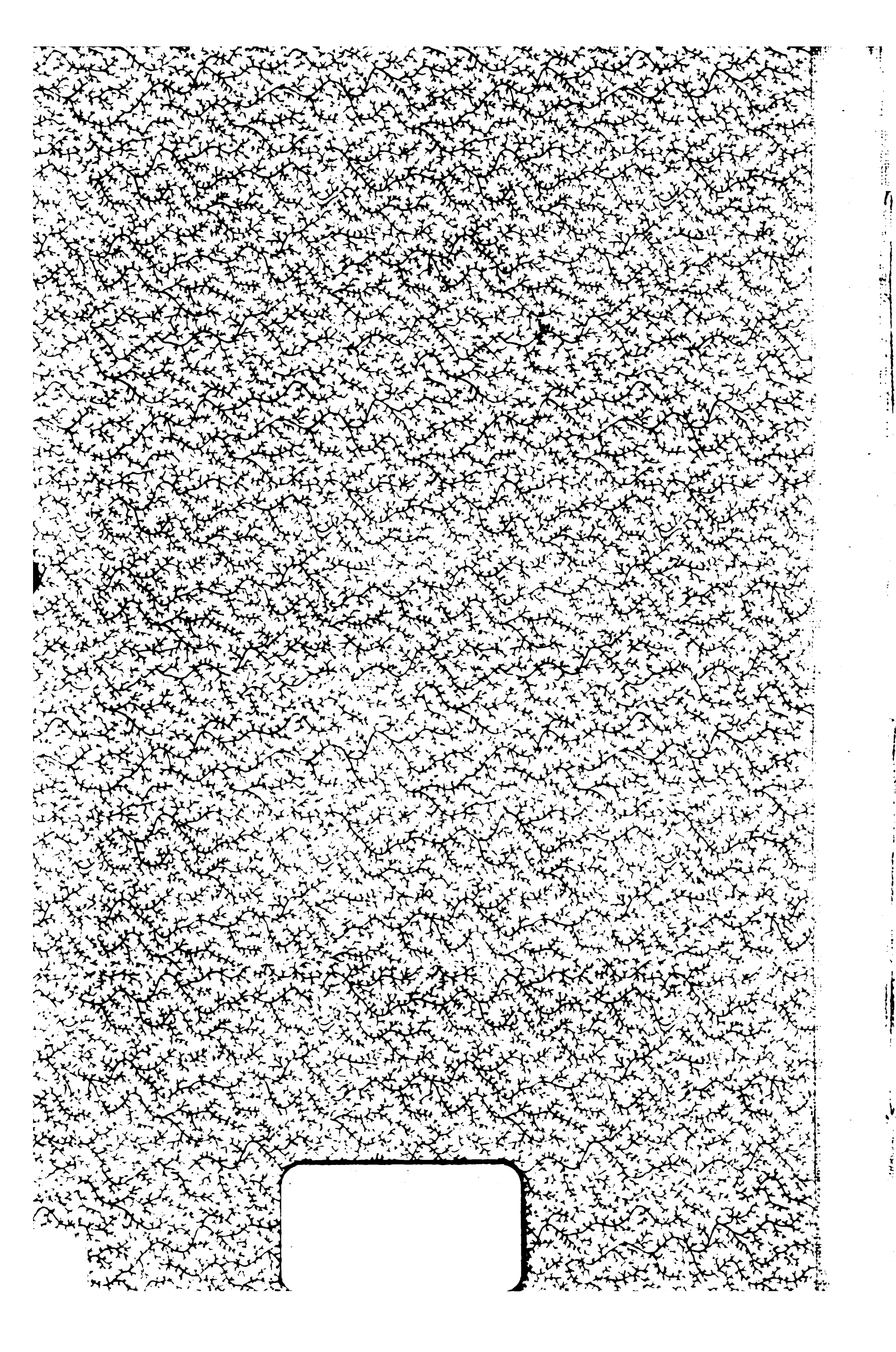
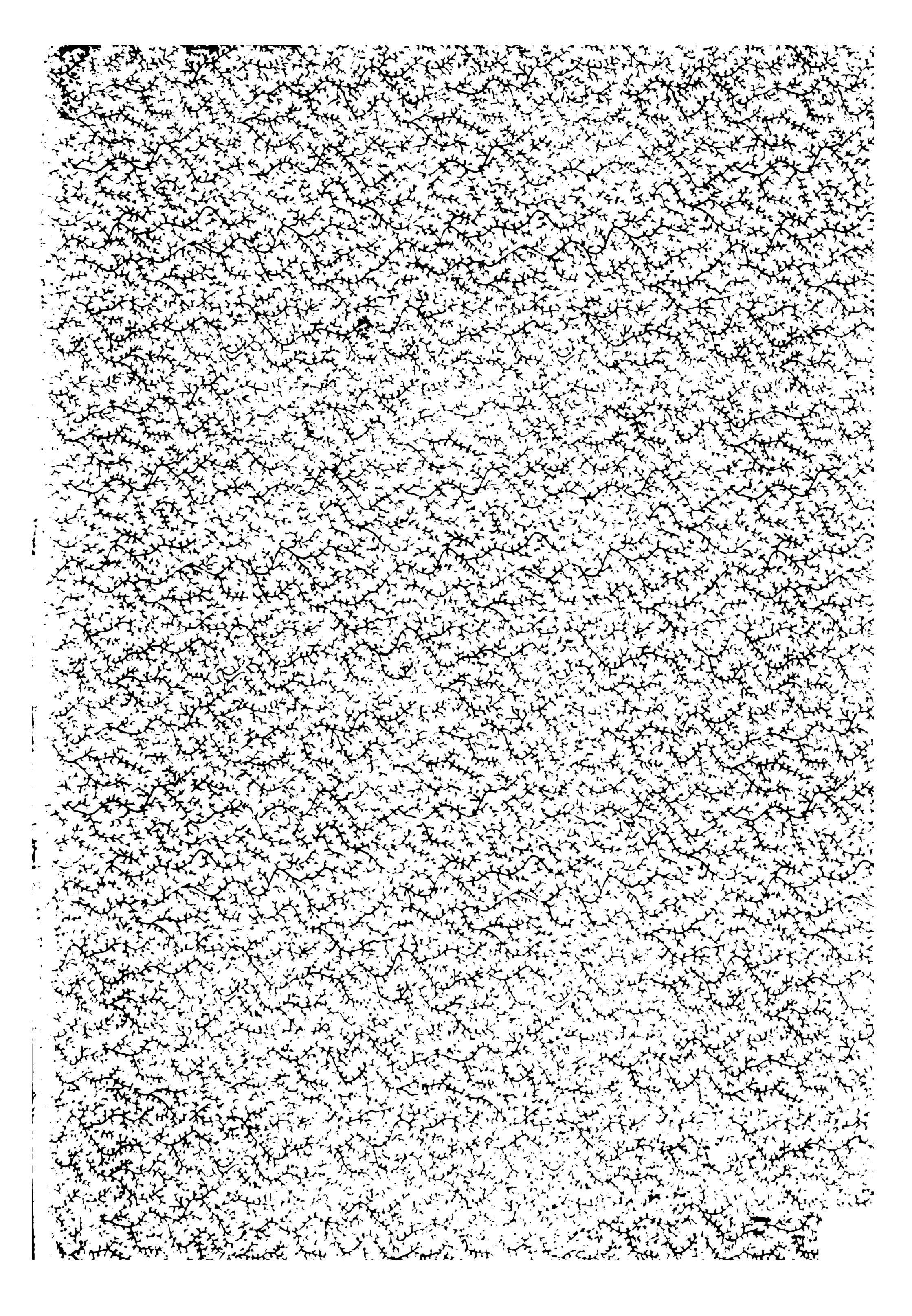
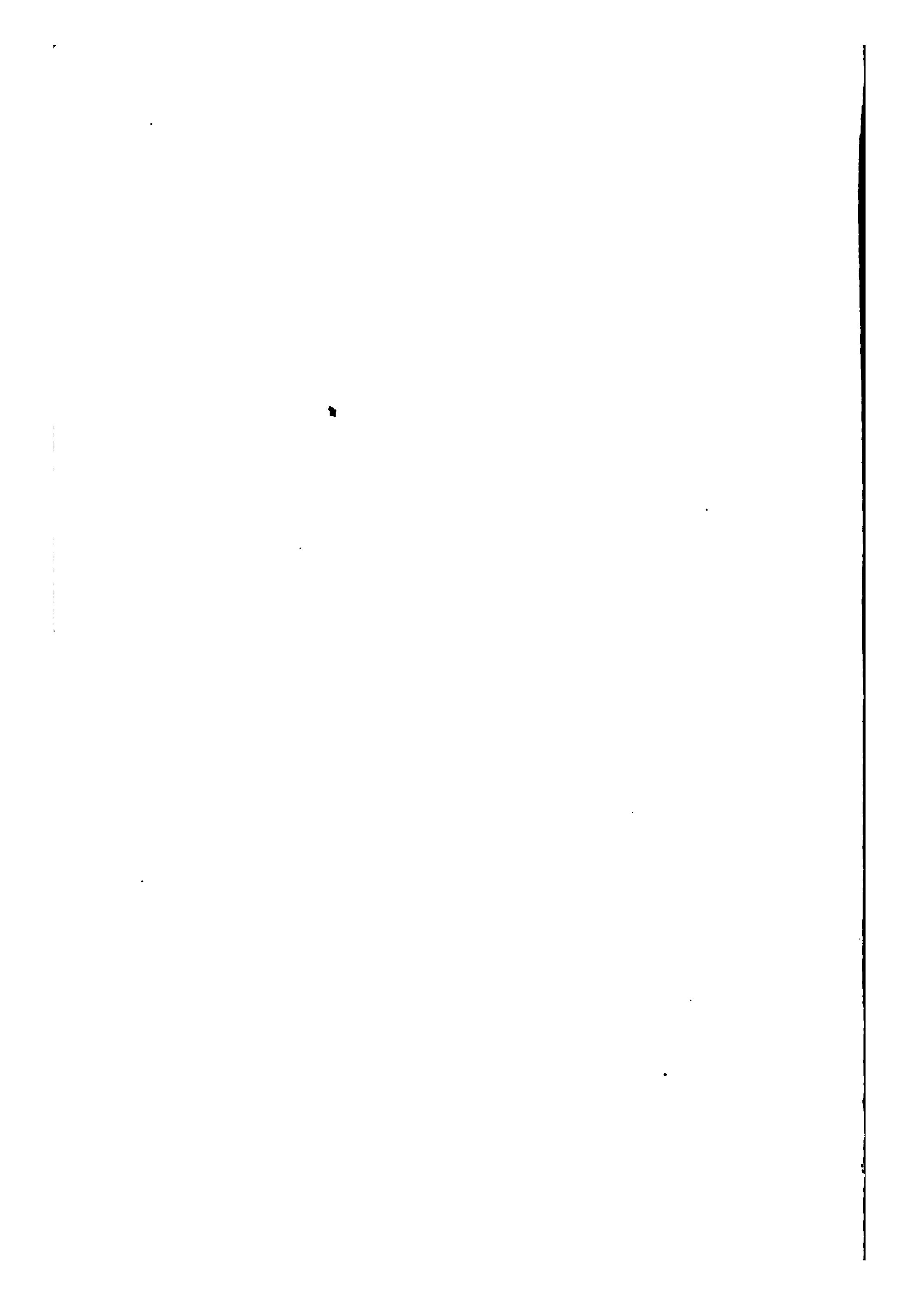








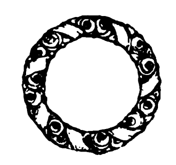




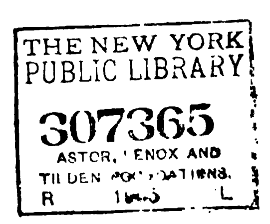
Schillers Persönlichkeit

Urtheile der Zeitgenossen und Documente
gesammelt von Max Hecker

Erster Theil



Gesellschaft der Bibliophilen
Weimar 1904



1. Curriculum vitae meum. Meine Lebensgeschichte.

Ich, Johann Kaspar Schiller, bin geboren in Bittenfeld, Waiblinger Amts, den 27. October 1723. Meine Eltern waren: Johannes Schiller, Schultheiß, Eva Maria, eine geborene Schatzin, von Alfdorf, freiherrlich von Holtzischer Herrschaft.

Zur Lebezeit meines Vaters wurde ich früh zur Schule angehalten, so daß ich in meinem siebenten Jahr schon ordentlich schreiben und etwas rechnen, bis auf das Todesjahr desselben 1733 aber durch die Anweisung eines Hauslehrers einen Grund im Lateinischen legen konnte. Nach dem Tode meines Vaters hingegen, der bei einem sehr mittelmäßigen Vermögen die Mutter mit acht unversorgten Kindern hinterlassen, mußte ich die Hoffnung zum Studiren, oder wenigstens die Schreiberei zu erlernen, aufgeben und mich zu Feldarbeiten anhalten lassen. Nach vielem Bitten entschloß sich endlich meine Mutter, mich die Wundarzneikunst lernen zu lassen, und ich kam 1738 in die Lehre nach Denkendorf zu dem damaligen Klosterbarbier Fröschlin. Ob ich nun zwar in dieser meiner Lehre auch allerhand, öfters die verächtlichsten, Arbeiten verrichten mußte, so hatte ich doch einige Gelegenheit, bei dem Umgang mit den Alumnis, das vergessene wenige Latein zu wiederholen, auch von dem damaligen Propst Weissensee ein- und anderes in der Kräuterkunde zu lernen.

1741 wurde ich der Lehre freigesprochen; da aber einige Wochen hernach mein gewesener Lehrherr starb, blieb ich noch ein halbes Jahr bei der Wittib und kam hernach zu dem Barbier Martin Scheffler nach Backnang in Condition. Ein Jahr hierauf ging ich, sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen, auf die Wanderschaft, und nach langem Herumreisen kam ich in die zweite Condition nach Lindau am Bodensee zu dem Chirurgo Johannes Seeliger.

1743 am Charfreitag starb derselbe, und ich ging in die dritte Condition zu Nördlingen bei dem dasigen Wundarzt Cramer. In

Gesellschaft dessen Sohns David, meines edlen Freundes, welcher gegenwärtig gräflich Degenfeldischer Amtmann zu Altdorf bei Speier ist, lernte ich in etwas die französische Sprache und besuchte den Fechtboden.

1745 im September zog das in Bayern errichtete und nach Absterben des bayer'schen Kaisers in holländische Dienste überlassene Graf von Frangipani'sche Husarenregiment nach den Niederlanden durch Nördlingen. Ich bekam Lust, unter demselben als Feldscher zu dienen, nahm meinen Abschied, ging diesem Regiment nach und holte es bei Rosenberg ein. Zwar traf ich keine ledige Stelle an, wurde aber doch en suite aufgenommen und konnte nicht allein frei bis in die Niederlande mit marschiren, sondern auch von bezahlten Pferdrationen etwas ersparen. Den 11. November dieses Jahres rückte das Regiment in Brüssel ein. Ich hatte damals schon so viel gelernt, daß ich einige Galanteriecuren mit gutem Erfolge vornehmen konnte, die mich unterhielten.

1746 im Jänner wurde Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert. Aus Mangel eines Pferdes ging ich mit demselben in einer Nacht zehn Stunden und von dort in der folgenden Nacht wieder zehn Stunden nach Charleroi. Hier konnte ich nicht weiter, mußte ausruhen und das Regiment marschiren lassen. Den folgenden Tag ging ich gegen Brüssel zurück in der Vermuthung, ich würde noch dahinein zu unserer zurückgelassenen Bagage und Kranken kommen können; ich wurde aber von den Franzosen aufgefangen und als Spion zu dem Duc d'Armentières eingebracht. Da ich aber nach dreimaligem strengem Verhör als unschuldig erfunden wurde, so nahmen sie mich als einen Kriegsgefangenen mit sich in ein jenseitiges Hauptquartier zum Grand-Prévôt, und von dort wurde ich nebst andern Gefangenen und Ausgerissenen nach Gent in Flandern abgeführt und alldorten auf einer Hauptwache bei Wasser und Brot so lange hingehalten, bis die meisten Dienste

genommen; da denn auch ich keine andere Wahl übrig gehabt. Ich nahm also auch unter dem Schweizerregiment des Obristen von Diesbach als gemeiner Soldat Dienste. Schon mit Ende Februars wurde das Regiment zur Besatzung in die indessen eingenommene Festung Brüssel verlegt, und so kam ich unter Freund und Feind in dem nämlichen Jahre zweimal dahin. Im April rückte man in's Feld vor Antwerpen und nach deren Übergabe vor Bergen (Mons) im Hennegau. Bei dieser Belagerung hab' ich viel erfahren und ausgestanden. Von Bergen ging es nach Charleroi, auf welchem Marsch uns die kaiserlichen Husaren siebenhundert Brotwägen abgenommen. Dadurch entstund eine unbeschreibliche Hungersnoth bei der Armee. Als einem vertrauten Mann bei meiner Compagnie hatte man mir schon öfters das Löhnungsgeld in lauter französischen Thalern zum Verwechseln übergeben, und ich mußte öfters zwei Stunden weit aus dem Lager auf die Dorfschaften gehen. Dieser Umstand verschaffte mir Freiheit, auch bei der eben gedachten Hungersnoth um Lebensmittel auszugehen. Ich erhielt zwar so viel ich tragen konnte, indessen aber war die Armee weiter vorwärts gegangen; ich konnte den ersten und andern Tag mein Regiment nicht mehr einholen und wurde darüber von dem kaiserlichen Kalnoky'schen Husarenregiment gefangen.

Sobald man mich vor die Officiers gebracht und ich denselben die Namen der Officiere des Frangipani'schen Regiments sagen konnte, bekam ich Freiheit, Unterstützung und einen Paß, mein ehemaliges Regiment wiederum aufzusuchen. Nun wußte ich aber dessen Aufenthalt nicht zu erfragen und kam in die Gegend von Namur, woselbst ich ein kaiserliches Lazareth antraf und vom dabei gestandenen Protomedico in die Feldapotheke, die sich in einem Kloster an der Sambre, ganz nahe bei Namur, befand, gewiesen wurde. Daselbst blieb ich als ministre bei einem sehr guten Gehalt vierzehn Tage; da aber auch diese Festung von

den Franzosen berannt wurde, mußte ich eilends, um für keinen Ausreißer aufgefangen zu werden, mich ganz anders kleiden und so lange verborgen halten, bis das Lazareth und die Feldapotheke frei abziehen durften. Beides ging auf der Maas hinunter bis nach Roermonde, etwa zwanzig Meilen. Dort nahm ich Abschied, mein Regiment zu suchen, und fand es eine Stunde oberhalb Lüttich, im Begriff, eine Hauptschlacht mit den Franzosen einzugehen. Diese erfolgte auch den zweiten Tag hernach, zum großen Verlust der alliirten Armee, welche zehn Stund weit, bis unter die Kanonen von Mastricht, von den Franzosen verfolgt wurde. Etwa vierzehn Tage hernach gingen die Völker in die Winterquartiere; mein Regiment kam nach Maaseyck, und ich wurde bei der Rittmeister von Morgenstern'schen Escadron als Feldscher angestellt mit monatlich 30 Gulden Gehalt und 2 Ducaten Medicingeld. Allein ich hatte weder Montirung noch Pferd und mußte bei meinem Rittmeister für beides eine Schuld von 200 Gulden machen, die ich jedoch mit Extracuren in weniger als einem Jahr wieder habe abtilgen können.

1747 im April ging es wieder zu Felde. Außer denen bei feindlichen Scharmützeln vorkommenden Verwundungen hatte ich wenig zu thun, denn bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei können sich Krankheiten am wenigsten einnisten. Mein angeborner Hang zur immerwährenden Thätigkeit reizte mich, mir bei'm Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Commando, auf Unternehmungen ausreiten dürfte. Unter dem Befehl eines Officiers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt.

1747 den 13. Julii wurde das Regiment von einem starken Commando Infanterie in Nispen, drei Stunden von Bergen op Zoom, überfallen und mir ein Pferd unter'm Leibe todtgeschossen. Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu

achten, viel weniger, sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen. Daß übrigens dieses Frangipani'sche Husarenregiment trotz der Uneinigkeit seiner Stabsofficiere eine treffliche Schule, Bravour zu lernen und auszuüben, gewesen sei, erweisen die aus solchem emporgestiegenen Generallieutenants von Luckner und Wunsch, die Colignons, Giarmati und andere mehr, die zu meiner Zeit als Rittmeisters und Lieutenants dabei gestanden haben.

Noch im Sommer des vorbemeldeten Jahres wurde das Regiment in die Linie hinter Bergen op Zoom beordert, nicht um Ausfälle zu thun, sondern mehr eine Wache bei dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vorzustellen. Dabei aber blieb alles unthätig; die im Vorsommer gemachte reichliche Beute wurde im Müßiggang verpraßt, und bei dem Genuß so vieler allerhand Fische, Muscheln und Meerkrebse oder vielmehr Meerspinnen, die sich ein jeder zur Zeit der Ebbe selbst auflesen konnte, rissen Krankheiten ein, die endlich den Obristen nöthigten, bei dem Prinzen mit Vorstellungen so lange anzuhalten, bis er erlaubte, wiederum außerhalb der Linien unsrem Beruf nachzugehen. Es wurde gestattet, und ehe ein Monat verging, hatten wir von den Belagerern der Festung schon über dreihundert Mann als Gefangene eingebracht und fast eben so viel Pferde, Wagen und Maulthiere erbeutet. Außer den Gefangenen wurde alle Beute dem Regiment gelassen und verhältnißmäßig ausgetheilt. Was aber jeder Einzelne in Gefangennehmung oder bei'm Todtmachen seines Feinds bekam, daran durfte keiner Anspruch machen, sollte es auch tausend Louisd'or gewesen sein. Sämmtliche Unterofficiers hatten ihre Pferde eigen, und die mit solchen erbeuteten Pferde durften sie auch behalten. Nachdem das Regiment solchergestalt eine Zeitlang außer den Linien von Bergen op Zoom herumgeschweift hatte, wurde es nochmals hinter diese Linien commandirt, woselbst wir bis zum Übergang der Festung bleiben mußten, und nachher ungefähr bis

fünf Stund davon in Cantonnirungsquartiere kamen. Meine Escadron bezog etliche Dörfer, ich aber blieb bei dem Rittmeister in Rucknoew, eine Stunde von Roosendaal. In diesem Winter nahm mein Rittmeister mich mit sich in den Haag, da ich viele schöne und große Städte zu sehen bekam. Nach unsrer Rückkunft bekam das Regiment Befehl, zur Aufhebung eines großen Convoi der Franzosen, den sie von Antwerpen nach Bergen op Zoom bringen wollten, auszurücken. General van Haaren, ein Mitglied der General-Staaten, commandirte uns nebst einem Regiment kaiserlicher Husaren und achthundert Mann Kroaten. Wir bekamen einige hundert Zugpferde zur Beute und ruinirten größtentheils die feindlichen Wägen, siebenhundert an der Zahl, mit Kriegs- und Mundbedürfnissen beladen. Eine sehr beträchtliche Kriegscasse entwischte uns und retirirte sich so weit in die See, als sie konnte.

1748 mit Anfang des Frühjahrs ging es wieder zu Feld. Nach vielem Herumziehen des Regiments und von abgesonderten Commandos und Piquetten des Feindes gemachten beträchtlichen Beuten und Gefangenen kamen wir zur sogenannten kleinen Armee bei Oudenbosch (vieux bois) zu stehen, und hier wurde der Waffenstillstand kund gemacht. Wir hatten also außer unserem Sold keine weiteren Vortheile zu gewärtigen und wurden nach geendigtem Feldzug in die Winterquartiere verlegt. Ich kam mit meinem Rittmeister nach Borckel, zwei Stunden von Falkenwerth, einem Städtchen, wo viele Falken abgerichtet wurden und der Markgraf von Anspach seine eignen Falkenjäger hatte. Diesen Winter ging ich mit meinem Rittmeister abermal nach dem Haag, von dort nach Amsterdam und London. Nach der Rückkunft von London blieben wir etwa noch vier Wochen in Amsterdam und im Haag, erfuhren daselbst, daß das Regiment bis auf zwei Escadrons würde abgedankt werden, kehrten sodann in unsern Standort zurück, und ich, da ich die Reduction nicht er-

warten wollte, sehnte mich nach meinem Vaterlande. 1749 den 4. März reis'te ich mit meinem eignen Pferde von Borckel ab und kam den 14. desselben Monats in Marbach an. Ich kehrte in der Herberge zum goldnen Löwen ein, besuchte eine in Marbach wohnende Schwester, meine Mutter in Murr und meine Geschwistrigte in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems. In letzterem Ort hatte meine Schwester Christine eine Heurath mit des dortigen Chirurgi Rudolfen Tochter ausersehen, welche aber bei meiner Ankunft schon mit einem andern versprochen gewesen. Inzwischen wurde ich mit der einzigen Tochter meines Wirths in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweißin, bekannt, mit der ich mich unter Gottes Beistande 1749 den 22. Julii verehelichte. Sie ist geboren den 14. December 1732. Ihre Mutter war Anna Maria Munzin vom Röracheof. Vorher schon, den 11. Julii, wurde ich in Ludwigsburg von den beiden Leibärzten Bilfinger und Gosner im Beisein des Chirurgen Zänker examinirt und nachher, den 29. September, in Marbach zum Bürger aufgenommen. Daselbst nun trieb ich die Wundarzneikunst bis zu Anfang des 1753. Jahres. Mein Schwiegervater, Georg Friedrich Kodweiß, ein Bäcker, hatte schon etwa zehn Jahr vor meiner Ankunft die Holzinspection bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen, sich aber dabei durch unvorsichtige Handlungen mit Bauen und Güterkaufen einen solchen Rest in seiner Holzrechnung zugezogen, daß sein ganzes Vermögen kaum hinlänglich war, solchen zu tilgen. Eine geraume Zeit hatte er sich mit Aufnehmen verschiedener Capitalien zu helfen gesucht, und auch mein an baarem Gelde beigebrachtes Vermögen wurde zu Abschlagszahlungen seines Rests angewandt und mir, der ich damals den Verfall meines Schwiegervaters weder vermuthen noch einsehen konnte, von seinem Vermögen eigentlich nichts dazu ausgesetzt, unter der Vorspiegelung, daß ja dereinst das Ganze mir zufallen müßte. Als ich aber endlich auf den Grund sehen konnte

und befürchten mußte, daß mit dem Umsturz meines Schwiegervaters ich auch das Meinige verlieren könnte, kaufte ich ihm die Hälfte seines Hauses ab und hielt an dem Kaufschilling mein Beibringen zurück. Um aber auch der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete ich, von Marbach ganz hinweg zu kommen. In dieser Absicht suchte ich Dienste unter dem Militär bei unserm gnädigsten Landesherrn, anfangs als Feldscher, und da es sich nicht fügen wollte, wurde ich den 7. Januar 1753 Fourier unter dem damaligen Prinz Louis'schen Regiment, der Oberst von Camaigre'schen Compagnie. 1757 den 16. September, als bloß etliche Tage vor dem Abmarsch in die böhmische Campagne, wurde ich bei eben diesem Regiment Fähndrich und Adjutant. Das herzoglich württembergische Corps, 6000 Mann stark, marschirte hierauf aus dem Lager bei Pflugfelden über Plochingen, Geißlingen, Westerhagen bis Günzburg, und von da zu Wasser nach Linz in Oberösterreich. Sowohl bei Geißlingen als in dem Lager bei Linz revoltirten viele von dem General von Spitznas'schen und Prinz Louis'schen Regiment aus einer von Übelgesinnten ausgestreuten Furcht vor einem Religionskriege. Von Linz marschirte das Corps nach Schweidnitz in Schlesien und nach dem Übergang dieser Festung an die Kaiserlichen nach Breslau. Hier wurde mit den Preußen unter Commando des Prinzen von Bevern durch die Kaiserlichen eine Schlacht gewonnen und Breslau eingenommen. Allein nach etwa vierzehn Tagen, als 1757 den 5. December, ging eine weit entscheidendere Bataille zwischen diesen beiden Heeren unterhalb Breslau bei Leuthen vor sich zum größesten Nachtheil der kaiserlichen Waffen. Die württembergischen, bayerischen und würzburgischen Truppen hatten den linken Flügel, der vom König selbst angegriffen und hierauf Strecke vor Strecke die ganze kaiserliche Armee bis Breslau zurückgeschlagen werdn. Ich verlor mein Pferd, mußte mich mit andern zu Fuß retiriren und hätte

beinah des Morgens um ein Uhr vor den Festungswerken Breslau's in einem Morast das Leben eingebüßt. Von Breslau ging die Retirade ohnausgesetzt zurück bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Daselbst stunden wir, kaum die Hälfte unsrer Zahl, zehn Tage lang au bivouac und gingen sodann traurig in die Winterquartiere nach Böhmen in den Saazer Kreis. Mein Standort war Leonschütz, eine Stunde von Postelberg und zwei Stunden von Laun, das Hauptquartier aber Saaz. In dieser und andern Ortschaften, allwo die württembergischen Truppen einquartiert lagen, riß eine heftige Krankheit, ein bösartiges Faulfieber ein, wodurch nicht nur die Hälfte der aus dem Feldzug übrig gebliebenen Mannschaften, worunter selbst der commandirende Generalfeldzeugmeister von Spitznas gewesen, sondern auch gar viele Landesinwohner hingerafft wurden. Aus dem Lazareth in Saaz sind manchen Tag fünfzehn bis zwanzig Mann Todte auf Wägen ausgeführt und ohne Bahren zusammen in große Gruben verscharrt worden. Eine sehr mäßige Lebensart und beständige Bewegung in freier Luft mit der Jagd mag unter dem Schutz Gottes das meiste dazu beigetragen haben, daß ich von andern nicht angesteckt worden bin. Denn da auch selbst die Regimentsfeldschere und andere Feldschere theils gestorben, theils krank darnieder gelegen, und also niemand bei'm Regiment gewesen, der den vielen Kranken hätte etwas verordnen können, so habe ich mich derjenigen in meinem Standquartier Leonschütz angenommen und aus dem daselbst vorhanden gewesenen Feldkasten des damals schon gestorben gewesenen Regimentsfeldscher Bourry nach bestem Wissen und Gewissen Arzneien ausgegeben, zur Ader gelassen, Vesicatorien gesetzt und dergleichen, als wobei ich leicht hätte angesteckt werden können. An geistlichen Ärzten hat es ebenfalls gefehlt, und die noch gesund Gebliebenen in einiger Religionsfassung zu erhalten, wurde auf Antrag des damaligen Regimentscommandanten, Obristwachtmeister von Stößer, unter

uns eine Art Gottesdienst veranstaltet, wobei ich auch die Vorlesung einiger Gebete und Absingung schicklicher Lieder zu übernehmen hatte.

1758 den 21. März wurde ich zum Lieutenant gnädigst ernannt, und den 1. April marschirten wir aus Böhmen nach dem Vaterland zurück. Indessen wurde mir 1757 den 4. September das erste Kind in Marbach geboren, Elisabetha Christophina Friederike.

Nachdem das Corps in Stuttgart angekommen, wiederum ergänzt und ich den 1. Mai 1758 von dem Prinz Louis'schen zum damalig General von Romann'schen Regiment gesetzt worden, marschirte es im September zur französischen Armee nach Hessen. Wir trafen solche bei Cassel an, schlugen den hannövrischen General von Oberg bei Landwehrhagen, marschirten nach geendigter Campagne wiederum in das Land zurück, und ich kam mit dem Stab nach Winnenden.

1759 im August ging das Corps in die zweite hessische Campagne; wir kamen bei Fulda zu stehen, ein Überfall des Prinzen von Braunschweig aber delogirte uns. Nach beschlossenem Feldzug kamen wir in's Würzburgische eine Zeitlang in die Winterquartiere, und hernach im April 1760 in's Land zurück.

1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren. Nach unsrer Heimkunft kam ich mit dem Stab nach Vaihingen; hier wurde das Regiment ergänzt, worauf das Corps den 20. Julii wiederum abmarschirte, über Heilbronn, Öhringen, Lauringen 2c. nach Thüringen, Sachsen-Gotha, Mühlhausen, Schmalkalden, Merseburg bis Halle im Magdeburgischen. Nachdem wir in dieser Gegend bald vorgerückt, bald wieder zurückgegangen, kamen wir zuletzt bei Leipzig zu stehen, mußten aber wegen Annäherung der preußischen Armee über Weißenfels nach Thüringen zurück, und sodann marschirte das Corps nach dem Vaterlande in die Winterquartiere. Ich kam mit dem Stab nach Urach, im Februar 1761 aber nach

Cannstatt, in Cantonnirung. Den 17. August dieses Jahrs wurde ich Hauptmann. Das Regiment kam 1762 nach Ludwigsburg, von dort nach Stuttgart und wiederum nach Ludwigsburg. Seit dem Jahr 1759 wurde ich mit einem nahen Vetter, Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr, bekannt, welcher kurz vorher von Halle zurückgekommen, woselbst er seine Studien in der Philosophie, Geschichte und Cameralwissenschaft getrieben. Durch dessen Aufmunterung und Briefwechsel bekam ich Lust, mich auch ein mehreres und soviel es ohne Anleitung und ohne Abbruch meiner Dienstgeschäfte geschehen konnte, auf die Literatur zu legen, nachdem ich schon etwa fünf Jahre vorher einige Theile mathematischer Wissenschaften begriffen hatte. Ich ging darin so weit, daß ich mich endlich unterstund, unter dem Titul: „ökonomische Beiträge zur Verbesserung des bürgerlichen Wohlstandes" zu schreiben. Ohneachtet ich bald hierauf und gegenwärtig noch nur allzu sehr einzusehen gelernt habe, daß diese Schrift noch sehr unvollkommen ist, so wurde doch das Buch als eine sonderbare Erscheinung von einem Officier und auch der leidlichen Schreibart wegen gut aufgenommen.

1763 den 24. December wurde ich nach Schwäbisch-Gmünd auf Werbung gesetzt, 1766 den 23. December von dort zurückgerufen, und die in diesen drei Jahren im Rückstand gebliebenen Diätengelder und Gage, über 2000 Gulden betragend, bei der Kriegscasse gnädigst angewiesen; ich konnte aber erst nach neun Jahren mit Accord dazu gelangen. Nach Zurückkunft von der Werbung kam ich zu dem Generallieutenant von Stain'schen Regiment in die Garnison nach Ludwigsburg.

1770 den 10. September bekam ich eine eigne Compagnie. 1773 wurde ich mit täglich sechzig Mann von der Ludwigsburger Garnison an den Eglosheimer See auf Arbeit commandirt, und 1775 den 5. December kam ich aus dem nexu militari als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitude.

Von meiner Jugend an, theils bei meiner Erziehung dazu angehalten, theils aber durch eine angeborene Neigung dazu gestimmt, fand ich immer viel Vergnügen an landwirthschaftlichen Beschäftigungen. Ohne in den Augen des vornehmen Pöbels meinen Officierscharakter zu beleidigen, konnte ich lange nichts darin vornehmen. Endlich gerieth ich auf die Baumzucht, legte hinter meinem Logis in Ludwigsburg eine kleine Baumschule an, aus der ich über viertausend Stück junge, meist schon mit den besten Gattungen oculirte Äpfel- und Birnbäume auf die Solitude mitbringen konnte. Ich überließ solche gegen einen dreijährigen Genuß der sämmtlichen dortigen Grasplätze, und durch deren möglichste Verbesserung brachte ich das Lucrum meiner Baumschule gegen tausend Gulden. Bei dieser Gelegenheit übertrugen mir Seine herzogliche Durchlaucht die freie Behandlung der hiesigen sogenannten Forstschule, eine Anlage von zwanzig Morgen Platz, die anfangs dazu bestimmt worden, alle im Land wachsenden Hölzer an Bäumen und Gesträuchen in besonderen Abtheilungen anzupflanzen und zu unterhalten. Da aber das darin befindliche Erdreich nur an wenigen Orten schicklich genug, an den mehrsten aber felsicht, mit Letten und Wassern ganz unfruchtbarer Grund erfunden worden, so konnten auch die gemachten Anlagen gegen zehn Jahre lang vor meiner Ankunft nicht zu Stande gebracht werden. Als aber ich mit Unterbringung meiner eignen Baumschule dahin gnädigst angewiesen wurde, so gab ich mir alle ersinnliche Mühe, diesen außer dem sehr wohl gelegenen Platz brauchbar zu machen, welches mir auch so weit gelungen, daß ich, mit Inbegriff meiner eignen Baumschule, von 1777 an bis 1788, also in eilf Jahren, die Anzahl von 22400 Stücken an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern theils nach Hohenheim, theils an die hiesige Gärtnerei abgeben können und sich mit Anfang 1789, da ich dieses schreibe, an kleinen und großen dergleichen Bäumen und Hölzern wohl über

30000 Stücke in dieser Forstschule vorfinden mögen, auch nebenbei die meisten im Land wachsenden Hölzer in besonderen Abtheilungen angelegt und alle Alleen und Wege, deren Inhalt sieben Morgen Platz einnimmt, mit hochstämmigen Bäumen besetzt sind.

Nun ist noch übrig, die Geburt meiner Kinder nach der Ordnung zu bemerken.

1757 den 4. September zu Marbach:

Elisabeth Christophine Friederike.

Taufzeugen:

Herr Fähndrich Gerstner.
Herr Bürgermeister Hartmann.
Frau Collaborator Ehrenmännin.
Jungfer Sommerin.

1759 den 10. November zu Marbach:

Johann Christoph Friedrich.

Taufzeugen:

Herr General von Gabelenz.
Herr Bürgermeister Hartmann in Marbach.
Herr Bürgermeister Hübler in Vaihingen.
Herr Johann Friedrich Schiller.
Frau Ehrenmännin.
Jungfer Sommerin.
Jungfer Bilfinger in Vaihingen.
Jungfer Wernerin von da.
Jungfer Wölfingin in Marbach.

Nachher hat sich dazu angegeben:

Herr Obrist von Rieger.

1766 den 24. Januar in Lorch:

Luise Dorothea Katharina.

Taufzeugen:

Herr Pfarrer Moser.
Frau Oberamtmann Scheinemännin.
Frau Helferin Kapfin.
Frau Ehrenmännin.

1768 den 20. November in Ludwigsburg:

Maria Charlotte.

Taufzeugen:

Herr Hauptmann von Hoven.
Herr Hof- und Canzleibuchdrucker Cotta.
Frau Hauptmann Stollin.
Frau Dr. Reichenbachin.
Frau Pfarrer Moserin.
Frau Helfer Kapfin.
Frau Ehrenmännin.

Dieses Kind ist den 29. März 1774 an Entzündung der Lunge gestorben und alt worden 5 Jahre, 4 Monate, 21 Tage.

1773 den 4. Mai zu Ludwigsburg:

Beata Friederike.

Taufzeugen:

Herr Hauptmann Flach.
Herr Leibmedicus Reichenbach.
Herr Oberamtmann Grüb zu Altenstein.
Herr Hauptmann Schmeckenbecher.
Herr Rath Pfahler.
Herr Professor Jahn.
Frau Hauptmann Stollin.
Jungfer Beata und Friederike Elwertin.
Frau Pfarrer Steinwegin.

Dieses Kind ist den 22. December a. c. an Halsgichtern gestorben.

1777 den 8. September auf der Solitude:

Caroline Christiane.

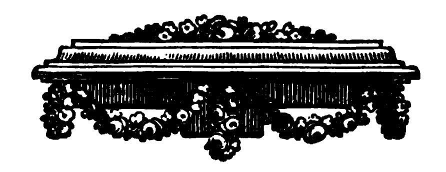
Taufzeugen:

Herr Hauptmann Stoll nebst Frau.
Herr Kammerrath Spittler.
Herr Professor Abel.
Herr Pfarrer Kapf.
Herr Stadthauptmann Ploucquet.
Beide Jungfern Elwertin.
Frau Liesching.

Bis hierher hat der Herr, mein Gott, geholfen, mich aus einem niedern und dürftigen Stande zur Officierswürde hinaufsteigen lassen, mir immerdar reichliche Nahrung gegeben, mich gesund erhalten, aus vielen Lebensgefahren gerettet, durch Verläumdung meiner Feinde nicht stürzen lassen und bis heute sammt den lieben Meinigen erhalten, an meinen zwei älteren Kindern viele Freude erleben lassen. — Dafür sei ihm Preis, Ehre und Dank, und ich will Seinen Ruhm verkündigen zu Kindeskind. Amen.

Solitude, den 17. Mai 1789.

Johann Kaspar Schiller.



2. Es war ein gelehrter Vetter in der Familie, der in Mainz lange lebte. Dieser war immer das Vorbild, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten. Eignes hat er nicht geschrieben, aber das Leben der Maria Stuart hat er von Robertson übersetzt. So viel hörte ich [Charlotte von Schiller] immer. Er war Schillers Pathe und die gute alte Mutter machte allerlei Speculationen auf ihn. . . .

Schillers Vater war ein genialischer Mann und mir sehr merkwürdig, die Kraft seines Geistes hat ihn nicht verlassen, bis an's Ende; im Jahre 1796 starb er im Herbst. Ich habe etwas gefunden, was seinen Geist so rührend zeigt. Er hat ein Werk über die Baumzucht geschrieben, was Schiller noch zu seiner Freude herausgegeben. Er, der gute Papa, hatte eine Dedication dazu an seinen Sohn geschrieben, die ich Ihnen [Körner] beilege; die Art, wie er seinen Sohn segnet, ist so rührend . . .

Über die Mutter Schillers sind ganz irrige Urtheile in der Welt. Sie werden aus des Vaters Leben sehen, daß sie keine gebildete Erziehung haben konnte. Es war eine kräftige tüchtige Frau, die viel Thätigkeit und Lebendigkeit hatte, groß und stark gebaut. Ein weiches Gefühl für die Schmerzen ihrer Nebenmenschen, und in spätern Zeiten war sie eher schwermüthig als heiter gestimmt. So weinte sie zum Beispiel, als sie ihren Sohn nach eilf Jahren wiedersah, schon in den ersten Tagen über die Trennung, die ihr wieder bevorstand. Der Vater war sehr heftig und unruhig, dadurch hat sie viel gelitten; — auch daß ihr Sohn so weit von ihr war und die gewaltsamen Schritte, die ihn bewogen, Schwaben zu verlassen, haben sie unglücklich und weich gestimmt. Sie liebte nicht zu lesen, und wenn sie nicht sich über den Ruf ihres Sohnes gefreut hätte, so hätte sie niemals ein Buch in die Hand genommen.

Klopstock kannte sie nur aus den geistlichen Liedern, denn außer Erbauungsschriften kannte sie wohl wenige. Die Ökonomie

war ihre Beschäftigung. Sie war für ihre Familie liebenswürdig, und Schiller hing an ihr mit reiner kindlicher Anhänglichkeit. Aber für fremde Menschen konnte sie selbst als Erscheinung nichts sein, weil sie gar keine Bildung nach außen hatte. Sie lebte nur für die Wirthschaft . . .



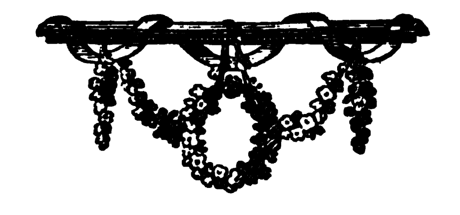
Eltern.

3. Schillers Vater, Major bei einem württembergischen Regiment und zuletzt Aufseher über das Lustschloß Solitude, war ein Mann von gewöhnlichem Verstande und geradem redlichem Charakter; aber zu weiterer Ausbildung des ersteren und zu Erweiterung seiner Kenntnisse hatte er wenig Gelegenheit, indem er, nachdem er die Schule verlassen hatte, zu einem Chirurgen kam, bei dem er nach damaliger Weise Chirurgie lernte, zugleich aber die Verrichtungen eines Barbiers, Rasiren und dergleichen, üben mußte. Nicht viel mehr war seine Laufbahn als Militär, erst als Chirurg und dann als wirklicher Officier, geeignet, jene Bildung zu erhöhen; nur seine letzte Anstellung als Aufseher auf der Solitude gab ihm Gelegenheit, die Kenntnisse von der Landwirthschaft, die er schon früher erworben hatte, zu vermehren, worüber er auch seine Beobachtungen durch den Druck bekannt

gemacht hat*). Mehr hat seine militärische Laufbahn auf seinen Charakter gewirkt, welcher dadurch große Ordnungsliebe, Genauigkeit und Strenge erhielt.

Seine Mutter war eine Frau von gesundem, jedoch nicht vorzüglichem und ausgebildetem Verstand; auch zeichnete sie sich durch viele Imagination, vorzüglich aber durch Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit des Gefühls aus. Daher war sie auch eine äußerst zärtliche Mutter, und besonders liebte sie ihren Sohn (er war der einzige) so sehr, daß die Entfernung von ihm und der Mangel der Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen, ihr ganzes Leben trübte. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens traf ich [Abel] sie nach langer Zeit zum erstenmal wieder in einem Hause, wo sie mich so wenig erwartete, als ich sie; den Augenblick ergoß sie sich in einem Strom von Thränen, die, wie sie sich hernach erklärte, dem Andenken alter besserer Zeiten, vorzüglich aber ihrem damals noch lebenden und glücklichen, aber von ihr auf immer getrennten Sohne flossen.

Von Schillers Schwestern ist eine an den Bibliothekar Reinwald, die andere, noch lebende, an den Stadtpfarrer in dem württembergischen Städtchen Möckmühl verheirathet; eine dritte ist längst unverheirathet gestorben.



*) In einer Schrift: Betrachtung über landwirthschaftliche Dinge in Württemberg. 1.—4. Stück. Stuttgart 1767. 8.

4. Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater . . .

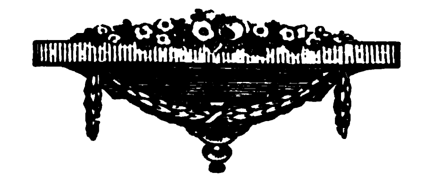
Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dieß veranlaßte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten und geachtet von allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Über diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt
„meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an
„Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an
„Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört.
„Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der
„Sterblichen achtest!"

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

5. 1759.

M. et D.	Infantes	Parentes	Susceptores.
d. 11 Novembr.	Johann Christoph Friederich	Johann Caspar Schiller, Lieutenant unter dem Löbl. General-Major-Romannischen Infanterie-Regiment, ux. Elisabeta Dorothea, geb. Kodweißin.	HE. Christoph Friederich von der Gabelenz, Seiner Herzogl. Durchlcht. Zu Wirtemberg wirkl. Cammer Herr, Obrist u. Commandant des Löbl. General-Major-Romannischen Infanterie-Regiments, auch Chevalier de l'ordre Militaire de St. Charles; Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus; Ferdinand Paul Harttmann, Bürgermeister u. Amtspfleger; N. N. Hübler, Bürgermeister zu Vaihingen; Beata Dorothea Wölfingin, gewesenen Vogts und Kellers alhier ehl. led. Tochter; Bernhardina Friederika Bilfingerin, Pflegers zu Vaihingen an der Enz ehl. ledige Tochter; Maria Sophia Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin von hier; Regina Elisabeta Wernerin, Bürgermeisters zu ged. Vaihingen ehl. led. Tochter, u. Elisabeta Margareta Sommerin, led. von Stuttgart.



Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren.

Sein Vater war damals Lieutenant bei dem Prinz Louis'schen Regimente, das zu jener Zeit in Stuttgart in Garnison lag, seine Mutter aber hielt ihre Niederkunft bei ihren Eltern in Marbach. — Schon in früher Jugend war er ein zartes schwächliches Kind, das bei den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oft krampfhafte Zufälle bekam, wobei es sich doch bald wieder erholte und bis in's vierzehnte Jahr größtentheils gesund blieb.

Schon frühe zeigten sich bei dem kleinen Fritz gute Anlagen. Als Kind von fünf Jahren war er schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familiencirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbeieilte. Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich-gelbe Haar, das seine feine Stirne ummahlte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben. Seine Folgsamkeit sowie sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderstehlich an, und doch ließ er nie seine Geschwister noch kleine Freunde eine Überlegenheit fühlen, er war immer bescheiden und entschuldigte andern ihre Fehler. Daher wählten ihn alle gern bei ihren Spielen.

Im Jahre 1765 berief der Herzog von Württemberg Schillers Vater als Werbofficier an die württembergische Gränze, nach Schwäbisch-Gmünd. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst

bewog Schillers Vater, den Herzog um die Erlaubniß zu bitten, sich mit seiner Familie in den nächsten württembergischen Ort zu begeben und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde. Es wurden ihm auch noch zwei Unterofficiere beigegeben, welche er in der Folge noch zu verköstigen hatte, denn die armen Leute bekamen eben so wenig wie Schillers Vater die versprochene Besoldung — drei Jahre lang nicht einen Heller —, so daß die Schiller'sche Familie von ihrem eigenen wenigen Vermögen sich einrichten mußte. Sichtbarlich war hier Gottes Segen bei der treuen Pflichterfüllung von Schillers Vater und auch der Dank und die Liebe der guten Bewohner Lorchs und ihrer Umgebungen, die ihre Söhne nicht durch listige Vorstellungen zu verlieren fürchten mußten, wie es bei mehrern Werbposten geschah. — Niemand wußte den Zweck dieser Werbungen, es blieb ein Geheimniß, bis man am Ende ihn leider erfahren mußte.

In dieser Lage war es eine Gunst des Himmels, in diesem Orte — nämlich das Dorf und Kloster Lorch — so edle Menschenfreunde zu finden, die auf alle Weise Schillers Eltern den Aufenthalt zu erleichtern suchten. — Während der Zeit wurde die Familie wieder mit einer Tochter vermehrt, wobei sich die Anhänglichkeit der guten Menschen auf's herzlichste aussprach. Daher konnte auch nie das Dankgefühl erlöschen, so lang ein Glied der Schiller'schen Familie übrig ist.

Hier fand auch der kleine Schiller von fünf Jahren an dem Sohn des würdigen Herrn Pfarrer Moser daselbst seinen ersten Jugendfreund, den er sehr liebte, und der edle Mann hatte die Güte, ihn in die Stunden aufzunehmen, die er seinem Sohne gab, und versuchte, im sechsten Jahre einen Anfang im Lateinischen mit ihm vorzunehmen; auch sogar im Griechischen sollte etwas versucht werden, weil der Herr Pfarrer selbst einer der ersten Sprachkundigen zu jener Zeit war, aber der Vater fand es noch nicht für gut. Hier also, in dieser Umgebung und dem

wahrhaft frommen Sinne jener Familie erwachte im jungen Schiller zunächst die Neigung, sich einst dem geistlichen Beruf zu widmen. Er fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außer dem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ; dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.

So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn; er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abtheilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.

Er ging auch gern in die Kirche und Schule und versäumte keins ohne wichtige Ursachen. Nur einmal geschah es, daß er sich vergaß, es rief ihn nämlich die Nachbarin, die mit der Familie sehr bekannt war und durch deren Haus er immer den Gang nach der Schule machen mußte, er sollte einen Augenblick in die Küche kommen. Sie wußte, daß es sein Lieblingsgericht war — Brei von türkischem Weizen; natürlich folgte er der Einladung und war kaum über den Brei gerathen, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte; allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte nur: Nun geh nur nach Hause. Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Haus käme, und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich.

Er war auch immer sehr gewissenhaft, wie schon aus diesem Vorfall zu ersehen ist, und sagte es gewöhnlich selbst, wenn er gefehlt hatte. Eine Hauptneigung bei ihm war, gerne zu geben. So bemerkte einsmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede setzte, sagte er, daß er sie einem armen Jungen gegeben hätte; er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war; wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die der Vater wieder anschaffen mußte, dann gab's Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung.

So vergingen nun in ländlicher Umgebung unter den guten Bewohnern Lorchs diese drei Jahre, wo Schillers Vater noch immer nebst seinen zwei Unterofficieren keinen Heller Gehalt bekam und genöthigt war, den Herzog um seine Zurückberufung zu bitten, welches der Herzog auch genehmigte. Und so reis'te denn die Familie 1768 von Lorch unter den herzlichsten Segenswünschen wieder ab, um nach Ludwigsburg, wo das Regiment, wobei Schillers Vater als Hauptmann angestellt war, in Garnison lag, zu ziehen. Hier wurde nun der junge Schiller in die ordentliche lateinische Schule eingeführt. Sein erster Lehrer dort war der Professor Honold, der über den guten Anfang seiner Kenntnisse sehr zufrieden war, und er es auch in kurzer Zeit so weit brachte, daß er einer der ersten Schüler war; unerachtet ihn der Vater nie lernen sah und es ihm oft verwies, so bestand er doch in der Schule, weil er sich gewöhnte, früh aufzustehn und seine Lectionen zu repetiren. Er ging sehr oft nüchtern in die Schule, wenn das Frühstück nicht fertig war und die Stunde schlug.

Einmal geschah es, daß ihn sein Lehrer aus Irrthum sehr hart bestrafte. Als er es gewahr wurde, so kam er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deßhalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm,

sagte er, daß es so wäre; er hätte gedacht, sein Lehrer meinte es doch gut. Diese Mäßigung erwarb ihm sehr die Liebe des Lehrers und des Vaters.

Die Schiller'sche Familie lebte damals in Ludwigsburg ohnweit dem herzoglichen schönen Schlosse und dem dabei befindlichen Comödienhause. Den Officieren mit ihren Familien wurde freier unentgeltlicher Zutritt gestattet. Daher kam es, daß statt einer Belohnung für Schülerfleiß der junge Schiller zuweilen mitgenommen wurde.

Es ist bekannt, wie glänzend damals unter der Regierung des Herzogs Karl die Opern, Schauspiele, Ballette gegeben wurden, denn größtentheils waren die Spielenden Italiäner. Ganz natürlich mußten diese Vorstellungen auf das junge lebendige Gemüth des jungen Schiller, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. Er war ganz Aug' und Ohr, bemerkte alles genau und versuchte zu Hause durch Bücher, die er zu einem Theater bildete, von Papier Figuren ausschnitt und durch einen Faden geleitet sie ihre Rollen spielen ließ. Dieß wurde er aber bald überdrüssig und fing an, mit seinen Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle. Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler. Er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles.

Doch bald nachher trat die erste Lieblingsneigung wieder hervor, und er widmete sich mit erneutem Fleiße dem künftigen geistlichen Berufe. Er war auch schon dreimal in dem gewöhnlichen Landexamen in Stuttgart sehr wohl bestanden, als seine Hoffnungen eine andere Wendung nahmen.

Der Herzog von Württemberg errichtete zu jener Zeit auf der Solitude eine Pflanzschule für Söhne seiner Soldaten. Anfangs war sein Plan bloß, für den Militärstand sich diese Ju-

gend nachzuziehn. Nachher aber erweiterte er ihn und nahm auch Officierssöhne, welche gute Zeugnisse von ihrem Lehrer hatten, auf, wählte würdige Männer zu Lehrern und Vorgesetzten für Wissenschaften und Künste.

Schiller war indessen in die dritte, welches die vorletzte Classe war, getreten und erhielt von seinem Lehrer, Oberpräceptor Winter, die besten Zeugnisse seines Fleißes, welches auch dem Herzog bekannt wurde. Er ließ also Schillers Vater so wie mehrere Officiere zu sich kommen und erklärte ihnen, daß er gesonnen wäre, auch ihre Söhne in die Pflanzschule aufzunehmen. Hierauf erwiderte nun Schillers Vater, daß er es für eine Gnade aufnehmen würde, wenn sein Sohn seiner Neigung, dem geistlichen Stande sich einst zu widmen, folgen dürfte.

Diese Freimüthigkeit schien dem Herzog nicht zu gefallen, der gewohnt war, alle seine Äußerungen als Befehle befolgt zu sehen; doch erklärte er, daß er für diese Wissenschaft keine Einrichtung getroffen hätte, aber jede andere könnte sein Sohn wählen.

Unter diesen Entschließungen vergingen einige Tage, weil sie viele Überwindung vor den jungen Schiller kosteten. Der Vater wurde wieder zum Herzog berufen und auf eine Erklärung gedrungen. Endlich aus Furcht, die Ungnade des Herzogs sich zuzuziehen, da der Vater unmittelbar unter dem Herzog stand, entschloß sich der junge Schiller, auch aus Gehorsam gegen die Eltern, zum juristischen Studium, zu dem er aber nicht im geringsten Lust hatte; dieses Opfer kostete ihn sehr viel, und man kann annehmen, daß von dieser Zeit an seine Kränklichkeit anfing, da er gewohnt war, mit allen Kräften sich den Wissenschaften zu widmen; auch war die Einrichtung in der Pflanzschule, fast täglich zu baden, seiner Natur entgegen.

Er betrat also in seinem vierzehnten Jahre diese Pflanzschule, nachdem er vorher in Ludwigsburg confirmirt worden war; bald darauf erhielt sie den Namen Karlsschule.

Der mechanische Gang der Lehrstunden beschäftigte nicht hinreichend genug seinen Geist, er widmete also die Erholungsstunden den Musen.

Seine ersten Versuche waren einige Gedichte in Klopstockischer Manier, diesen Dichter er sehr verehrte; die andern kamen in der „Anthologie von 1782“ heraus, davon er einige verbessert in seiner späteren Ausgabe dem Publicum mittheilte.

Sein erstes Schauspiel „Die Räuber“ entwarf er ebenfalls in den Nebenstunden und größtentheils im Krankenzimmer, das er oft Fieberanfälle wegen wochenlang hüten mußte. Es ist also kein Wunder, wenn in dieser Stimmung, noch unbekannt mit dem Menschen, bei dem Zwang der Verhältnisse in der Phantasie eines Jünglings solche Bilder entstehen mußten, die er im Charakter des Franz Moor darstellte.

Nach einem Jahre, nachdem er sich endlich mit vieler Mühe dem juristischen Studium gewidmet, auch sein Vater ihm die besten Werke für diesen Zweck angeschafft hatte, gefiel es dem Herzog, ihn abermals von diesem Fache abzuziehen, um das medicinische zu ergreifen.

Nicht auszusprechen ist die Stimmung, in die ihn dieser abermalige Wechsel versetzte! Und jeder Menschenkenner wird ahnden, was nothwendig erfolgen mußte, daß sein Geist nicht unterging.

Indessen überwand er sich abermals wieder, da der Herzog ihm versprach, ihm in diesem Beruf einst eine bessere Versorgung zu versichern, und Schiller strengte alle seine Kräfte wieder an, um in den ganz neuen unbekannten Weg zu treten; denn er hatte mehr Abneigung gegen diese Wissenschaft als zu der vorherigen.

Endlich rückte das Ziel der akademischen Laufbahn näher (denn in dieser Zeit wurde die Karlsschule zu einer Akademie erhoben). Nachdem er acht Jahre sich mit unermüdetem Fleiß seiner Lehrer und Vorgesetzten Zufriedenheit erworben hatte, auch selbst der Herzog ihn immer vorzog und sich mit ihm unterhielt, so war

er zu der Hoffnung berechtigt, durch eine gute Stelle nach so manchen Kämpfen endlich belohnt zu werden.

Aber leider — statt dieser eine ganz untergeordnete für Geist und Wirken, als Regimentsmedicus bei dem von Augéischen Regimente, die einem Mann von sechzig Jahren besser anstünde, und wobei er sich dem militärischen Zwang, die Uniform zu tragen, unterwerfen mußte, welches schon an sich ihm verhaßt war. Über dieß alles trug die Stelle nicht so viel, daß er sich nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse schaffen konnte: sein Vater mußte ihn immer unterstützen. Daher sah er sich genöthigt, durch seine Nebenarbeiten, die ihm schon einigen Ruf verschafften, diesen Mangel zu ergänzen, und in dieser Zeit erschienen seine „Räuber“ im Drucke, welche in Mannheim mit großem Beifall aufgenommen wurden. Und der Herr von Dalberg lud ihn feierlich zu der ersten Vorstellung ein, welches er auch annahm.

Hier wurden ihm die vortheilhaften Aussichten eröffnet, die er in der Folge auch annahm, da sich abermals wieder neue Schwierigkeiten entgegenstellten: denn —

In den „Räubern“ war nämlich eine Stelle, worüber sich die Graubünder beleidigt fanden*) und deßwegen den Dichter bei dem Herzog verklagten. Darauf wurde Schiller das Schreiben gänzlich verboten. Es schien, das Schicksal wollte ihn mit Gewalt aus dem Vaterlande treiben, das er doch so innig liebte und so viel Kämpfe ertrug. — So blieb kein anderes Mittel als es zu verlassen; und obgleich die Trennung von ihm seinen Eltern und Geschwistern noch den härtesten Kampf kostete, so mußte es geschehen. Im Auslande wurde er erkannt, geliebt, und die Folgen rechtfertigten seinen Entschluß.

*) In der Folge wurde Schiller wegen jener Stelle in Graubünden völlig gerechtfertigt, da gleich nachher eine ganze Räuberbande aus Graubünden umgeführt wurden.

7. Die Mutter hatte wirklich viel Geschmack und Gefühl für Poesie, aber kein Talent, selbst etwas zu versuchen. Sie las besonders gern die Lieder und Fabeln von Gellert, und Uz auch, doch war Gellert ihr Lieblingsdichter. Klopstock wurde uns allen sehr von meinem Bruder empfohlen, besonders die Oden und „Messias". Überhaupt aber faßte die Mutter immer mehr Neigung für religiöse Gegenstände der Poesie als bloß die der Kunst. Überdieß las sie gern Naturgeschichte und Reisebeschreibungen. Niemals aber kannten wir Hoffmannswaldau, und es ist unbegreiflich, wie dieser Widerspruch in's Publicum kommen konnte . . .

. . . Wie mein Bruder die Bekanntschaft des Herzogs von Weimar gemacht hat, kann ich Ihnen [Körner] nicht sagen . . .

Die Neigung für Klopstocks Werke entstand bei meinem Bruder in der Karlshohenschule in Stuttgart, eben zu der Zeit, wo er sie uns allen auch so sehr empfahl, wo er ungefähr achtzehn Jahr alt war.

Die Bekanntschaft des Herrn Pfarrer Moser geschah in unsrer frühsten Jugend, da mein Bruder vier Jahr alt war und drei Jahre diesen Unterricht genoß. Mein Vater war nämlich in dem württembergischen Dorfe Lorch auf Werbung geschickt vom Herzog, und da hatte dieser edle Mann die Freundschaft, seinen etwas älteren Sohn und meinen Bruder im Latein und das letzte Jahr sogar im Griechischen zu unterrichten. Nach Verlauf dieser drei Werbungsjahre mußte mein Vater wieder zur Garnison nach Ludwigsburg, und seitdem hatte mein Bruder nie seinen ersten Lehrer wiedergesehen, weil derselbe in ein anderes Ort versetzt worden war, als er, da er aus der Akademie trat, jenen Ort Lorch wieder besuchte.

8. Notizen über meine Familie, geschrieben im October 45.

Ob ich schon vermuthe, daß die bisherigen Lebensbeschreibungen von meinem seligen Bruder fast alles berührt haben, was meine Familie betrifft, so könnte doch vielleicht theilnehmenden Freunden nicht unwillkommen sein, was ich als älteste Schwester in meinen Erinnerungen noch aufbewahrt habe und es hiermit aufzeichne.

Unser lieber Vater, Johann Kaspar Schiller, ward in Bittenfeld, einem Dorfe ohnweit Ludwigsburg im Württembergischen, 1723 geboren.

Sein Vater war daselbst Schultheiß, den er aber sehr frühe verlor, und seine Mutter, Witwe mit sieben Kindern, mußte sich sehr einschränken und konnte nicht viel auf seine Ausbildung verwenden; sie wollte ihn daher nur für ländliche Geschäfte erziehen, und er mußte sich mit großer Mühe einige Kenntnisse verschaffen, und oft erzählte er uns Kindern, daß er sich mit seiner Grammatik hinter dem Holz verborgen hätte, weil seine Mutter es nicht gerne sah, und wie wir so glücklich wären, da er alles anwende, unseren Geist zu bilden und uns an nützliche Geschäfte zu gewöhnen, um einst durch eigne Kraft uns durch die Welt zu bringen und niemand lästig zu werden.

Diese Vorstellungen und noch mehr das Beispiel der guten Eltern sind auch mir auf meinem langen Lebensweg immer zur Richtschnur geblieben und haben oft in einer Zeit, wo ich mir so viel versagen mußte, meinen Muth erhalten, auch weil wir Kinder in diesen Grundsätzen erzogen wurden, daß alle Schicksale, sie mögen sein, wie sie wollen, eine höhere Hand regieret und nur den Zweck haben uns zu veredeln.

Der liebe Vater wählte einstweilen zu seinem fernern Fortkommen die Chirurgie und kam endlich durch Empfehlungen nach Holland*); dort gefiel es ihm sehr wohl, und er erinnerte sich

*) In Herzogenbusch gefiel es ihm sehr wohl.

gerne jener Zeiten, wo er recht in's Leben aufgeweckt wurde; nach einigen Jahren besuchte er wieder sein Vaterland und erhielt unter dem Militär eine Stelle als Fähndrich. Bei einer Durchreise durch Marbach lernte er unsere Mutter kennen; sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern*) und gut erzogen; nach näherer Bekanntschaft wählte er sie zu seiner Lebensgefährtin, und dieses Vertrauen, diese Liebe begleitete sie beide bis an das Ende des Lebens, das oft schweren Prüfungen unterworfen wurde.

Als die lieben Eltern neun Jahre verheirathet waren, wurde ich, das erste Kind, geboren. Die liebe Mutter wählte ihr Wochenbette in Marbach zu halten, um nahe bei ihren Eltern zu sein und ihrer Pflege zu genießen. Nach ein- und einem halben Jahre befand sie sich abermals wieder in gesegneten Umständen, als eben der siebenjährige Krieg ausbrach, wo auch unser Vater mit in's Feld mußte. Diese Trennung, in diesen Umständen, griff meine Mutter sehr an und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz hier einliefen, daher mein Bruder von Jugend auf immer schwächlicher war als ich, und seine nachherigen Schicksale waren auch nicht von der Art, daß sein Körper recht erstarken konnte.

Nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs, wo unser Vater sich durch seinen Diensteifer als Adjutant bei dem von Gabelenzischen Regiment Anerkennung erworben hatte, erhielt er bei dem Regiment von Stain die Hauptmannsstelle, und dieses Regiment wurde von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt. Hier wohnten wir aber nicht lange, weil die Officiere an die Gränzen berufen

*) Der lieben Mutter Vater war in Marbach Holzinspector, Namens Kodweiß, und, wie gesagt, wohlhabend — aber durch vielerlei Unglücksfälle fast um sein ganzes Vermögen kam. Daher wurde meine Mutter frühzeitig an den Wechsel des Schicksals gewöhnt, der sie auch durch ihr ganzes Leben begleitete.

wurden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben*), unsern Vater traf das Loos nach dem Gränzorte Lorch, einem Dorfe. Es wurden ihm zu seinem Geschäfte zwei Unterofficiere mitgegeben und ihm versprochen jeden Tag 3 fl. Dem Unterofficier, jedem, 1 fl. Der Vater reis'te sogleich an den bestimmten Ort und machte Anstalt, uns nachkommen zu lassen. Hier in Lorch**) fanden wir eine liebevolle Aufnahme, und wir alle erinnerten uns gerne jener Zeiten, obschon auch fand unser lieber Vater in dem dortigen Oberamtmann einen alten Freund wieder, der ehemals Officier war und auch ein treuer Freund unser aller wurde; unser lieber Vater befand sich wieder in seinen alten Umgebungen und konnte sich aussprechen und thätig sein; auch zwei würdige geistliche Herren wohnten hier und eine nach Verhältniß des Orts wohl eingerichtete Schule, wo wir Kinder auch hingingen. Der Herr Pfarrer Moser hatte auch die Güte, meinem Bruder mit seinen zwei Söhnen im Lateinischen Unterricht zu geben.

Meine gute Mutter wurde dort wieder mit einer Tochter***) erfreut, wozu sich die Herren Honoratioren zu Taufpathen erboten; sie konnte dieses Wochenbette mit aller Ruhe und Bequemlichkeit halten, und wir alle waren während dieser Zeit, welche drei Jahre währte, gesund geblieben. Allein in diesen drei Jahren bekam mein Vater keinen Heller des ihm versprochnen Solds, auch die armen Unterofficiere, die nichts zuzusetzen hatten,

*) Jedermann glaubte, es stände dem Vaterland ein Krieg bevor, daher ließen sich die Officiere diese Sendungen gefallen. Nachher erfuhr man, daß der Herzog sie an Holland verkaufte.

Solche Dinge geschahen in der ersten Regierungsperiode des Herzogs, die zweite war ganz anders und hauptsächlich der Neigung wegen, die er zu Einer Person faßte, nämlich zur Gräfin von Hohenheim.

**) Bei dem Dorfe Lorch liegt auf einer Anhöhe ein Kloster aus alten Zeiten, jetzt die Wohnung des Oberamtmanns.

***) Luise, nachher an den Stadtpfarrer Frankh in Württemberg verheirathet, nun aber schon fünf Jahre gestorben ist.

ebenfalls nichts, und wir mußten sie verköstigen. Nun schrieb mein Vater freimüthig an den Herzog um seinen versprochenen Gehalt, weil er nun als ein ehrlicher Mann nicht mehr hier leben kann und alles zugesetzt habe, oder um Zurückberufung in die Garnison. Dieses wurde nun genehmigt, aber das Guthaben lange nachher in kleinen Portionen nachgezahlt.

Wir zogen nun nach Ludwigsburg wieder zurück und wohnten dort bei Freunden nahe bei'm Schlosse und Comödienhaus. Die Officiere mit ihren Familien hatten freien Zutritt, und da geschah es, daß wir Kinder zuweilen auch mitgenommen wurden. Es war wohl ganz natürlich, daß diese prächtigen Vorstellungen*) in unsern Jahren uns sehr entzückten, ob wir schon nichts verstanden, da alles Italiänisch gesprochen wurde. Aber die Decorationen, die prächtige Kleidung war uns schon genug. In Ludwigsburg wurde nun mein Bruder in die lateinische Schule geschickt und erwarb sich durch sein gutes Verhalten und seinen Fleiß die Zufriedenheit seiner Lehrer, daß er bald in eine höhere Classe kam. In jener Zeit trug sich der Herzog mit dem Vorhaben, eine Pflanzschule für die Söhne seiner Officiere und Soldaten auf der Solitude**) zu errichten, er ließ sich daher von den Lehrern Zeugniß über ihre Anlagen und Fleißes geben, und

*) Die damaligen Vorstellungen im Theater wurden von lauter gebornen Italiänern gespielt; sie bekamen jährlich 1000 fl. Besoldung, die weiblichen noch mehr, die öfters Geliebten waren. Während dieser Zeit bekamen die Diener keinen Sold.

**) Solitude ist ein prächtiges Lustschloß gewesen, jetzt ist alles verödet. Der Weg von Ludwigsburg bei der Solitude ist in gerader Linie. Der Herzog legte ihn an, als er die Solitude baute, er kostet eine Million, weil der Herzog den Leuten ihre Grundstücke abkaufen mußte, die in die [?] Linie kamen [?]; auf diesem Weg, also drei Stunden lang, ist auf beiden Seiten eine Allee von fruchtbaren Bäumen, welches sehr schön ist; oben nun am Ende des Wegs steht das schöne Schloß, worauf [?] man dreißig Dörfer in der Umgebung sehen konnte.

unter diesen jungen Leuten wurde auch mein Bruder erwähnt, daher der Herzog meinen Vater zu sich berief und ihm sein Vorhaben eröffnete und ihm vorschlug, auch seinen Sohn in diese Anstalt aufzunehmen.

Worauf aber der Vater erwiderte, daß sein Sohn von Jugend auf Neigung für den geistlichen Stand gezeigt habe, was ihm, dem Vater, auch recht wäre, und wenn er also diese Neigung in dem Institut fortsetzen und ausbilden kann, so würde er es als eine Gnade ansehen, wenn sein Sohn aufgenommen würde.

Darauf entgegnete der Herzog, daß in seiner Anstalt keine Einrichtung dafür gemacht werden könne, sein Sohn könnte sich eine andre Wissenschaft wählen. Darauf entstand eine lange Pause, mein Bruder wollte keine Wissenschaft wählen, der Vater auch nicht, aber der Herzog drang auf eine Antwort, endlich nach langem Kampf wählte er die Rechtswissenschaft, zu der er aber nicht die geringste Lust hatte, und bloß aus Rücksicht des Vaters, der unmittelbar unter dem Herzog als Officier stand, und man dessen Zorn fürchtete, gab er nach und ergriff auch nach seiner Gewohnheit mit allen Geisteskräften diese Wissenschaft.

Nach einiger Zeit ließ ihn der Herzog kommen und stellte ihm vor, daß schon so viele von seinen Zöglingen sich den juristischen Studien gewidmet hätten, die er nicht alle zu versorgen wüßte, er sollte doch lieber die medicinischen wählen, wo er ihm dann in der Folge eine gute Stelle versprechen könnte.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, welcher harte Kampf abermals zu bestehen war und unsere ganze Familie in Ruhe störte, da man wohl voraussehen konnte, wie dieser abermalige Wechsel seinen Geist und Körper angreifen mußte; und dennoch, in der Hoffnung einer einstigen guten Anstellung bequemte er sich auch dazu und ergriff auch dieses Studium mit allen Geisteskräften.

Endlich erfolgte nun die Zeit der Anstellung, und diese bestand in der Stellung eines Regimentsmedicus bei Grenadier-

regiment von Augé, mit monatlichem Gehalt von 18 fl. In Stuttgart zu leben, wo die Volksmenge alles theurer machte, war unmöglich, daher hoffte er von seinen Nebenarbeiten sich noch einiges zu erwerben, da auch schon das Schauspiel der „Räuber“, in der Akademie angefangen, nun gedruckt war*), allein in diesem ist eine Stelle, die die Graubündner sehr übel nahmen und sich förmlich bei'm Herzog beschwerten. Darauf erfolgte der Bescheid: Schiller soll nichts mehr schreiben. Nun war alle Hoffnung verschwunden, und die Folgen davon sind bekannt. Es war kein anderer Weg, wenn sein Geist nicht ganz untergehen sollte, als der, den er wählte, das Vaterland zu verlassen.

Was wir, die Seinigen, in dieser Zeit um ihn für Kummer hatten, läßt sich nicht beschreiben. Der einzige Sohn und Bruder so herum getrieben, ohne alle Schuld sich hingegeben zu fühlen, und so verfehlt, seine Naturbestimmung zu leben!

Die ehemalige Pflanzschule, die auf der Solitude angelegt wurde, erweiterte sich so sehr, daß sie nach Stuttgart verlegt werden mußte, auch mein Bruder kam damals mit dahin, sie wurde nun zur Akademie erhoben, und nachdem kamen wir auf die Solitude, woran Folgendes die Ursache war:

Als wir in Ludwigsburg wohnten, hatten wir bei unserem Logis einen großen Garten, in diesem zog sich unser lieber Vater eine Baumschule auf. Seine militärische Stellung beschäftigte ihn zu wenig, und er bereicherte [?] . . . seinen Geist auch sonst mit wissenschaftlichen Gegenständen, als Mathematik, Sprachen 2c., aber an seiner Baumschule hatte er große Freude und brachte immer nach der Schloßparade einige Officiere mit, um sie ihnen

*) Er ward bei der ersten Vorstellung seiner „Räuber“ von Herrn von Dalberg feierlich eingeladen, der es auch nahm und die Vorstellung sehr gut gegeben wurde; aber in der Folge gefiel ihm das Theaterleben nicht, und er nahm den Vorschlag der Frau von Wolzogen an, auf ihr Gut Bauerbach sich zu begeben, wo es ihm wohl gefiel; dort schrieb er vollens [?] den „Don Carlos“.

zu zeigen. Dieß wurde endlich auch dem Herzog erzählt, daher er meinen Vater zu sich berief und ihn fragte, ob er sich gerne mit solchen Gegenständen beschäftige; als der Vater dieß bejahte, erklärte der Herzog, daß er längst im Sinne hätte, auf der Solitude*) eine große Baumschule zu errichten, worin in Zukunft alle Bäume für die herzoglichen Gärten und auch für alle Landstraßen (fruchtbare Bäume) sollten gezogen werden, wenn er also sich diesem Geschäft unterziehen wolle, so könnte er sich auf der Solitude einen Platz auswählen, der dazu schicklich wäre. Der Vater begab sich nach einigen Tagen dahin und fand auch einen schicklichen Platz zu diesem Unternehmen, wovon er dem Herzog eine Zeichnung machte, wie er ihn anzulegen gedächte. Der Herzog war ganz damit zufrieden und sagte, daß er alle Anstalten treffen sollte, sogleich an's Werk zu gehen, auch könnte er seine Familie kommen lassen, er hätte schon Logis für sie bestellt.

Nach kurzer Zeit also begaben wir uns auf die Solitude und fanden wirklich ein sehr schönes Logis nahe am Blumengarten, der außerordentliche Gattungen von Blumen enthielt, die ich nie wieder gesehen habe.

Es war überhaupt eine große Anlage, wozu ein Oberhofgärtner, zwei Hofgärtner, zwei Untergärtner nebst noch vielen andern angestellt waren, die alle zu thun hatten. Unser lieber

*) Solitude liegt auf einer Anhöhe und, wie ich schon sagte, der Weg bis Ludwigsburg in gerader Linie. Das Schloß ist sehr prächtig und auch die Nebengebäude sind mit schönen Wohnungen geziert, viele Anlagen der Gärten, Gewächshäuser und dergl. kosteten sehr viel dem Herzog, viele Orangerie, davon eine Allee (vierzehnhundert Bäume) besetzt war, und noch mehrere Plätze mit großen Orangebäumen . . . .

Diese Baumschule erweiterte sich so, daß bei dem Hinscheiden unsers Vaters 96 sich in derselben sechzigtausend Bäume befanden, alle in der größten Ordnung.

78 wurde auf Solitude meine jüngste Schwester Nanette geboren, welche in der Blüthe ihrer Jahre durch eine epidemische Krankheit uns wieder entrissen wurde.

Vater hatte die Oberaufsicht über dieß alles und sehr viel zu besorgen, aber dieß war gerade nach seinem Wunsch, er fühlte sich in seinem Wirkungskreis befriedigt, obschon er mehreres zu bekämpfen hatte; denn die Untergebenen waren nicht an Ordnung gewöhnt, die Herren Gärtner waren zu bequem, um nachzusehen, was unser Vater nun that.

Wir lebten also wirklich recht glücklich und zufrieden auf der Solitude, bis eine andere Zeit erfolgte, wie ich nachher berichten will.

Mein lieber Bruder besuchte uns, so oft es seine Geschäfte erlaubten, auf der Solitude, was immer ein Festtag für uns alle war; auch er vergaß seine fatale Stellung im Kreis seiner Lieben und kehrte immer mit Muth wieder nach Stuttgart zurück. Endlich erscholl das Gerücht, daß des Herzogs Nichte, die Großfürstin von Rußland, mit ihrem Gemahl und Gefolge den Herzog besuchen würde, da mußten nun überall große Zubereitungen gemacht werden, auch auf der Solitude, wo sie gegen Abend zuerst ankommen würden. Da wurde nun vom Herzog befohlen, daß der ganze Weg von Ludwigsburg, drei Stunden lang, sollte erleuchtet werden, denn das schöne Schloß, welches auch in gerader Linie oben stand, ebenfalls. Dieß machte nun wirklich einen prächtigen Anblick, da gerade auch der Himmel helle war. Es wurde für diese Herrschaften die Nachttafel bestellt und für dreihundert Personen Logis, und dennoch konnten nicht alle unterkommen, und wir bekamen noch Gäste.

Als sie endlich gegen acht Uhr des Abends ankamen, so führte sie der Herzog zuerst in die Comödie*), und es wurde erst gegen ein Uhr die Tafel besetzt. Unsere Gäste wollten sie auch sehen, und ich ging, sie zu begleiten, auch dahin, weil ich die

Die Herrschaften kamen gegen Abend an. Ein großes Gefolge.

*) Es ist ein sehr großes Comödienhaus auf Solitude und prächtige Decorationen. Die Schauspieler mußten von Stuttgart kommen.

Fürstin gerne sehen wollte. Die Großfürstin war eine große schöne Frau und ihre beiden Schwestern ebenfalls schöne freundliche Damen, der Herr Großfürst aber war nicht schön und ganz eigen; er schlief nicht in dem Bette, sondern lief des Nachts überall in den Anlagen herum. Den andern Tag war eine prächtige Jagd bei'm Bärenstein*) nahe an der Solitude. — Aber nun in dieser Nacht, wo alles so . . . . und froh war, in dieser Nacht also wählte mein Bruder, das Vaterland zu verlassen, um nicht so bald vermißt zu werden**). Er reis'te mit Herrn Streicher, einem Freunde, gerade nach Mannheim, wo er eingeladen war; von da aus schrieb er sogleich an den Herzog die Ursache seiner Entweichung, an seinen General, der ihn sehr liebte, und an unsern Vater. Der Herzog gab kein Zeichen der Ungnade von sich, er mochte wohl fühlen, daß er die Ursache dieses Schrittes war; natürlich der Vater und wir alle waren sehr bestürzt über die Art und Weise der Entweichung, allein jetzt nach der langen Zeit, da dieß geschah, war kein andrer Ausweg, um nicht geistig unterzugehen. In Mannheim, wo er sich einige Zeit aufhielte, machte man ihm Vorschläge, sich fest zu binden, allein nach reiflicher Überlegung war das Theaterwesen nicht nach seinem Sinn, und er erinnerte sich eines Vorschlags, den ihm, als er noch in der Akademie war, Frau von Wolzogen machte, nämlich, wenn er einmal aus der Akademie käme und an einem Ort recht ruhig und wohlfeil leben wollte, so solle er auf ihr Gut Bauerbach bei Meiningen sich begeben. Diesen Vorschlag führte er aus, und so kam er in hiesige Gegend, und in der Folge auch ich, durch ihn***).

*) Bärenstein (Bärenschlößchen) ist ein schönes Schloß.

**) Die nähere Beschreibung ist in dem Aufsatz von Herrn Streicher, „die Flucht" betitelt, ausgeführt.

***) Frau von Wolzogen hatte vier Söhne in der Akademie; in der Abtheilung war auch mein Bruder, der lehrte sie auch unsre Familie kennen, und

Indessen waren wir durch Nachrichten von ihm und seinem Vorhaben nun von Zeit zu Zeit benachrichtigt und er schrieb uns auch, daß er hier in Meiningen genug Freunde schon gefunden hätte, die ihm in seinen literarischen Arbeiten hülfreich entgegen kämen, so bedürfe .... er auch die herzogliche Bibliothek wegen geschichtlicher Nachrichten, wozu ihm der Bibliothekar Reinwald sehr behülflich wäre, und er ihn auch oft hier besuche. — Einst wiederholte mein Bruder diesen Besuch, aber Reinwald war auch über Land gegangen*), und er wartete lange auf Reinwalds Zimmer bis gegen Abend, und endlich zog er seine Brieftasche heraus und las die darin enthaltenen Briefe. Unter diesen war auch einer von mir, indem ich ihm, im Auftrag der Eltern, schreiben mußte, daß er auch mehr achtsam auf seine Wäsche sein sollte und dergl. Als Reinwald immer noch nicht kam, so ging er verdrüßlich fort und ließ seine Brieftasche liegen. Endlich kam Reinwald, und seine Hausleute sagten ihm, daß der Herr von Bauerbach lange auf ihn gewartet hätte. Er fand denn also auch die Brieftasche und las die darin enthaltenen Briefe. Wahrscheinlich mochten die Grundsätze der Sparsamkeit, die mein Brief enthielt, ihn bewogen haben, an mich zu schreiben; genug, ich erhielt einen Brief von ihm, wo er mir die Geschichte erzählt und zugleich versicherte, daß er meinem Bruder schon auch dergleichen bemerkt hätte, daß er aber jetzt sehr beschäftigt sei, weil er von Göschen sehr gedrängt würde, den „Don Carlos" zu vollenden, so würde er auch uns nicht viel schreiben können. Er aber könnte uns immer Nachricht geben. Mein lieber Vater trug

---

besuchte uns oft auf der Solitude, auch ich sie in Stuttgart, wo sie alle Jahre hinkam.

*) Nach Waldorf zu einem Herrn von Marschalk, Bruder der Frau von Wolzogen.

Reinwald konnte in guter Wirthschaft wirklich meinem Bruder ein Vorbild sein, wie ich ihn in Folge habe kennen lernen.

mir auf, Reinwald wieder zu schreiben und ihn zu bitten, fernerhin mit gutem Rath seinen Sohn zu unterstützen, und so entstand denn ein Briefwechsel, worin immer mein Bruder der Hauptgegenstand war, auch weil Reinwald immer mit ihm im Briefwechsel stand*), so wußte er von seinem Schicksal mehr als wir, wo sich ganz natürlich eine gewisse Beschämung dazwischen stellte, daß er uns noch nichts Bestimmtes über sein Schicksal sagen konnte.

Nach einiger Zeit äußerte Reinwald den Wunsch, unsere ganze Familie kennen zu lernen, und bat sich die Erlaubniß aus, uns zu besuchen. Mein Vater gewährte ihm gerne seinen Wunsch, da er seine Briefe immer mit Vergnügen las, die auch wirklich das Gepräge der Wahrheit waren. Ich durfte ihm also schreiben, daß wir ihn gerne aufnehmen würden.

Endlich also im Jahr 84 kam er mit einigen Freunden aus Stuttgart bei uns an. Seine Persönlichkeit hatte zwar nichts, was bei'm ersten Erscheinen einen angenehmen Eindruck machte, aber seine Unterhaltung war geistreich und wahr, und wir lernten uns an seine Persönlichkeit gewöhnen, und er wurde als Freund meines Bruders behandelt. Es schien ihm auch bei uns und auf der schönen Solitude zu gefallen, denn er blieb einige Wochen bei uns und bat sich bei'm Abschied die Erlaubniß aus, uns noch einmal besuchen zu dürfen und den Briefwechsel mit mir fortzusetzen, dessen Inhalt durch die persönliche Bekanntschaft sich vermehrte, und der Vater es versprach. Das folgende Jahr kam er also wieder und entdeckte meiner Mutter den Wunsch, mich zu seiner Lebensgefährtin zu wählen, da er nun überzeugt worden wäre, daß ich nicht auf äußeres Ansehen und glänzende Stellung in der Welt mich bestrebte, und da hoffte er, daß ich auch in Meiningen im Kreis edler und sittlicher Menschen mich

*) als er Bauerbach verließ, immer im Briefwechsel stand.

einheimisch befinden würde. Meine gute Mutter theilte mir diese Erklärung mit und äußerte dabei, daß sie und der liebe Vater nichts dagegen hätten, wenn ich mich entschließen könnte, Reinwalds Wunsch zu gewähren. Das war nun freilich eine ernste Frage; als Freund schätzte ich Reinwald um seiner Rechtschaffenheit und Kenntnisse willen, allein in näherer Verbindung, bei der spärlichen Einnahme, die er als wahrheitsliebender Mann uns endlich gestand, war doch vieles zu bedenken; auch meine Eltern zu verlassen, den schönen Ort und so vieles, was ich nachher nie wieder fand — — — nach langer Überlegung bestimmte mich Folgendes zu meinem Entschluß.

Ich habe schon erwähnt, daß unser glückliches Leben auf der schönen Solitude unterbrochen wurde und zwar auf folgende Weise. Die weitläufigen Gewächshäuser und übrigen großartigen Anlagen kosteten große Summen, darunter war die Ausgabe für den Dünger eine der größten*); da wurde denn dem Herzog vorgeschlagen, daß er nur ein Cavallerieregiment nach Solitude legen sollte, da brauche man keinen Dünger zu kaufen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und der Herzog schickte das Husarenregiment auf unsere schöne Solitude. — Bei diesem waren sechzehn Officiere angestellt, darunter nur drei verheirathet waren; die übrigen, meist junge Herren, fühlten sich auf diesem einsamen Platz sehr unglücklich, da sie vorher in Stuttgart allen Vergnügungen sich hingeben konnten, und klagten uns immer bei ihren Besuchen, die wir ihnen so gerne erlassen hätten, wie unglücklich sie sich befänden, und störten also dadurch unser stilles glückliches Leben und unsere ganze Einrichtung, schon durch ihre Besuche, die höchst uninteressant waren.

*) Die Landleute brauchten allen Dünger für ihre Güter und deßwegen wollten sie keinen mehr verkaufen. Aber für uns war diese Veränderung höchst unangenehm. Unsere ganze Glückseligkeit war dahin bei diesen Besuchen.

Das mochte wohl auch Reinwald bemerkt haben und eine Hoffnung für sich darauf gründen. Ich erklärte mich also auf folgende Weise: daß ich zwar sein Vertrauen auf meinen Charakter schätze, aber mich nicht entschließen könne, meine Eltern zu verlassen, da meine beiden Schwestern noch zu jung seien, die Wirthschaft zu führen, und die liebe Mutter oft kränklich wäre*).

Darauf erwiderte er, daß er dieß wohl einsähe und warten wolle, bis dieß beseitigt wäre, er würde dann wiederkommen**).

Meine guten Eltern glaubten mich bei dem älteren rechtschaffnen Mann wohl aufgehoben, und so wurde denn die Einrichtung getroffen, daß ich ohne Sorgen meine guten Eltern verlassen konnte, und Reinwald holte mich das folgende Jahr 1786 nach unserer Trauung und dem Segen der guten Eltern in sein Vaterland ab, wo ich denn auch mit vieler Liebe als eine Fremde aufgenommen wurde.

Jetzt nach der langen Zeit und in dem hohen Alter von achtundachtzig Jahren, das so wenige Frauen erleben, kann ich mit Überzeugung sagen, daß ich mit Ruhe auf diese Vergangenheit zurück sehen kann, und Gottes Gnade mich bei allen Entbehrungen, die meines Mannes spärlicher Gehalt nach sich zog***) und mir freilich manche traurige Stunden machte****), sind nun im Hintergrund und haben mich auch gelehrt, andrer Noth zu fühlen und

*) Ich hatte als eine kräftige Jungfrau immer viel zu besorgen, da unser lieber Vater sehr gastfreundlich gegen die Fremden war, die die schöne Solitude besuchten. Wenn sie ihm gemeldet wurden, ging er selbst hin, um sie kennen zu lernen, und wenn sie ihm gefielen, schickte er den Portier zu uns, daß er sie zu Tische bringe.

**) Es war doch wirklich sehr viel, dreimal die kostspielige Reise zu machen, um ein Mädchen, das nicht reich war.

***) hat meinen Muth erhalten.

****) Das Schicksal hatte mir bestimmt, neunundzwanzig Jahr meines Mannes Lebensgefährtin zu sein. Vieles habe ich getragen, stillschweigend, weil ich es für eine höhere Schickung hielt, und Gott gab mir auch Kraft es zu tragen.

wo ich kann beizustehen. Ich erkenne in allem diesen nur Gottes gnädige Führung, dem ich den kurzen Rest des Lebens ganz übergebe.

Geschrieben im October 45.

Reinwald geb. Schiller.

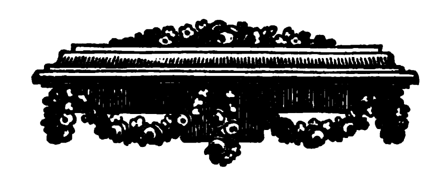
1789 besuchten wir meine lieben Eltern wieder, und überzeugte sie, daß ich mit meinem Loos zufrieden sei. Auch meinen Bruder, der sich indessen in Jena und Weimar im Wirkungskreis befand und glücklich verheurathet war, so wie unsere übrigen Verwandten in Erfurt und Gotha. Diese Reisen, die von den Nebenverdiensten meines Mannes erspart wurden, sind noch jetzt die Lichtblicke meines Lebens. Ich habe da viel gelernt, viel erfahren, und viele Liebe hat mein Herz beglückt und mir bis jetzt treue Freunde erhalten. Ich stehe noch nie allein auf dem langen Lebenswege, und täglich streut die Liebe mir Blumen auf den langen Lebensweg.

Das Jahr 1796*) war ein trauriges für unsere Familie, denn in der ersten Zeit wurde ein kaiserliches Lazareth auf diesen freien Platz gelegt, weil es in Stuttgart, das in dem Thal liegt, mehr Schaden hätte verursachen können; aber auch auf der Solitude kamen die Folgen, und es bekamen viele Leute das Faulfieber, auch meine blühende jüngste Schwester Nanette wurde davon ergriffen und starb daran. Meine Eltern wurden so sehr von diesem Verlust ergriffen, daß ich es für meine Pflicht hielt ihnen beizustehen, und ich reis'te also im April dieses Jahr 96 von hier ab.

*) Mein guter Vater erhielt diese Zeit den Majorsrang, und seine Thätigkeit begleitete ihn bis an sein Ende, das 1796 den 8. September erfolgte; sein Leben brachte er auf dreiundsiebzig Jahre.

Die Unsicherheit der feindlichen Parteien machte, daß die Posten nicht gingen, und ich konnte erst zu Ende September wieder hierher reisen. Ich fand da auch meinen Mann ganz niedergedrückt, weil er auch so lange keinen Brief von mir bekommen, und ich auch keinen von ihm, weil die Posten nicht gingen.

Ich traf bei meiner Ankunft alles sehr traurig an, zumal da auch mein Vater schon mehrere Monate an gicht'schen Schmerzen das Bett nicht verlassen konnte. Zu diesem kam noch ein Überfall von den Franzosen, die damals das ganze Land überschwemmten, und setzten uns alle in die größte Bestürzung, endlich wurden sie wieder von den Kaiserlichen fortgejagt, und wir hatten uns wieder etwas erholt, als auch noch der thätige Vater sein Leben beschließen mußte.



9. Schillers Leben bis 1787.

Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.

So möchte man mit diesen Worten einer der genialischsten Naturen ihre eigene große Natur auch bezeichnen, und schwer wird es jedem werden, Schillers Wesen auszusprechen. Im Äußern die höchste Einfachheit, Ruhe, Würde, und doch die leuchtende Fackel des Genius schwingend; immer sich bewußt, daß er das Große erreichen wollte, niemals einem fremden Zwecke fröhnend, die innere Kraft des Geistes sich frei erhaltend von äußeren Erscheinungen und selten selbst dem körperlichen Schmerz unterliegend: so erschien er denen, die durch seinen Umgang gewohnt waren, dem Leben eine größere Seite abzugewinnen. Kein anderer Dichter, obwohl die meisten sich frei selbst bekennen müssen, daß sie mühevoll durch das Leben sich drängen mußten, war doch so frei und groß geboren als er, trotz der gewöhnlichsten Umgebungen.

Seine frühe Jugend verging im kindlichen Verhältniß eines guten geliebten Sohnes; seine Eltern lebten einfach und gewannen unmittelbar der Natur die Bedürfnisse des Lebens ab; früher hatte sein Vater eine militärische Laufbahn durchlebt und wurde als Officier entlassen; er trieb noch die Werbegeschäfte in einer kleinen württembergischen Landstadt, mit der Aufsicht über des Schwiegervaters Landwirthschaft.

Die Mutter, ganz in dem engen Kreise erzogen, für den sie geboren war, hatte ein jugendliches, heiteres, liebenswürdiges Wesen; sie war schön und fesselte den im rauhen Krieg gebildeten Mann durch ein sanftes kindliches Gemüth. Ihren Eltern war sie eine fromme Tochter, und als diese sich nicht mehr selbst etwas erwerben konnten, brachte sie manches, was sie sich erspart hatte, den Eltern; ihr kleiner Sohn begleitete sie auf dieser Wallfahrt, und früh prägte sich durch das Beispiel seinem Gemüthe die

Pflicht ein, für seine Eltern Sorge zu tragen, was er auch treu selbst erfüllte in späterer Zeit.

Der Ort, wo er geboren, liegt auf einer fruchtbaren Anhöhe am Ufer des Neckars, der bald durch Weinberge, bald durch fruchtbare Wiesen sich durch das schöne Württemberg Bahn macht. Die ersten Eindrücke Schillers waren kriegerische Übungen, die der Herzog Karl von Württemberg sehr liebte. Sein Vater war im Lustlager, und die schöne Jahreszeit, die sich in jenem glücklichen Land spät in den Herbst ausdehnt, mochte wohl die Übungen des Militärs verzögert haben. Die Mutter war ihrer Entbindung nahe und besuchte den Gatten in seinem Zelt. Sie wurde von peinlichen Schmerzen ergriffen, eilte, nach ihrer Wohnung zu kommen, und hätte der Zufall nicht gewaltet, so wäre dieses Zelt zur Wiege Schillers geworden.

In seinem achten Jahre lebte er einige Tage in dem Lustlager bei seinem Vater, da es alle Jahre dasselbe Vergnügen des Herzogs war, seine Truppen zu mustern. Von diesem frühen Eindruck ist noch das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in „Wallensteins Lager" entstanden.

Als er größer wurde, lebte die Familie einige Zeit in Lorch, wo die Verschiedenheit der Religionsbegriffe auch auf das äußere Leben einwirkte. Es war ein Lieblingsgang des Knaben, auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Capelle stand, und wohin die frommen eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch reuevoll zurücklegten. Das Grab der Hohenstaufen bewahrt noch ein Kloster auf einer andern Anhöhe, und unter diesen Bildern der Religion wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüth des Knaben seine früheren Eindrücke. Seine ältere Schwester besuchte mit ihm die Schule, und manchen hellen Wintertag brachten die Geschwister am Fuße der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Thors,

welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig, gutmüthig ausübten.

Was Knaben mit Mädchen vereint lernen können, theilten die Geschwister; aber die älteren Sprachen, die Schiller lernen sollte, um sich dem geistlichen Stand widmen zu können, nahmen bald seine ganze Zeit weg. Seines ersten Lehrers gedachte er oft und gestand, daß er durch ihn nicht erreicht habe, was jener wohl wähnte. Als der Vater der Thätigkeit des Militärlebens ganz sich entzog, versetzte ihn der Herzog auf das schöne Lustschloß bei Stuttgart, die Solitude. Dort hatte er die Aufsicht über Gebäude und Gärten, und die Familie, in ländlicher Beschäftigung lebend, wurde durch die schönen Gebäude, die Kunstanlagen der Gärten mit dem äußeren Leben in größeren Cirkeln bekannt, und die prachtvollen französischen Schnitzwerke, die Gemählde, welche die Zimmer verzierten, alles war für sie bedeutend. Die erste Anlage der Karlsschule wurde auch in die zerstreuten Häuser, die ehemals zur Hofhaltung der Herzoge bestimmt waren, verpflanzt, und der Herzog Karl, der dieses Institut, das er anfangs nur für diejenigen bestimmte, die zum Soldaten sich bildeten, sehr beschützte, kam oft dahin, um die Fortschritte der Jünglinge zu prüfen. Alle jungen Leute, deren er ansichtig werden konnte, wollte er bereden, sich dort auszubilden. Die Väter, die von ihm abhängig waren, konnten nicht Nein sagen, und so bewog er bald Schillers Vater, seinen Sohn dieser Anstalt zu übergeben, und der Plan, ihn zum Geistlichen zu bestimmen, wurde aufgegeben. Hier wurde sein Gesichtskreis erweitert, und seine Ansprüche an Bildung für die Welt erwachten. Aber indem er diesem Zweck entgegen ging, verlor sich der Blick in die Natur, mit der er gelebt hatte. Dennoch ging in den großen weiten Sälen, die die Zöglinge selten, oder nur, wenn sie in's Freie kamen, wie Ma-

schinen die Glieder zu bewegen, verließen, der rasche Trieb der Jugend, in's Unerreichbare zu streben, nicht unter; und wie einem Waldvogel, der in den grünen Zweigen sich unter dem reinen Blau des Himmels bewegte, aber plötzlich sich in dem Netz des Jägers verstrickt, seine engen Drahtgitter fühlte: so erschien diese Schule den rüstigen raschen Knaben, von denen es in den „Idealen" heißt:

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend, bergabrollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.

In späteren Jahren lernten die, die in dieser Anstalt gebildet, erst den Werth fühlen, den diese wissenschaftliche Bildung in sich schloß. Aber der Jugend selbst ist es sehr wohl zu verzeihen, wenn sie die Fesseln sich anrechnet, die der Geist unfreiwillig sich auferlegt.

Es war wohl diese Einrichtung mit einem ritterlichen Kloster zu vergleichen, so weit sich diese Ideen vereinigen lassen.

Alle körperlichen Übungen, Reiten, Fechten, Schwimmen, wurden geübt. Aber indem der Körper seine Kräfte stärken oder entwickeln sollte, ging durch ein Commandowort des Aufsehers, deren jede Abtheilung einen hatte, der ganze Zweck verloren, und indem das Streben nach freier Bewegung und Übung der Kräfte gezeigt wurde, so geschah alles wie eine militärische Übung; commandirte der Officier zu einer andern Beschäftigung oder in den Lehrsaal, so hörte alles auf, und erschöpft und ermüdet, auch wohl unwillig hörte der Schüler die Worte des Lehrers an, die ihn von einer Zerstreuung und Wechsel in die gleichförmige Scala seines Ideenkreises zurückführten.

Es mag immer sein, daß die jungen Leute, die zum Soldaten sich bestimmten, dort lernen mochten, dem Worte zu gehorchen,

aber der Künstler, der Geschäftsmann, der im höheren Sinn nicht nach Stunden, sondern nach Thaten sein Leben berechnet, fühlte die Last dieser Einrichtung als ein tyrannisches Verhältniß. Auch die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die aus ihren Familienkreisen verbannt waren, und die, wie die Nonnen von der Welt durch eiserne Thore und Schildwachen geschieden, doch die Welt um sich herum bewegen sahen, ohne Antheil daran nehmen zu dürfen, war drückend und erweckte die Sehnsucht nach diesem verbotenen Himmel schmerzlicher.

Die Mütter und die Schwestern, die noch nicht erwachsen waren, durften Sonntags ihre Söhne und Brüder besuchen. Wie einsam es denen wurde, wenn die glückliche Stunde vorüber war, die Thore sich schlossen und die Jünglinge zurück in ihre weiten einförmigen Säle allein gingen und sich Wunderdinge träumten, die in ihren Familiencirkeln wohl vorgehen mochten, während sie sich in sehnsüchtiger Unruhe nach der Welt verzehrten, versteht man.

Diese Entfernung von der Welt in den Jahren der erwachenden Kräfte hat gewiß manches Gemüth zerknickt, oder auf der andern Seite haben sich die unterdrückten Wünsche und Neigungen bei erlangter Freiheit Übermaß des Genusses erlaubt.

Mit den strengen Begriffen des Herzogs über die Erziehung seiner jungen Ritter vertrug sich auf der andern Seite seine eigene Erscheinung in dieser Anstalt schlecht zu der Sittlichkeit, die er wollte beobachtet wissen. Jede rege Einbildungskraft wurde durch sein eigenes Leben mit Wohlgefallen oder heimlicher Furcht bewegt. Denn er selbst scheute sich nicht, alle Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Kein Familienverhältniß war seinen Leidenschaften heilig. Er, wie so viele Fürsten seiner Zeit, hatte den fremden verderbenden Geist und Ton ihrer Nachbarn in dem nachgeahmt, was ihrem eigenen Gemüthe frommte, das Zeitalter Ludwigs XIV., das so viele Schmeichler als groß und einzig gepriesen. So viele Schriftsteller, deren Talent der König bedurfte, um seine Thaten

zu preisen, wurden von ihm geschätzt, geehrt, belohnt. Man las diese Reden in Deutschland, man fand es rühmlich, allen diesen Eigenschaften nachzustreben, um auch solche Lobredner für die Nachwelt zu finden.

Aber weit entfernt, das Gute von dem Schädlichen zu trennen, folgte man in dem Verderblichen zuerst dem fremden Vorbild. Die prachtvollen Schlösser, die, um die Forderungen der äußeren Verhältnisse zu befriedigen, auch in dem Glanz der inneren Verzierung nachkommen mußten, zeigen uns noch jetzt die Spuren ihrer Entstehung und geben uns mit ihren Überladungen und kunstreichen Vergoldungen ein trauriges Bild des Zwanges, in dem die Gemüther sich befangen fühlten.

Bei diesen Nachahmungen von außen blieben auch die Grundsätze nicht verschont, und das Gemüth, das über die fromme Sitte seines Vaterlandes wie seines väterlichen Hauses sich erheben konnte und auf die Eindrücke der Jugend wie auf ein Hirngespinnst einer schwächlichen Einbildungskraft zurück zu blicken gewöhnt wurde, war auch aller Abwege fähig.

Welchen Eindruck mußten die Jünglinge erhalten, die in strenger Abgeschiedenheit von allen menschlichen Verhältnissen lebten, wenn der Beschützer, der Stifter ihrer Anstalt seine Abendgesellschaft, sie zu ehren, mit der Gesellschaft der Jünglinge verband!

Die Gräfin Hohenheim, zu welcher er eine Leidenschaft empfand, die alle Bande des Anstandes und der Gesellschaft zerrissen, deren Mann er durch Gewalt bewog, sich seiner Rechte zu begeben, war das einzige weibliche Wesen, das die Jünglinge erblickten. Sie wurden selbst als eine Belohnung ihres Verhaltens an die Tafel gezogen. Weil der Herzog so viel Geist hatte und sein natürlicher Verstand diese Bildung erlangt hatte, die Wissenschaften zu lieben und über ihre Verhältnisse zu einander einige Begriffe zu erwerben, so wollte er bei den Jünglingen dadurch glänzen. Er warf Fragen auf, die sie beantworten mußten, ver-

anlaßte gelehrte Streite, und indem er hin und wieder billigte oder tadelte, gab er zu verstehen, was er davon wußte. — Wie auf Schiller diese Umgebungen wirkten, deutet der Charakter der Lady Milford in „Cabale und Liebe" an. Wie hätte er in seinen jugendlichen Ideenkreis schon diese Bilder aufnehmen und mit dieser ergreifenden Wahrheit schildern können, wenn er nicht durch seine eigenen Beobachtungen diese Mißverhältnisse des Lebens empfunden hätte! Durch das Vorbild des Fürsten geriethen auch seine Umgebungen auf Abwege; es wurde leicht Ton, sich alles zu erlauben, was der Sinnlichkeit schmeichelte, und die biedere Nation, die auf Treue und Recht ihrer Voreltern hielt, und der Geist der frommen Sitte, der noch in den entfernten Landstädten waltete, wurde, je mehr die Individuen sich dem Hofkreise der Hauptstadt näherten, in Zügellosigkeit oder bei denjenigen, die des Scheines von Recht und Anstand bedurften, in Scheinheiligkeit verwandelt.

In allen diesen verworrenen Bildern des Lebens gelang es doch dem Geiste des Jünglings, seine schaffende Kraft rein zu erhalten. Entweder schweifte seine rege Einbildungskraft mit philosophischem Geiste in den höheren Räumen der Wissenschaft, wie seine Rede zeigt, die er in der Akademie hielt, die er „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" benannte, und die wohl entstanden, als er sich bestimmte, Medicin zu studiren; oder er überließ sich seinen dichterischen Stimmungen, wie Gedichte aus dieser Periode seines Geistes zeigen. Unter seinen Freunden waren ihm Zumsteeg und von Hoven, jetzt ein sehr anerkannter verdienstvoller Arzt, diejenigen, die seine beiden Neigungen und Lieblingsstudien theilten. An andere, mit ihm von gleicher Liebe zum Nachdenken beseelt, dachte er stets mit Antheil und Liebe.

Hoven gab ihm Wielands Übersetzung von Shakespeare zuerst einzeln in die Hände, und welchen Einfluß und Wirkung diese

Bekanntschaft auf ein solches Gemüth machen mußte, bedarf nicht der Schilderung. Er versagte sich seine liebsten Gerichte, um von seinem Freunde das Recht darauf zu erkaufen, die Bücher länger zu behalten. Wie kindlich und unbefangen lange sein Geist sich erhielt, bezeugt dieser Zug.

Diese Abgezogenheit von der Welt und den wahren Begebenheiten des Lebens hatte das einzige Gute, daß die Jünglinge ernstlicher und mit aller Kraft ihres Wesens an der Übung ihrer Talente und Bildern ihrer Einbildungskraft fest hielten. Indem sie suchten, „mit lieblichem Betruge Elysium auf ihre Kerkerwand zu mahlen," ergriff der Geist auch gewaltig diese Himmelsgestalten und sprach sich mit Worten und Tönen aus. Wenn Schiller ein Gedicht vollendete, brachte er es im ersten Augenblicke seinem Freunde Zumsteeg, und so gelangen diesem die glücklichsten Compositionen. Hoven theilte mit ihm den Genuß seiner philosophischen Ansichten. Bildende Künstler erfreuten sich seines lebendigen Auffassens der Gegenstände, und so wurde in den bangen Räumen für einen weit umfassenden Geist doch die unendliche Welt der Dichtung und des Wissens geöffnet.

Die „Räuber" sind der erste dramatische Versuch oder vielmehr die erste zusammenhängende Dichtung, die die schaffende Einbildungskraft in an einander gereihten Bildern in ein Ganzes gebracht. Versuche in früherer Zeit mögen bei solcher Wärme des Gefühls, bei solcher Kraft vielfältig gemacht worden sein.

Ein Trauerspiel „die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer" hatte Schiller ganz vernichtet. Noch früher entstand ein dramatisches Gedicht „Absalon", von dessen Ideen er nur noch die Erinnerung hatte.

Äußerst merkwürdig ist, daß er für den psychologischen Zustand der Reue kein schöneres Beispiel in seiner Abhandlung, die nach den „Räubern" entstanden ist, beibringen kann, als Franz Moors Zweifel und Furcht; und daß er zugleich aus „Julius Cäsar" von

Shakespeare die Stelle anführet, wo er Cassius schildert: „Der Cassius dort hat ein hageres hungriges Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich." So vereinigte sich früh mit der eigenen Dichterkraft die Ehrfurcht und Heiligkeit, mit welcher er sich an die großen Erscheinungen der Dichter lehnt, und weil er sie zu erreichen streben wollte, sie mit aller Liebe in seinem Kreis fest hielt.

Auf sein frommes Gefühl wirkte der „Messias" belebend. Er, der selbst mit Innigkeit in den schönsten Momenten seines Lebens die Ideen ergriff, die das glaubende Gemüth gern erfaßt, um die Flügel des Geistes zu den höheren Welten zu heben, hatte für die ersten frommen Eindrücke seiner Jugend tiefe Ehrfurcht. Die Schilderung seines Zustandes, als er zuerst in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurde, war immer ergreifend. Diese schöne reine Saite klang in den ernsten Momenten seines Lebens an das Herz mit süßen Klängen, und seine früheren wie späteren Empfindungen kehren immer zu dem Urquell des Lichtes und der Wahrheit mit Sehnsucht zurück.

Eine merkwürdige Erscheinung in diesem Zustande des Strebens und der eigenen Ausbildung, trotz dem Commandowort und des auf einem Punct zusammengedrängten Lebens und Wirkens, war Goethe. Wie sein „Götz von Berlichingen", „Werther", „Stella", „Clavigo" auf Schillers Geist wirken mußten, ist sehr leicht zu fühlen.

Er theilte diesen Genuß mit seinen Freunden, und einige der Fähigsten beschlossen, einen gemeinschaftlichen Roman zu schreiben, einen zweiten „Werther", der zwar nicht zur Ausführung kam, indessen doch die erregte Einbildungskraft der Jünglinge zum Hervorbringen weckte.

Goethe, der mit dem Herzog von Weimar in die Schweiz reis'te, besuchte auch die Pflanzschule, und Schiller, dessen ganzer Antheil auf Goethe ruhte, der mit dem Feuer der Jugend die

Bilder des Lebens ergriff, fühlte sich mächtig angezogen; doch er konnte sich nicht bemerklich machen, und es war einer spätern Zeit aufbehalten für diese einzigen Menschen, in der sie sich verstehen und ein Genius dem andern nachschwingen sollte.

Das Studium der Medicin verfolgte Schiller und kam so weit in der ausübenden Kunst, daß er sich zu dieser Wissenschaft öffentlich bekannte. Seine eigenen philosophischen Ansichten hätten ihn zu einem der größten Ärzte geeignet, wenn er es auch seiner Lebhaftigkeit hätte abgewinnen können, das Große wie das Kleine zu untersuchen. Aber wie der Arzt der Natur mit tiefem Studium und mit leisem Tritte auf die Spur kommen muß, um ihre Gesetze zu erforschen, und nichts für klein und unbedeutend halten darf, um zu größeren Aufschlüssen zu gelangen, so konnte es der rasche jugendliche Geist eines Dichters nicht fassen. Gewohnt, die großen Erscheinungen des Lebens wie der Kunst zu verfolgen, erblickte er nur die Umrisse der Gestalten, und das Leben überhaupt galt ihm nicht so viel, daß er es hätte pflegen mögen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, glückliche Resultate über höhere Ansichten aufzufinden. In der spätern Zeit seines Lebens, als er mit philosophischem Blick den Zusammenhang und die leise berührenden Fäden der Organisation erspähte und seine Ansichten klar und erhaben waren, wo er auch fein und tief über den Werth des menschlichen Lebens in Beziehung der gesellschaftlichen Verhältnisse empfand, hätte man zu seinem Scharfsinn, obwohl nicht seinen Erfahrungen, alles Zutrauen haben können. Er verließ die Pflanzschule und wurde Arzt bei einem Regiment.

Fremd in der Welt und unter den Menschen, mit der glühenden Einbildungskraft in dem einförmigen Leben eingeschränkt und von allem, was erfreuen konnte, entfernt, wie mußte dem Jüngling die Welt erscheinen!

Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;

Nichts war zu hoch und nichts zu ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Mit dieser Einbildungskraft, mit der Lebhaftigkeit der Jugend hatten bald die äußern Verhältnisse ihren Kampf angetreten. Der enge Kreis seiner Kräfte, in dem er sich bewegen konnte, die Vorurtheile der bürgerlichen Verhältnisse — alles stand dem aufstrebenden Gemüth wie eine gewaltsame Riesengestalt im Wege. Er fühlte bald, daß nur in ihm selbst der Reichthum lag, mit dem er sich das Leben ausschmücken konnte. Zwei Jahre blieb er in diesen Dienstverhältnissen; die Muse winkte ihm lächelnd, nach ihren Kränzen zu ringen, die Pflicht seiner Geschäfte wurde ihm sehr hart, und er hat mehr um die Gaben der himmlischen Schwestern als um die Belohnungen der Welt sich bemüht.

Die einzelnen Gedichte in der „Anthologie" haben dieser Zeit meist ihre Entstehung zu danken; die Gedichte an Laura zeigen, wie warm und glühend dieses Herz die Liebe empfand, aber doch immer eine eigene Wendung fand, das Höhere des Gefühls mit den Eindrücken des Lebens zu verbinden.

Die „Räuber", die in dieser Periode nach manchen Hindernissen gedruckt wurden und viel Aufsehen machten, ließen Schillers Genie und Tiefe des Geistes ahnen. Auf welche Art der Herzog damit zuerst bekannt wurde, ist zweifelhaft; aber er wurde aufmerksam auf diese Feder, die die menschlichen Verbrechen wie ihr Gutes mit den kräftigsten Farben auftragen konnte. Das gereizte Gemüth des Jünglings, das eben so bereit sein würde, in der Wirklichkeit eine an ihm begangene Ungerechtigkeit zu rügen, erregte eine Art Unbehagen. Hiezu kam, daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war, sondern einen wahren Grund hatte, daß die Graubündner sich beschwerten über einen Angriff, den man unberufen über ihre Gerechtigkeitspflege ausgesprochen, kurz von manchen Seiten mögen die Bemerkungen über die „Räuber" den Herzog aufmerksamer gemacht haben, als übrigens

sein Verhältniß zu Schiller es forderte. Denn obwohl dieser die Einschränkungen des Geistes sich nicht gefallen ließ und in jugendlicher Hitze manche Äußerung über Zwang des Geistes ihm entschlüpft sein mag, so ehrte er auf der andern Seite den Herzog als seinen wohlthuenden Freund, der ihn zu der Ausbildung seines Geistes angeregt hatte, und obwohl er ihm diesen Weg nicht gezeigt haben würde, weil er außer dem seinigen lag, so wollte jener doch eine freiere Entwicklung der Kräfte bewirken durch die Erziehung, die er gab.

In dieser Zeit geschah es, daß in Mannheim, dessen Theater, wo Ifflands Talent sich entwickelte, von dem liberalen Churfürsten her das einzige gebildete in Deutschland war, der an der Spitze stehende Freiherr von Dalberg auf den jungen Dichter aufmerksam wurde. Freiherr von Dalberg schrieb zuerst an Schiller, daß er die „Räuber" würde aufführen lassen und ladete ihn zur Vorstellung ein.

Die militärische Strenge, unter welcher Schiller seufzte, gewährte keinen Urlaub, in fremde Länder zu reisen, und als Schiller aufgefordert wurde, die erste Vorstellung der „Räuber" in Mannheim zu sehen, ließ er sich für krank ausgeben, gelangte unerkannt in die Pfalz und sah zum erstenmal eine Dichtung seines Geistes dargestellt. Mit Rührung bezeichnet ein Freund die Stelle, wo er, unerkannt von dem Publicum, im Theater zuhörte, und nur Freiherr von Dalberg und Geheimerath Klein wußten um das Geheimniß seiner Reise. Welche Revolution bewirkte dieser Ausflug, der erste in seinem Leben in ein fremdes Land, der Anblick der wohlgebauten Stadt Mannheim, das Bild eines fruchtbaren Landes, das wie ein Garten die Augen erfreut, die weite Ebene, mit den blauen Vogesen begränzt, der südliche Himmel, der trotz der geringen Entfernung der Länder doch sich bestimmter in der Pfalz als in Württemberg ausspricht, die ganz andere Ansicht des Lebens! Denn Mannheim gewährt noch in späterer Zeit

den Eindruck einer Hofhaltung, statt daß in Stuttgart das Gewerbeleben, das Künstlerleben trotz der militärischen Obergewalt doch noch mehr den Eindruck einer von einem Hof unabhängigen Stadt gibt.

Der schöne Schimmer einer idealischen Kunstwelt, der den Dichter umstrahlt, wenn er die Anschauung hat, daß die stille Muse seines Geistes nun durch die Darstellung in die Wirklichkeit eingetreten, umgab das Gemüth des jungen Dichters mit Zauberfarben, und Welt und Nachwelt erhob sich in seinem Gemüth in reicher Beziehung. Da wurde es ihm unmöglich, sich sklavisch an die Fesseln des strengen Dienstes zu binden. Er fühlte sich zu mächtig nach dem Schimmer der Freiheit hingezogen; er versuchte mehrere Reisen ohne höhere Erlaubniß.

Der Herzog, unwillig über diese selbstgenommene Freiheit, bestrafte ihn militärisch. Er wurde mißtrauisch, und die Muse Schubarts, die in hoher Stimmung eines aufgeregten Geistes sich über die Gewalt und den Glanz der Erdenherrscher ausdrückte, der durch seine Sprache, durch die Stimme der Freiheit, die die jungen Gemüther gewaltig ansprach, die Kräfte des Genius über die engen Weltverhältnisse zu siegen aufbot, war jenen ein Zauberton. Der Fürst aber, der, diese Jubelhymnen mißdeutend, in dem Aufruf des Geistes gewaltsame Zerstörung der äußern Verhältnisse sah und fürchtete, daß dieser Zauberschwindel mehrere ergreifen möchte, strafte den armen Schubart streng, und die Festung, die sich aus der Ebene erhob und in blauer Luft die düsteren Zellen zeigte, in denen mancher über ungerechte Behandlung seufzen mußte, in welcher Schubart seine Klagen in dem Liede: „Gefangener Mann, ein armer Mann“ aussprach, konnte kein erfreuender Hintergrund in dem Gemählde sein. Und jeder Zwang ist für die Dichtkunst ein Schrecken. Die „Räuber“ fingen dem Herzog an, ein immer bedenklicheres Symptom zu werden, und er ließ dem Dichter manche Verbesserung seiner Lage versprechen,

ihm günstige Aussichten für die Zukunft eröffnen, wenn er geloben wollte, nichts mehr zu schreiben.

Nur unberechnete Strenge konnte diese Anträge zur Sprache kommen lassen, die ein Jüngling in diesem Alter und von dieser Lebendigkeit unmöglich eingehen konnte. Die Liebe zur Dichtkunst war die mächtigste, und kein Verhältniß konnte ihn halten. Die Liebe zu seinen Verwandten, die er immer treu zeigte, war ihm trotz dem jugendlichen Leichtsinn, der bei einer solchen Natur oft die Gränzen überschreiten mußte, ein heiliges Band. Er hörte auf die leisen zärtlichen Ermahnungen der Mutter, wenn der Vater zu ernst und strenge sein Leben nach seinen Ansichten vorzeichnen wollte. Er fühlte allen Kummer, den er durch seine schnelle Entfernung seinen Eltern geben mußte. Aber so zart er die Verhältnisse der Dankbarkeit zu ehren wußte, konnte er in diesen Augenblicken nicht diese Stimme vernehmen im Herzen, das seinen liebsten Freuden entsagen, sich von der geliebten Gefährtin seines Lebens, seiner Muse, trennen sollte.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürsten Paul beschäftigt war, der Hof auf Festlichkeiten dachte, um allen seinen Glanz zu entfalten, wo selbst die Natur aufgeboten wurde, ihren Reichthum geltend zu machen, als Erleuchtungen, Jagden, Hoffeste abwechselten und die lebenslustige Jugend sich auf ihrem eigenen Weg nach Neigung belustigen wollte, die Menge an den Thoren der Einziehenden harrte, in der schönsten Sommernacht, es war im September, ging Schiller unbemerkt den entgegengesetzten einsamen Weg, um seinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu sagen.

Zwei Jahre hatte er in Stuttgart als Arzt gelebt. Er nahm seine Zuflucht wieder nach Mannheim und genoß des besonderen Schutzes des Barons von Dalberg. Die gelehrte Gesellschaft nahm ihn zum Mitglied auf, und er genoß dort Achtung und Freundschaft. Der Buchhändler Schwan, ein sehr gebildeter

kenntnißreicher Mann, der selbst in der Literatur nicht fremd war, nahm ihn auch freundschaftlich in seinem Hause auf. Der Vater wie die Töchter, jedes Glied der Familie wußte ihn zu würdigen, und es würde ihm nicht schwer geworden sein, sich für immer an diese Familie anzuschließen. Die Strenge des Herzogs, die scheinbare Undankbarkeit seines Zöglings ließen Schiller gewaltthätige Schritte befürchten, und er lebte unter dem Namen Ritter, nur von seinen Freunden gekannt.

Seine Casse war nie, weder durch seinen Zuschuß vom Vater, noch durch seinen Dienst, in gutem Stande; er lebte einfach, so oft er fühlte, daß er keine Unterstützung haben könne, nur zuweilen riß die lebendigere Einbildungskraft ihn hin, auf künftige Einnahmen im voraus zu rechnen, und er erlaubte sich Vergnügungen, die ihm in der Folge nicht genug Ersatz für die Opfer gaben. Ein Hang zur Schwermuth, zum Mißtrauen nahm Platz in diesem Gemüth, das die Welt hätte beherrschen können, wenn die Kraft mit den äußern Bedingungen im Einklang gewesen wäre. Die freundliche Gegend, die leichte Art zu reisen lockte den einsamen Wanderer nach Frankfurt. Dort blieb er unerkannt, niemand angehörend, einige Wochen, und das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit überfiel ihn mit Wehmuth in der großen, volkreichen, lebhaften Handelsstadt, wo der Verkehr mit ganz Europa an den Zusammenhang mit der Welt erinnerte, wo der reiche Kaufmann sich alle Genüsse erlauben kann, und wo die Natur mit dem Reichthum der Bewohner wetteifert und ihre reichsten Gaben darbietet. Ein Buchhändler, den er zuweilen besuchte, ließ sich in unbedeutende Unterhandlungen mit ihm ein, und als er einst in dem Buchladen unbekannt und still seinen Beobachtungen nachhing, hörte er mit Lebhaftigkeit und Antheil eine Stimme nach den „Räubern“ fragen. Ein Gespräch folgte, aus dessen Inhalt er erfuhr, wie sehr die ersten Erscheinungen seiner Muse die Welt in Bewegung gebracht und wie viel man

von seinem Genius erwarte. „Fiesko“ war auch schon erschienen, vermehrte den Ruhm des Dichters. Aber er selbst blieb einsam und hülflos und sah oft von der Sachsenhauser Brücke, deren Aussicht ihm so reizend dünkte, in die reich belebte Gegend, auf dem Main die beladenen Schiffe und den Widerschein der schönen Ufer in dem Fluß, und er empfand nicht den Reichthum dieser Scenen, weil der Gram in seinem Herzen nagte.

Seine Verhältnisse wurden immer verwickelter; des Herzogs Drohungen deuteten auf Schubarts Schicksale; die Familie fühlte bitter die Trennung und fürchtete, selbst am Ende durch den unbesonnenen Schritt des Sohnes ein Opfer werden zu können; alles vermehrte die Unsicherheit seiner Aussichten und Schicksale. Er kehrte nach Mannheim zurück, und dort kam er immer mehr in Verhältnisse mit der theatralischen Welt. Iffland, Beck, Boeck, der frühe Gestorbene, waren oft zusammen, und „Cabale und Liebe“ wurde ausgedacht, weil Schiller, der auch Becks erste Frau, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, gerne durch eine ihr ganz günstige Rolle erheben wollte, sich durch sie veranlaßt sah, diesen Gegenstand auszuführen. Wie viel die Anschauung der Wirklichkeit ihm Stoff bot, ist schwer zu sagen; denn solche Bösewichte, wie der Präsident und sein Secretär, gab es wohl nicht häufig, obwohl die schwärmerische Liebe Ferdinands und Luisens nicht allein in der Phantasie des Künstlers leben; und in den Gegenden des südlichen Deutschlands, wo die katholische Religion dem Hintergrund des Gemähldes stärkere Lichter verlieh, wo die ernsten Romanscenen aus der Natur gegriffen sind, wie uns „Siegwart“ zeigt, kann diese Innigkeit der Liebe, diese Leidenschaftlichkeit in derselben begriffen werden und können die Züge derselben in einzelnen Charakteren treu aufgefaßt sein. Welche Bilder auch das Leben dem Dichter darbot, so kehrten sie alle veredelt und verschönert aus seiner Hand zurück.

In der Ritterschule fand Schiller einen Freund, dessen Freund-

schaft auf sein ganzes Leben Einfluß hatte: Wilhelm von Wolzogen, den Sohn eines edlen Mannes, der zu früh starb und seine Gattin mit vier Söhnen und einer Tochter in eingeschränkten Familienverhältnissen zurückließ. Die Mutter, eine seltene Frau durch Güte des Herzens und Einfachheit des Gemüths, liebte ihre Söhne über alles; ihr Bruder war in Diensten des Herzogs von Württemberg; durch diese Verhältnisse wurde sie in Stuttgart bekannt. Die Gräfin Hohenheim fand das Schicksal einer Mutter, vier Söhne zu erziehen, mit mäßigem Einkommen, sehr hart; sie machte nähere Bekanntschaft und bot der Freundin an, ihre vier Söhne in die Ritterschule zu befördern. Auf ihrem kleinen Gute lebte sie in der Einsamkeit einer Waldgegend als ein wohlthuendes Wesen für ihre Unterthanen, denen sie, wo nicht Hülfe, doch Rath und Trost ertheilte und sich selbst lieber alles versagte, ehe sie jemand leiden ließ. Die Tochter ließ der Meininger Hof erziehen. Also hatte die Mutter nichts, was sie im Hause fesselte, als ihre hülfreiche Theilnahme für andere. Sie schonte keine Mühe noch Opfer, um den armen Unterthanen wohl zu thun; sie gab ihnen Arbeiten und suchte sie unterzubringen, und mancher stille Segen ist ihr in die Gruft gefolgt, die sie nach schmerzlichen Zufällen endlich als die letzte Freistatt erreichte. Frau von Wolzogen, indem sie ihre Söhne besuchte und da sie die Reise nach Stuttgart oft machte, lernte bald auch die Verhältnisse der Söhne wie ihrer Freunde kennen. Schiller schloß sich an sie mit kindlicher Liebe, und bald wurde sie auch seiner Familie bekannt. Als die Lage des Dichters immer düsterer auch in Mannheim wurde, da er immer vor der Rache seines ehemaligen Wohlthäters noch zitterte, da man in der Pfalz ihn leicht hätte zur Rückkehr zwingen können und die Liebe zu der Einsamkeit zur Schwärmerei wurde, nahm die edle Freundin es auf ihr Gewissen und bot in dem einsamen Thale des Thüringer Waldes, von allen fremden Verbindungen entfernt, Schiller einen

Aufenthalt an. Wie viel sie wagte für ihre Söhne, einem halb Geächteten eine Zuflucht anzubieten, während sie dem Herzog für das Wohl ihrer eigenen Kinder allen Dank schuldig war, erkennt nur die zarte Freundschaft, die selbst fühlt, was sie aufzuopfern vermag. War es, daß der gute Wille die Überlegungen nicht aufkommen ließ, oder Vertrauen auf Verschwiegenheit und Hoffnung, daß man gute Absichten nicht verkennen würde, kurz im Winter des Jahres 1782 ging der junge Dichter freiwillig in die öden Berge des Thüringer Waldes. Tiefer Schnee bedeckte die Natur; aus den einsam zerstreuten Hütten loderte hie und da eine Flamme auf, und der Wanderer suchte beklommen eine Zuflucht in den Wohnungen der Menschen, die in ihren engen heißen Zimmern mit den Hausthieren einträchtig wohnten, nichts verscheuchten, was sich ihnen näherte, selbst die Grille mischte mit ihrem kreischenden Laut sich in die schnurrenden Räder; die flackernden Schleißen beleuchteten das nächtliche Gemählde, und eine Phantasie, gewohnt, mit den sanftern Gegenständen eines milden Himmels sich zu beschäftigen und unter der freien Natur zu vergessen, daß der Mensch sein Tagewerk gewinnen müsse mit Mühe und Schweiß — wie viel innerer Reichthum gehörte dazu, daß sie sich selbst genug sein konnte in dieser Einöde. Es war ein Hauptzug in Schillers Wesen, seine Phantasie mit den Bildern des engen einfachen Lebens zu beschäftigen und da Reiz zu finden, wo eine andere Natur untergegangen sein würde, weil sie keine Nahrung gefunden hätte. Die Plane zu einer Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrund seines Gemüths als eine Zuflucht, und man kann es wohl dem Leben in dieser ländlichen Einsamkeit zuschreiben, daß diese Sehnsucht immer wieder erwachte.

Unbekannt und unerkannt von Seiten des Geistes lebte Schiller in diesen rauhen Umgebungen glücklich. Ein einziger Freund in Meiningen, nachher sein Schwager, kannte die eigene Lage des

sonderbaren Fremblings. Er versorgte ihn mit Büchern, besuchte ihn auch zuweilen, und wenn es Schiller gelang, unbemerkt die Stadt zu erreichen, so besuchte er auch den Freund. Neun Monate lebte er in dieser freiwilligen Einsamkeit; der Verwalter des Guts war seine Gesellschaft bei dem Schachspiel und der Geistliche des benachbarten Dorfes. Er hatte sich auf einer Wanderung zu dem Pfarrer in einer unwegsamen Gegend etwas von dem Verwalter entfernt; die Steinmassen mit den Tannen, die aus ihren Klüften hervorsproßten, gaben einen seltsamen schaurigen Eindruck. Auf einmal wurde Schillers Gefühl von der Vorstellung lebhaft ergriffen, daß an einer erhöhten Stelle ein Todter begraben sei. Der Verwalter holte ihn ein, und unter den Gesprächen, die sich anknüpften über die Öde der Gegend, erzählte er Schiller, daß ein Grab hier zu finden sei und bezeichnete denselben Ort, wo Schiller die Ahnung hatte. So in den Nebel des Winters verhüllt und ohne Reiz erblickte er mit einer inneren Kraft doch die Natur, und seine Erinnerungen an diese Einsamkeit waren ihm stets schön und anziehend.

Er las da den St. Real, und die Geschichte des Don Carlos zog ihn mächtig an. Er fing an, sie zu bearbeiten. Auch an Maria Stuart war schon in dieser Zeit gedacht worden. So wie der Genius ihn erweckte, so rief er die Bilder seiner Phantasie in seinem Gemüthe hervor, und die Welt der Dichtungen, die sich späterhin verwirklichte, lag in seiner Seele wie ein reiches Gewebe, aus dem er die glänzenden Fäden nach einander abwand. Alles Große und Schöne, was sein Geist aufnahm, wurde in ihm lebendig, und mit dieser Welt der Dichtungen war sein Gemüth doch rührbar und weich für die Gegenwart des Lebens. Er nahm Theil an den Begebenheiten, an den Schicksalen seiner Umgebungen, theilte ihre Leiden und gab Rath, wo er konnte. Daher liebten ihn die einfachen anspruchlosen Naturen und vertrauten ihm willig ihre Anliegen, weil sein Geist immer thätig zu dem Besseren wirken

mußte. So rein menschlich empfindend und dabei so in den Regionen des Geistes lebend wird nicht leicht wieder ein Gemüth erscheinen. Aber eben dieses Vermögen ließ ihm auch alle Kraft, das Höchste zu erreichen, und da sich sein Geist überall wieder fand, so verband er mit allem Gewöhnlichen des Lebens die höchste philosophische Ansicht. Als der Sommer 1783 erschien, kehrte er nach Mannheim zurück, wo er sich immer des Schutzes des Freiherrn von Dalberg zu erfreuen hatte. Dort blieb er bis 1785, seiner literarischen Laufbahn lebend. Er war Mitglied der „deutschen Gesellschaft“ in Mannheim, lebte mit dem Theater in enger Verbindung und wirkte, theils durch Neigungen des Herzens gefesselt, theils aus Liebe zur Kunst zu der Veredelung des Schauspiels. Die schöne Gegend, die leichtere Art, von einem Ort zum andern zu kommen, war ihm anziehend. Er besuchte Frau von La Roche in Speier, den Kirchenrath Mieg in Heidelberg. Er lebte auch einen Sommer in Schwetzingen, in einer der anziehendsten Ebenen, die mit Wald und dem schönen Rhein und Neckar durchschnitten ist. Die erhabene Bergstraße und die blauen Vogesen machen den bedeutendsten Gesichtspunct in den Riesenalleen, die nach den steifen französischen Anlagen pyramidenförmige hundertjährige Linden bilden. In den hohen Gitterwänden der Gartenanlagen, die eine reiche Vegetation üppig bedeckt, wird es einem wunderbar wohl; sie durchschneiden wieder die Canäle, auf deren Teppich die großen Flußgötter mit ihren Attributen auszuruhen scheinen. Die vielen Springbrunnen, Wasserkünste — alles dieses vermischt sich so anmuthig mit der Natur, daß man den Zwang der Kunst leichter erträgt. Man kann sich denken, daß die Scene im „Carlos“, wo Marquis Posa ihm die Zusammenkunft mit der Königin verschafft, in des Dichters Gemüth sich zum Bilde ausmahlte; so wie man gern in dem Charakter des Maltheser den Widerschein seines eigenen edlen Geistes findet und die Freundschaft Posa's und Carlos einem schön in der Wirklichkeit gezeigt wird, wenn

man des Dichters edeln Freund kennt, der lange Jahre mit ihm die Welt im Schimmer seines Geistes erblickte.

In diese Zeit eines idealischen inneren Lebens fällt die Bekanntschaft Körners. Er mit seiner Minna und Schwägerin, denen sich Huber beigesellte, faßten von Leipzig aus den Entschluß, an Schiller zu schreiben, ihm zu sagen, wie tief sein Genius diesen kleinen Cirkel ergriffen und wie sehnlich sie ihn ihren Freund zu nennen wünschten. Die Jugend, die Liebe und das Glück begünstigten Körner. In einer edeln Familie geboren, von allen Vortheilen der Erziehung begünstigt, lebte er in Leipzig den Wissenschaften, denen sein Geist rasch nachfolgte. Alles Schöne und Große wurde ihm durch eine glückliche Liebe erhöht. Seine Minna, schön, liebenswürdig und geistreich, im engen Familiencirkel von einer vortrefflichen Mutter und in der Nähe ihrer Schwester ausgebildet, suchte sich alle gesellschaftlichen Talente zu erwerben; ihr Vater, ein Künstler, lehrte die Töchter frühe richtig zeichnen; die Musik wurde eifrig getrieben; in den Stunden der Muße die besseren deutschen Dichter gelesen — so mußte Schillers Geist erkannt werden. Die Schwester zeichnete ihre Gesellschaft und sich selbst mit zarter Hand; eine schöne Brieftasche zeigte auch ihren Kunstfleiß. So kam die erste Gabe der Muse an die Muse, und Schiller gedachte stets mit Rührung dieses Briefes wie des Eindrucks, den er auf ihn gemacht hatte. In einem Briefe, der vor der Eröffnung des Siegels ihm noch fremd war, war er nun auf einmal heimisch durch die kurze Sprache des Gefühls, die allen Raum aufhebt. Eine Einladung folgte, und er reis'te zur Ostermesse im April nach Leipzig. Die Freunde fanden sich bald, und keines fand, daß es sich zu viel versprochen hätte. Eine Freundin, die Schiller in Mannheim gefunden, deren Familienverhältnisse sie nach Sachsen geführt hatten, machte ihm auch dieses Land noch heimischer, eine Frau aus einer der ältesten Ritterfamilien, in diesem Sinn erzogen und gebildet, dabei von

einem regen Geiste, in der Bildung der Zeit fortgegangen und alles, was den Verstand anziehen konnte, ergreifend. Frau von La Roche hatte diese Freundschaft noch mehr erhöht, und aus dieser Natur, ihrer Bildung in den höheren geselligen Cirkeln hatte der Dichter, welcher durch das Studium des Theaters auf die verschiedenen Charaktere aufmerksam wurde, manche glückliche Resultate gewonnen. Er sah die Welt und die Wirkungen, die sein Talent hervorbrachte, näher, indem er seine Verhältnisse erweiterte, so daß er mehrere Menschen in seinen Ideenkreis zu ziehen vermochte. Der eingeschränktere Geist seiner Erziehung in der Ritterakademie, durch die Unbekanntschaft mit der Welt genährt, die frühern Verhältnisse seiner Jugend — alles trug jetzt dazu bei, die Ideale, die sein Geist im Stillen lange genährt hatte, in die Wirklichkeit überzutragen und sie dort zu suchen. So viele Irrthümer auch die kindliche Gemüthsart des Dichters begehen konnte, so erwarb sich doch sein Gemüth, auch wenn der Nimbus verschwunden war, in dem die fremden Erscheinungen anfangs sich bewegten, treue Freunde, und seine Dankbarkeit wie sein edelmüthiger Sinn erhielt immer das Andenken seiner Freunde lebendig im Herzen; auch wenn die Hand der Zeit den ersten frischen Anstrich der Phantasie nach und nach verwischte, so wurden sie nur verdunkelt und nicht verdrängt. In Leipzig lebte er mit Göschen, Jünger und Huber, die er alle durch Körner kennen lernte, in einem angenehmen Cirkel. Die Theaterwelt zog ihn auch an, und er war durch Jünger zumal mit Seconda und seiner Frau bekannt geworden. Manche kleine Lustpartien wurden in dieser Gesellschaft gemacht, und jeder dieser Freunde dachte mit Vergnügen der vergangenen Zeiten.

Körners Verbindung fiel in diese Zeit, und als dieser mit Frau und Schwester nach Dresden zog, wo er angestellt war, und Huber auch sein Dienstverhältniß dorthin rief wie die Neigung und Leidenschaft, so wurde auch Schiller leicht dahin gebracht,

den unentbehrlichen theuren Freunden zu folgen. Dresden ist eine der angenehmsten Städte im nördlichen Deutschland; einzig durch seine Lage, erinnert es trotz seines Klimas am meisten an ein mildes Land. Die Elbe bildet prächtige Wasserflächen, umgeben von Weinbergen, mit lachenden Landhäusern geschmückt, in denen im Sommer die Einwohner der Residenz gern ländliche Einsamkeit suchen. Der Zusammenfluß von Kunstwerken, deren Werth so groß ist, daß ihr Studium mehr als Ein Künstlerleben ausfüllen könnte, die vielen fremden Künstler, die sich dort aufhielten, brachten eine freiere Lebensansicht, Gesinnungen von Freiheit und Selbständigkeit hervor, die durch den steifen Hofton und durch die mannigfaltigen Verhältnisse der Dienerschaft, die das Betragen des Hofes zum Muster nahm, durch das Militär, welches zu wenig in Ansehen stand, wogegen die Masse der Geschäftsmänner auch einen eigenen Staat im Staate bildete und doch nach außen hin dem Zwang des Hofes nicht entgehen konnte, in einen sonderbaren Widerspruch geriethen. Wohl kein Verhältniß hat mehr doppelte Erscheinungen des Lebens erzeugt und nachtheiliger auf die Gemüther gewirkt, die jede freie Äußerung des Lebens und Handelns als ein Verbrechen gegen den Anstand abbüßen mußten. Ernst und streng, wie ihr Gebieter, sollten ihre Neigungen sich mit der Pflicht niemals im Streit finden. Die Hofluft umwölkte den freien Sinn des Genius wie eine wahre Despotie. Kein frohes Gefühl wagte sich zu äußern, wenn der Gebieter es nicht billigte, und sorgsam suchten die Höflinge alles zu vermeiden, was nur einen finstern Zug über den Augenbrauen des Fürsten hervorbringen konnte. Statt der Tyrannei, die er ehemals kennen lernte, sah nun der Dichter eine Welt vor sich, die durch das hergebrachte Vorurtheil beherrscht wurde, und obwohl keine gewaltsamen Maßregeln jemals genommen wurden, eines Menschen Leben zu unterdrücken, so hatte doch dieses Festhalten an den alten Gebräuchen für die Gemüther, die frei leben

und wirken wollten, denselben Nachtheil. Doch als Fremder konnte Schiller sich leichter damit versöhnen, ob er wohl die Fesseln, die der Staat seinen Freunden auflegte, eben so tief fühlte. Der Eindruck, den dieses gebundene Wesen auf ihn machte, war auch nicht erfreulich; doch förderte ihn der geistreiche Umgang seiner glücklichen Freunde, und in ihren heitern Umgebungen, wo sie der Kunst lebten und der freien Mittheilung ihres Geistes und dabei sich der schönen Natur erfreuen konnten, vergaß man die Welt sehr leicht, die nicht in diesen Kreis gehörte.

In einem Thale, von Weinbergen umkränzt, an den Ufern der Elbe, liegt ein Dörfchen, recht zum Ruhepunct der Muse ausersehen. Dort besaßen die Freunde einen Weinberg; sie selbst bewohnten das größere Gebäude im Sommer; auf einem Hügel stand ein kleiner Gartensaal, von wo man die Thürme von Dresden sich in der Elbe spiegeln sah, in der Nähe den waldigten Gipfel des Berges, der seinen Schatten auf das Thal warf und noch die reichste Vegetation zeigte; denn wo der Weinberg aufhörte, sproßten Fichten und bildeten die schönsten Gruppen für's Auge, das an ihrem Dunkel sich ergötzte, wenn die Rebe, im hellen Grün prangend, sich an dem Fels hinaufschlang. Dort verlebte unser Dichter die schönsten Augenblicke, und während er sich nach seinen Arbeiten, da er sich damals ernstlich mit der Ausarbeitung des „Carlos" beschäftigte, in der Mitte dieser liebenswürdigen Familie ergötzte, bald der Vertraute der Freunde in den Angelegenheiten des Lebens wurde und mit jedem gutmüthig theilnehmend die Gefühle theilte, wurde er allen gleich nothwendig.

Dem Freunde theilte er seine Plane, seine Arbeiten mit; seine philosophischen Blicke über das Leben, die Kunst brachte ein eigenes inniges Leben in seinem Umgang zur Sprache. Man konnte neben ihm empfinden und die Gefühle sich erhöhen und doch mit aller Tiefe und Wärme das Leben ergreifen. Den

Freundinnen, deren Verhältnisse er kannte, war er eben so unentbehrlich, und Hubern, dem seine zu weiche unbestimmte Gemüthsart manche Vorwürfe der strengen Freundin zuzog, war er auch in dieser Rücksicht ein treuer Gefährte.

Unter der Theaterwelt war die berühmte Sophie Albrecht durch ihren Geist, ihre Talente merkwürdig. Sie hatte einen äußerst angenehmen Umgang, und daß sie ihre Talente für die Bühne auch auf das Leben ausdehnte, wollen wir nicht bezweifeln. Der Dichter gedachte ihrer zuweilen als einer heitern geistreichen Gesellschafterin; doch war sie selbst eine Vertraute einer andern Neigung, die seine Phantasie lebendig beschäftigte, doch nicht das Gemüth des Dichters im Innern bewegen konnte, weil sie sonst nicht so vorübergehend gewesen wäre. Auch da lernte er sonderbare Verhältnisse des Standes kennen, wie die daraus nicht zu befriedigenden Bedürfnisse. Er sah, wie einer geldliebenden Mutter alles zu Gebote steht, selbst das heiligste Vertrauen auf Unschuld und Reinheit. Er wurde von der schönen Tochter in Zauberfesseln geschmiedet, und lange kämpfte diese Neigung. Die Freunde warnten, baten, das Leben ging wie in einem Zauberkreise dahin, bis ein reicherer Liebhaber der Mutter auferlegte, den Dichter, der in den Augen eines Höflings eine ganz unnütze Gestalt war, zu entfernen. Es kostete der Tochter manche Thräne, aber auch sie ließ sich endlich täuschen, und das Schicksal trennte zwei Gemüther, die nicht innerer Einklang, sondern Täuschung verband.

Zwei Jahre hatte er in Dresden verlebt und viel auf sein künftiges Leben vorgearbeitet, theils durch der Freunde Umgang, theils durch wissenschaftliche Ausbildung. Mit Wieland war er schon in eine Art Bekanntschaft gekommen.

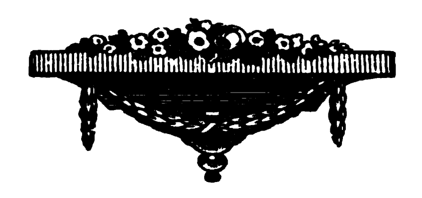
Frau von Kalb hatte seinen Empfang in Weimar vorbereitet und ladete ihn wiederholt ein, diese Stadt nicht unbeachtet zu lassen, die so viel für die Bildung Deutschlands leistete. Goethe

und Herder machten mit Wieland diesen stillen Ort zu einem wünschenswerthen Aufenthalt. Goethe war noch in Italien, als Schiller ankam. Wielands liebliches Wesen, sein Geist, seine Kenntnisse, alles zog den jungen Dichter an, der sich selbst auf das vortheilhafteste durch „Don Carlos" angekündigt hatte. In Wielands und Reinholds Nähe, der damals bei seinem Schwiegervater lebte, war ein reiches Leben. Wenn der ältere Dichter den jüngern über den zu großen Reichthum seiner Phantasie zur Rede stellte und manche Wendung anmuthiger und leichter in seinen Werken wünschte, stand Reinhold mit seinem philosophischen Blick gegenüber und wollte den Dichter gerne zum Schüler gewinnen. Bode und manche gebildete Geschäftsmänner, die es gelernt hatten, daß die Musen auch auf den Altar der Gerechtigkeit einen Kranz legen müssen, wenn sie weit umfassend wirken sollten, suchten den Dichter auf, freuten sich seines Antheils und seiner Mittheilung. So wurde eine neue Periode des Lebens begonnen. Im Jahre 1787 hatte er sich von seinen Freunden, von seiner Liebe losgerissen, und manche wehmüthige Erinnerung folgte ihm in das ruhige Ilmthal. Den Eindruck, den dieser von allen Schönheiten der großen Natur entblößte Landstrich darbietet, spricht er selbst in den Worten aus:

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Während dessen hatte sich Schillers ältere Schwester in Meiningen verheirathet. Frau von Wolzogen, die schützende Freundin, war ihm stets nahe geblieben, und die Briefe des Dichters zeigen, wie sehr er ihren einfachen liebenden Sinn ehrte, und wie ihr warmes Gefühl dem Dichter nachempfinden wollte, ohne dem Flug seines Geistes folgen zu können. Im Winter wurde er veranlaßt, Schwester und Freundin zu besuchen; er fand dort den Sohn der Freundin, den er als seinen Bruder und Freund liebte,

und ladete ihn ein, ihm nach Weimar, wohin er den Winter zurückging, zu folgen. Dieser, der seine nahen Verwandten in Rudolstadt besuchen wollte, versprach zu kommen, wenn der Freund ihn erst nach Rudolstadt begleiten wollte. Dieser Antrag wurde angenommen, und so machten sich beide Freunde an einem heitern Wintertag auf die Reise.



Berichtigungen Friedrich von Schillers Jugendgeschichte betreffend.

10. Es irren in literärischen Zeitblättern und Wörterbüchern — so schätzbar sonst einige derselben von andern Seiten sind — der seltsamen und abgeschmackten biographischen Nachrichten vom verewigten Schiller und besonders von dessen früherm Leben so viele herum, daß ich [Reinwald] nicht umhin kann, einige derselben aus meinem Besserwissen zu berichtigen, da er mich vorzüglich nahe angeht.

Schillers erster Gedanke, und der auch seiner Eltern Beifall hatte, war: sich dem geistlichen Stande (nicht, wie das Conversationslexikon sagt, der Chirurgie) zu widmen. Schon als kleiner Knabe machte er sich oft einen Stuhl zur Canzel und hielt eine Predigt, die erwachsener Personen Verwunderung erregte und manchen Funken eines nachher auflodernden Dichterfeuers verrieth.

Er lernte zeitig Latein, und einem seiner Lehrer fiel es sogar ein, im fünften Jahre, als er kaum lesen gelernt hatte, ihn griechische Wörter zu lehren. Er kam bald so weit in den Vorbereitungswissenschaften des theologischen Studiums, das letzte Examen bei'm Consistorio in Stuttgart mit Ehre bestanden zu haben, das einen Schüler qualificirt, in das unterste der Klöster oder theologischen Seminarien im Württembergischen eintreten zu können. Und nun entstand die Karlsschule. Ihr Stifter besprach sich mit verschiedenen öffentlichen Jugendlehrern und verlangte von ihnen, daß sie ihm fähige Köpfe anzeigten, die in seiner Stiftung gebildet werden könnten. Einer von Schillers Lehrern*) nannte ihm jenen, seinen Schüler, und der Herzog erbot sich gegen dessen Vater, seinen Sohn in dem neuen Institut erziehen zu lassen, ihn fragend, was er studiren wolle. Als nun Schillers Vater zur Antwort gab, sein Sohn habe Lust, Theologie zu studiren, versetzte der Herzog: „Das geht nicht an, in meiner Akademie können keine Theologen gebildet werden, Sein Sohn kann sich die Jurisprudenz wählen." Dieß war für Schillern eine schreckhafte Nachricht, äußerst schwer entschloß er sich zu diesem Studium, das ihm ganz zuwider war; aus Gehorsam gegen seinen Landesherrn trieb er's jedoch eine geraume Zeit. Auf einmal erklärte der Gebieter gegen Schillers Vater, er habe es überlegt, er werde seinen Sohn in diesem Fache schwerlich anstellen können, die Anzahl der herumlaufenden Juriscandidaten, die Dienste suchten, sei schon zu groß; wenn er aber Medicin studiren wolle, verspreche er ihm nächstens eine Anstellung.

War Schiller bei dem ersten Befehl erschrocken, so erschrak er bei diesem noch mehr, ja er wollte verzweifeln und versicherte seinen Vater, er könne durchaus diese Laufbahn nicht betreten, er werde sich eher den Tod anthun.

*) Herr Jahn in Ludwigsburg, der nachher auch Lehrer an der Karlsschule war.

Mit der äußersten Mühe gewannen es seine Eltern, die des Herzogs Ungnade befürchteten, über ihn, daß er sich zum medicinischen Studium entschloß und ihm einige Jahre widmete, worauf er nach einer rühmlich bestandenen Prüfung von der Akademie das Zeugniß erhielt (denn Doctoren konnte die Akademie — wenigstens damals — nicht creiren), daß er die zur medicinischen Praxis erforderlichen Wissenschaften besitze. Jetzt wurde er als Arzt bei'm Grenadierbataillon l'Augé angestellt und mußte, des sonstigen militärischen Zwangs nicht zu gedenken, zu seinem größten Widerwillen auch die Uniform des Regiments tragen. Dennoch gab er sich in seinem aufgezwungenen Stande alle ersinnliche Mühe, seine Pflicht zu erfüllen und sich durch Thätigkeit auszuzeichnen. Er heilte verschiedene am Typhus Kranke und rettete ihnen, indem er unter'm Kopfschütteln der altsystematischen Ärzte seinen eignen Weg ging, glücklich das Leben. Zu jener Zeit dichtete er, um sich zu erheitern, manches, das zum Druck kam; unter anderm erschien im Jahre 1781 die erste Ausgabe seiner „Räuber", in welcher Seite 81 eine Stelle vorkömmt, wo Spiegelberg zu Razmann sagt: „Einen honnetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen (Weidenstumpf) formen; aber zu einem Spitzbuben will's Grütz, auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath ich dir, reis' in's Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner."

Durch diese Stelle ward ein gewisser Hofmeister einiger Herren von Salis — wiewohl kein geborner Graubündner — veranlaßt, sich jener ganzen Nation, als bedürfte der edle Theil derselben einer Apologie gegen einen witzigen Scherz, der nur den niedrigsten Pöbel traf und dem noch dazu die Wahrheit als Folie unterlag, leidenschaftlich anzunehmen. Er ließ eine Apologie in die Hamburger Zeitung setzen, aus welcher sie in mehrere periodische Blätter überging, und wußte einen Theil seiner Mit-

bewohner zu überreden, sie alle seien an ihrer Ehre gekränkt, und einem ihrer Correspondenten in Stuttgart, einem elenden Menschen*), wurde der Auftrag gethan, Schillern zu einem Widerruf (?!) zu bewegen. Der Sachwalter verfuhr in seiner Negotiation kurz und kräftig. Er spielte dem Herzog Karl selbst die Apologie in die Hände, welcher aus diesen und andern bewegenden Ursachen — denn man hatte Schillern schon vorher bei seinem Landesherrn denuntiirt, daß er sehr satirisch und dabei freigeisterisch schreibe — ihm die Schriftstellerei überhaupt außer dem medicinischen Fache ganz untersagte.

Hierauf entwich der trostlose Schiller zu Anfang Octobers 1782**) glücklich nach Mannheim und schrieb von dort aus an seinen Gebieter, daß ihn das letzte Verbot unbeschreiblich gekränkt habe, daß er einen unbezwingbaren Naturberuf zur Schriftstellerei im Fache der Dicht- und Schauspielkunst fühle. Wolle der Durchlauchtige dieses Verbot aufheben und ihn mit der Tragung der Regimentsuniform verschonen und seinen geringen Gehalt verbessern, so wolle er als treuer Diener in sein Vaterland wiederkehren, außer dem müsse er, wiewohl mit Schmerzen, sein Glück im Ausland erwarten. Hierauf ließ ihm der Herzog durch einen

*) Den Namen des Helden und das eigne Bekenntniß seiner Heldenthat in einem zum Erstaunen hirnlosen und pöbelhaften Briefe (ex ungue leonem — vel si mavis, asinum) vom 2. September 1782 sehe man in Armbrusters „Schwäbischem Museum" 1. Band Seite 227. In einem andern Briefe vom 7. October eben dieses Correspondenten heißt es, der Komödienschreiber sei desertirt. Schiller hat übrigens vier Jahre nachher dadurch die Rechtfertigung des witzigen Einfalls und die Richtigkeit der gegnerischen Apologie erlebt, daß anno 1786 aus Graubünden eine Räuberbande nach Stuttgart eingebracht wurde, die dem Herzog tausend Gulden Transport kostete.

**) Dieß geschah in der Nacht, in welcher der herzogliche Hof die Ankunft des Großfürsten Paul, nachherigen Kaisers, auf der Solitude erwartete, wo alle Aufmerksamkeit von Seiten der Zubereiter sowohl als der herbeigeströmten Zuschauermenge auf diesen einzigen Gegenstand gespannt war. Selbst des Fliehenden Eltern durften es aus begreiflichen Ursachen nicht inne werden.

Dritten antworten, daß, wenn er wiederkommen würde, seine Entweichung ungerügt bleiben sollte. Die gebetenen Puncte aber waren nicht berührt. Schiller blieb also vor der Hand in Mannheim, ließ dort den Winter über seinen vorher schon ausgearbeiteten „Fiesco“ drucken, half die Aufführung desselben und der etwas veränderten „Räuber“ dirigiren und entwarf den Plan zü „Cabale und Liebe“. (Es ergibt sich schon aus dem oben Erzählten die Nichtigkeit der Anekdote im Conversationslexikon Theil 5 Seite 99, daß Schiller in Mannheim sich habe als Regimentschirurgus (!!) anstellen lassen. Er hat dort auch gar nicht sich mit Medicin beschäftigt.) Da er aber in Mannheim gleichwohl sich nicht ganz sicher vor einer Reclamation glaubte, so acceptirte er das Anerbieten eines stillen Asyls auf einem freiherrlich Wolzogischen Gute bei Meiningen, wo er während des Jahres 1783 blieb und wo Referent mit ihm häufigen Umgang pflog. Von hier aus sandte er sein Manuscript von „Cabale und Liebe“ zum Druck nach Mannheim und machte den Plan und einige Scenen vom „Don Carlos“*) und „Maria Stuart“. Er unterhielt auch mit dem churpfälzischen Minister Heribert von Dalberg einen Briefwechsel, dessen Resultat seine Anstellung als Theaterdichter in Mannheim mit einem kleinen Gehalt war, und ging gegen Ende des Jahrs wieder nach Mannheim. Da aber der erwähnte Gehalt zu seiner Subsistenz nicht hinreichte, so brachte nach einiger Zeit (Jahr und Monat weiß ich nicht genau) der berühmte Ludwig Ferdinand Huber mit einem Freunde aus Sachsen ihn nach Leipzig. Wie er von dort aus nach Weimar und dann nach Jena kam, ist schon in Sachsen bekannter. Nur muß ich hier bemerken, daß er dort als Professor der Philosophie**)

*) Diesen (nachher in etwas veränderten) Plan besitzt Referent noch von Schillers eigner Hand.

**) In dieser Periode erhielt er auch von Sachsen-Meiningen — nicht von Weimar — den Hofrathscharakter.

sich mit einer Fräulein von Lengefeld von Rudolstadt (nicht Fräulein von Wolzogen, wie einige biographische Nachrichten von ihm sagen) verheirathete, deren ältere Schwester, die wir als eine unserer trefflichsten Schriftstellerinnen kennen, nachher die Gemahlin des Sachsen-Weimarischen Geheimen Raths von Wolzogen wurde.

Aus der Geschichte von Schillers Studien erhellet also, daß ihn ein eigenes Verhängniß zwang, alle vier Facultäten zu durchwandern, und da dieß mit Glück geschah — so wie sein tiefes Eindringen in das Kantische System jedermann bekannt ist —, so konnte man ihn mit vielem Recht eine Art von Universalgenie nennen. Natürlich mußte der Übergang von einer Wissenschaft in die andere, da Oberflächlichkeit nicht seine Sache war, seinen Geist stark anstrengen und seine Gesundheit schwächen; daher sein Genuß starker Weine zur Restauration und starken Kaffees zu seiner Aufmunterung bei halbnächtlichen Arbeiten. Daraus folgt aber nicht, daß Schiller ein Trinker war, worauf einige Anekdotenkrämer Winke zu geben scheinen (überhaupt hält der Trinker es gewöhnlich, wenn er nicht sehr reich ist, mehr mit der Quantität als Qualität). Referent und seine Freunde haben ihn in diesem Punct ziemlich oft beobachtet.

Von seiner Geschichtforschung, die einige Kritiker haben in Zweifel ziehen wollen, ein andermal. Falsch ist auch, was das sonst sehr gute literarische Lexikon muthmaßt, Schiller habe seine Idee zu den Verschwörungsgeschichten und der Geschichte der Niederlande von Schubart. Als er diese beiden Werke schrieb, war er schon sechs Jahre aus seinem Vaterlande und ohne alle Verbindung mit letzterm. Es war sein eigner Gedanke, indem er sich zu historischen Vorlesungen vorbereiten wollte.

Soviel jetzt von Schillers früherer Lebensgeschichte, bis Herr Bibliothekar Petersen, dessen Jugendfreund und Mitschüler auf der Karlsakademie, sein Versprechen erfüllt, uns jene Geschichte umständlicher zu liefern, an welches er hiermit kräftig erinnert

wird. Was Referent hier gibt, hat er theils aus Schillers eignem, theils aus seines Vaters und aus seiner zwei Jahre vor ihm gebornen Schwester Munde, die seine Knabenspiele und Jugendzeitvertreibe mit ihm theilte, ihm kleine Komödien spielen half, wo Stühle die Symbole von Zuschauern waren, und bei seinen ersten gedruckten Arbeiten die Stelle eines Secretärs vertrat. Man darf also an der Authenticität dieser Nachrichten im geringsten nicht zweifeln.



11. Die Mutter [Schillers] hatte ihren Gatten in dem Lager besucht, wo er bei den Herbstübungen des württembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelt fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. Beinah hätte Schiller in einem Lager das Licht zuerst erblickt; doch ward es der Mutter möglich, in ihr elterliches Haus nach Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Die anmuthige Lage des Orts an einer fruchtbaren Anhöhe des Neckars, die gut eingerichtete Wirthschaft der Großeltern, wohlhabender Landleute, lassen schließen, daß das neugeborne Kind an der Brust der Mutter sich unter heitern und harmonischen Eindrücken entfaltete. Schiller zählte die Besuche, die er späterhin bei den Großeltern von Cannstatt und Ludwigsburg aus machte, zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen, und der Besitz eines Landgutes war immer einer seiner Lieblingswünsche....

. . . Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt und in der ein schönes Talent zur bildenden Kunst lag, gedenkt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehn eines Engelsköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er aller Liebling.“ . . .

Im Jahre 1765 schickte der Herzog von Württemberg den Vater als Werbofficier nach Schwäbisch-Gmünd und erlaubte ihm, in dem nächsten württembergischen Gränzorte, dem Dorfe und Kloster Lorch, zu leben. Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern dieses Orts fand die Schiller'sche Familie die liebevollste Aufnahme. Hier fand auch Schiller an dem Sohne des Pfarrers Moser seinen ersten Jugendfreund, dessen sanfter Charakter sehr bildend auf ihn wirkte. Der Pfarrer, ein Freund des Hauses, ließ ihn Theil an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne nehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen Sprache, im siebenten auch mit der griechischen. Seine Schwester erinnert sich, daß hier seine Neigung zum geistlichen Stande erwachte. „Oft“, so erzählt sie, „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich

aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Eintheilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form."

Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur selten wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu einem Ausflug in die nahen Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, die hiebei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend. Eine Capelle auf einem nahen Berge, zu der der Weg durch die Leidensstationen führte, war einer der Lieblingsspaziergänge. Ein Kloster auf einer andern Anhöhe, das die Gräber der Hohenstaufen verwahrt, besuchten sie auch oft; und diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke, in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte. Der Vater erklärte die Geschichtsmonumente der Gegend, auch erzählte er gern von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militärischen Übungen. Mannigfache Lebensbilder drängten sich so der jugendlichen Einbildungskraft auf, die im einfachen Hausleben an Innerlichkeit gewannen.

Schiller behielt immer große Anhänglichkeit an die Gegend von Lorch, und als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte...

Einfache schlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreise waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs. Der Vater hatte den guten Ton, den das Herz lehrt. Nach einem Worte der Mutter vermochte er nie von einem ihm allein bestimmten Gerichte zu essen, ohne es den Töchtern anzubieten. . . . Schiller war von Kindheit an wahr und gewissenhaft und gestand gewöhnlich einen begangenen Fehler

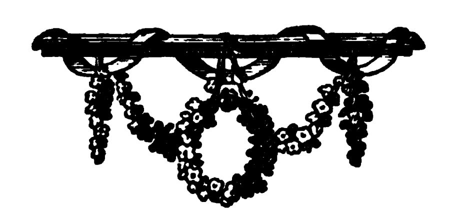
selbst ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine seiner Hauptneigungen war, von allem, was er besaß, andern mitzutheilen. So verschenkte er oft die ihm selbst nöthigen Sachen. Einst bemerkte der Vater, daß er seine Schuhe bloß mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte er: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage.“ Der gerührte Vater konnte ihm keinen Verweis geben; doch mußte er das Verschenken der dem Sohne nöthigen Schulbücher untersagen.

Im Jahre 1768 zog die Schiller'sche Familie nach Ludwigsburg.

Ein Freund Schillers, der Medicinalrath von Hoven in Nürnberg, mit ihm in einem Jahre geboren und durch die Verbindung der Eltern, da die Väter beide Officiere waren und dasselbe Haus bewohnten, sein täglicher Spiel- und Schulgeselle, theilte folgende Erinnerungen aus seinem Knabenalter mit. Beide waren im neunten Jahre und widmeten sich dem Studium der Theologie. „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinah muthwillig. In den Spielen mit seinen Cameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursach es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen

vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Classe.“ Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deßhalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applicirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung. Der Unterricht, der in dieser Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. . . .

In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Karl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen; Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals. Er erzählte uns [Karoline von Wolzogen und Charlotte von Schiller], daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Die Neigung zum geistlichen Stand verminderte sich jedoch nicht.



12. Sie [Schillers Mutter] war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, worüber man gerade predigte. Diese Besuche im großelterlichen Hause, welche von Cannstatt und Ludwigsburg unternommen wurden, zählte Schiller zu den freundlichsten Erinnerungen seiner Jugend, und Christophine sagt: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

13. Die Geschichte Seines [Schillers] Geistes kann interessant werden, und ich [Johann Kaspar Schiller] bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächchen ein „Neckarle" geheißen. Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausfallen gesehen hat, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne, in Lorch, da man Ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz und statt Überschlages ein Predigtlümpchen anthun müssen.

Und dann die äußern Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte gerade das und so viel, als diese

Umstände erlaubten. Endlich Sein Übergang in die herzogliche Militärakademie, woselbst Er erstlich als Theolog, nachher als Jurist und zuletzt als Arzt Seine Studien angefangen, wie Er Sein erstes Trauerspiel „Die Christen" in seinem dreizehnten Jahr geschrieben, was für lateinische disticha, carmina, epistolae etc. Er verfertigt, wie Er mit Herrn Professor Jahn in Collision gekommen; doch das gehört mehr zu einer Lebensbeschreibung, und jetzo abstrahire ich.

4. Ich [Johannes Scherr] habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, sobald in seiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondrischen Verdüsterung seines Alters aufglühte und dann schimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gasthaus zum Ritter St. Görg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel gespielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein „merkwürdig seriöser Mann", drinnen im Hause seine Geschäfte abmachte.

15.

An Schiller.

Im März 1781.

Sei mir gegrüßt im feiernden Lied!
Heut da der Morgen, umduftet von Frühlingsblumen,
Röthlich emporhebt sein Haupt,
Eilt auf seinen glänzenden Fittigen
Freudiger dir, begeisterter dir
Entgegen mein Gesang! — . . . .

Ah! wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick,
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig gezeichnet mich anspricht
Mein Knabengefühl!

Wie mich's mächtig ergreift und wieder weckt
Zu Tönen des Gleichlauts
Meine schlummernde Phantasie!
Vom melancholischen Glockenton an,
Der aus dem gothischen Kirchthurm meines einsiedlerischen Klosters
Dort mir herabtönt,
Bis zum Flügelgeräusch
Des Raben, der hier über mir hinfleugt:

Und o, wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest!
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausschlagen wird zur Flamme! . . .

16. Die älteste Tochter des Lorcher Pfarrers erinnerte sich Schillers auch noch: „er sei ein zwar etwas bleich aussehender und geschnäderter, jedoch gesunder und munterer Knabe gewesen.“

17\. Margaretha Mühlbachin, ledige Tochter des verstorbenen Joseph Mühlbach, . . gibt an:

Von ihrem Vetter, Seckler Ulrich Schölkopf von Marbach, . . wisse sie, daß der Vater des Friederich Schiller in seinem, des Schölkopfs, Hause . . . gewohnt habe, und die zwei Schillerschen Kinder, wovon eines, wenn ihr recht sei, Luise und das andere Fritz geheißen, geboren seien.

Sie erinnere sich auch noch, den Fritz Schiller, der ein rothes Haar und Roßmucken gehabt, wenn er von Ludwigsburg, wo nachher sein Vater gewohnt, zu seinen Großeltern . . nach Marbach gekommen, gesehen zu haben; er möge damals in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren gestanden sein.



18\.

Frage 1.

Bei welcher Gelegenheit und in welchem Jahr ward Schiller mit Klopstocks „Messias" bekannt? War es schon in Ludwigsburg oder erst auf der Solitude?

Antwort.

Mit Klopstocks „Messias" wurde Schiller erst auf der Solitude bekannt. Dieß mag im Jahr 1774 gewesen sein. Wie, weiß ich [Hoven] nicht genau; vermuthlich geschah es durch Zufall.

Frage 2.

Zeigten sich schon vor seiner Bekanntschaft mit dem „Messias" Spuren und Strahlen von Schillers Dichtergeist?

Antwort.

Die ersten Spuren von Schillers Dichtergeist zeigten sich schon in Ludwigsburg, als er daselbst in die lateinische Schule ging. Auf seine Confirmation verfertigte er ein Gedicht in lateinischen Distichen, ohne Zweifel das erste, das er gemacht hat. Lateinische Verse machen lernte er durch das Lesen von Virgils „Aeneis“ und Ovids „Tristia“, welche in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg exponirt wurden.

Frage 3.

In welchem Jahr fielen ihm Shakespeare's Schauspiele in die Hände? War es auf der Solitude oder erst in der Akademie zu Stuttgart?

Antwort.

So viel ich weiß, lernte Schiller Shakespeare's Schauspiele schon auf der Solitude kennen. Er las die Wielandische Übersetzung, die er von Professor Abel entlehnte. Sein erster dramatischer Versuch war „Cosmus von Medicis“; den er aber, so viel ich mich erinnere, erst in Stuttgart machte. Wie sehr Shakespeare auf ihn gewirkt haben mußte, erhellet unter anderm auch daraus, daß er immer eine sehr große Vorliebe für die Wieland'sche Übersetzung behielt. Er freute sich ungemein, da ich ihm diese Übersetzung im Jahr 1793 während seines Aufenthalts in Ludwigsburg zum Geschenke gab.

Frage 4.

Welches sind die philosophischen Schriften, die Schiller in der Akademie las und studirte?

Antwort.

Beinahe ausschließend las Schiller Garve's Schriften und besonders seine Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie. Öfters las er auch in Plutarchs Biographien, die er aber bloß aus der Schirachischen Übersetzung kannte.

19. 1. In welchem Jahre kam Schiller in die lateinische Schule zu Ludwigsburg und wann kam er wieder heraus?

2. Las er schon in Ludwigsburg Virgils „Aeneide"?

3. Zeichnete er sich in seinen Knabenjahren durch irgend etwas aus?

4. Hat er nicht als Regimentsarzt bisweilen von deinem Vater wegen Saumseligkeit oder anderer Fehler Verweise erhalten?

ad 1. Diese Frage kann ich [Elwert] nicht bestimmt beantworten, nur ungefähr nachrechnen. Schiller war ganz mein coaetaneus, ich bin im März 59, er einige Monate, ni fallor, später im nämlichen Jahre geboren. Von der zweiten Classe in Ludwigsburg an erinnere ich mich, ihn immer neben mir in der Schule gehabt zu haben. Nun erinnere ich mich, daß ich als Secundaner, da ich die zweite Classe bald verließ, im neunten Jahr als petens in's Landexamen kam, das wäre also im Jahr 68 gewesen, da war Schiller auch in Secunda. In der dritten Classe in Ludwigsburg war er wieder mit mir, welche ich im Jahr 73 verließ, und in das Gymnasium in Stuttgart kam, von da ich im Januar 75 in die Akademie kam. Bei meinem Weggehen aus der Ludwigsburger Schule war Schiller noch dort geblieben, da ich aber in die Akademie kam, traf ich ihn da auch schon vor mir (wie lang aber vor mir, weiß ich nicht) wieder an. Dieß ist alles, was ich ungefähr hierüber bestimmen kann.

ad 2. Bei'm Professor Jahn, der damals in den ersten Jahren, da wir in die dritte Classe kamen, Oberpräceptor war, las man nicht nur die in der veranstalteten Schulcollection enthaltenen Bruchstücke aus den classischen Dichtern, sondern Virgils „Aeneide" und Horaz Oden auch in der Schule. Allein auf dichterische Schönheiten ꝛc. erinnere ich mich nicht, daß wir gerade geleitet worden

wären. Jahns Behandlung dieser Dichter für uns Schüler ging außer dem Grammatischen auf Mythologie, Alterthümer 2c. Nach Jahn kam Winter, bei dem Virgil apocryphon war, und der Ovid zu seinem Leibautor machte, versteht sich, „Tristia", und bei dem war ohnedem Lesen eines Dichters nichts als Phrasenjagd. Daß Schiller für sich mit Vorliebe und Application in seinen Schuljahren die „Aeneide" gelesen hätte, ist mir so wenig bekannt, als daß ich wüßte, daß er solches in der Akademie gethan.

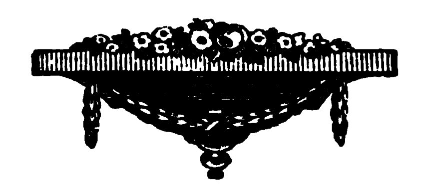
ad 3. Ich erinnere mich im geringsten nicht, daß weder Lehrer noch Schulcameraden im mindesten etwas Auszeichnendes an Schiller bemerkt hätten. Er war unter den ersten immer in seiner Classe, aber nicht gerade der erste, und die ersten waren damals, die am wenigsten Grammaticalfehler im exercitio machten. Das erinnere ich mich, daß wir zwei immer sehr viel beisammen waren und in unsern Bubenjahren keine eigentliche rechte Buben gewesen, die Ball und andre dergleichen Spiele auch getrieben hätten. Häufig schlenderten wir in unsern Freistunden mit einander in den Ludwigsburger Alleen herum, und da ist es mir noch mit Lachen erinnerlich, daß unsre Unterhaltung meist immer Klagen über unser Schicksal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindisch chimärische Plane für unser künftiges Leben waren. Einer Anekdote aber, die ich mit Schillern gehabt habe, und die zwischen unser neuntes und zehntes Lebensjahr fallen mag, will ich Dir [Petersen] hauptsächlich aus dem Grunde mittheilen, weil sie auch Schillern unvergeßlich war, und er mich vor zwölf Jahren, da er im Land war, mich gleich wieder daran erinnerte. Wir hatten als Secundaner den Katechismus in der Kirche zu sprechen. Unser Präceptor war Honold, ein sehr frommer, malitiöser und dummer Mann, der den Stecken weidlich zu führen wußte. Dieser drohte uns durchein zu bläuen, wenn wir ein Wort fehlten. Zu allem Unglück hielt gerade dieser Präceptor die Kinderlehre, da wir den Katechismus zu sprechen hatten. Mit zitternder Angst

also fingen wir an, zum Glück aber brachten wir es ohne Anstoß hinaus. Unsre Belohnung davor war 2 Kreuzer à Person, facit 4 Kreuzer. Soviel Baarschaft hatten wir sonst nie leicht beisammen. Wir sinnten also darauf, wie wir ihrer los werden könnten. Schiller machte den Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößle zu essen, da wir aber dahin kamen, war keine zu haben; Schiller änderte das Project dahin, einen Vierling Käs zu nehmen, aber der Vierling Käs kostete allein 4 Kreuzer, und wir hätten dann kein Brot dazu gehabt. Dieß Project mußte also aufgegeben und Harteneck mit hungrigem Magen verlassen werden. Wir wandten uns nun nach Neckarweihingen, kamen da in drei bis vier Wirthshäuser, bis wir in dem letzten eine kalte Milch bekamen. Noch schmeckt mir diese wohl, man gab uns eine reinliche zinnerne Schüssel und silberne Löffel dazu. Die Milch und das Brot, davon wir uns einbrockten und noch jeder in die Tasche übrig behielt, kostete zusammen nur 3 Kreuzer. Wir hatten also noch einen Kreuzer übrig, den wir in der Allee in Ludwigsburg in einem Halbenkreuzer-Wecken und für einen halben Kreuzer Johannisträubchen, in die wir uns brüderlich theilten, vollends verzehrten und ein so köstliches Mahl hatten, als ich nachher nie wieder bekam. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Schillers poetischer Geist schon in seiner völligen Blüthe. Denn da wir Neckarweihingen verließen, stieg er auf einen Hügel, wo wir Neckarweihingen und Harteneck übersehen konnten, segnete das Wirthshaus, wo wir gespeis't wurden, und verfluchte Harteneck und die übrigen Neckarweihinger Wirthshäuser mit einer so poetisch prophetischen Emphase, daß ich noch es mir deutlich in das Gedächtniß zurückrufen kann.

ad 4. Bloß von Dir erinnere ich mich, daß Du in meiner Gegenwart einmal ein solches Wort hast fallen lassen, das darauf hindeutete. Von Schiller, der mit mir immer auf einem solchen Fuß war, daß er keinen Anstand genommen hätte, es

gegen mich zu äußern, wenn er wider meinen Vater eine solche Klage gehabt hätte, und der mir nach Straßburg einigemal von seinem Verhältniß als Regimentsarzt schrieb, und den ich bei meiner Zurückkunft als solchen noch fand und öfter mit ihm zusammenkam, weiß ich nichts. Von meinem Vater aber weiß ich, daß er mit dem Betragen, das Schiller in seinem Verhältniß sich gegen ihn erlaubte, unzufrieden war. Herzog Karl gab Schillern auf, sich in wichtigen Fällen an meinen Vater zu halten und ihm zu referiren, sagte aber dieß meinem Vater selbst nicht. Nun kam mein Vater bei dem Herzog einmal seinetwegen in Verlegenheit, da er von meinem Vater Auskunft von einem Patienten Schillers verlangte, von dem mein Vater nichts wußte; bei der Gelegenheit sagte es dann Herzog Karl meinem Vater, daß er das dem Schiller aufgegeben habe, und mein Vater verlangte dann von Schiller, daß er ihm in wichtigen Fällen rapportiren solle. Da Schiller dieß aber auch in der Folge nicht that, so traf mein Vater, um sich mit ihm nicht zu brouilliren und doch bei'm Herzog nicht in Verlegenheit zu kommen, die Auskunft, daß er Schillers Feldscherer beorderte, ihm immer Rapport zu machen. Auch weiß ich das, daß Schiller manchmal Recepte verordnete, wie sie schlechterdings nicht gemacht und nicht genommen hätten werden können, ich habe selbst einmal ein Recept zu einer Mixtur von ihm gelesen, die zu keinem Schoppenglas hätte herauslaufen können. Auch dieses kam dann natürlich durch die Feldscherer zu meines Vaters Notiz, dieser änderte aber stillschweigend das Nöthige ab, ohne dem Schiller je etwas darüber zu verweisen. Dieß ist das Wahre, wofür ich mich verbürgen kann, und das auch ganz mit meines Vaters Charakter übereinkam. Daß ihm die Lage als Regimentsarzt unbehaglich und hauptsächlich der damalige Regimentsfeldschererskittel mit dem blauen Camisol, den er aus Augé's Caprice tragen mußte, unerträglich war, ist wahr, mein Vater aber hat sicher durch sein Benehmen gegen ihn nichts dazu bei=

getragen. Auch hat mir Schiller schon in den ersten Wochen, da er bei Augé angestellt worden und noch in keine Collision mit meinem Vater gekommen war, nach Straßburg geschrieben, „seine Knochen haben ihm im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen.“



Schillers früheste Geschichte bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes.

20. Johann Friedrich Christoph Schiller ist den 10. November 1759 zu Marbach geboren, einem württembergischen Städtchen am Neckar, wo auch Tobias Mayer, der tiefdenkende Größenberechner, und Ferdinand Drück, der seltene Vortreffliche, das Licht der Welt erblickten.

Sein Vater, Johann Kaspar, eigentlich zum Dorfwundarzt erzogen, hierauf Fourier und damals Unterhauptmann, war ohne hervorstechende Geistesvorzüge, vielmehr im Grund ein schiefer, abentheuerlicher, stets über Entwürfen brütender Kopf. Doch vom Vater hatte auch Schiller fast nichts an sich, sondern er war, wie Kant, das Ebenbild seiner Mutter an Wuchs, Gestalt und Aussehen, langhalsig, sommerfleckig, rothlockig. Der Mutter, einer Bäckerstochter aus seinem Geburtsort, Namens Kodweiß, darf man das Lob eines sanften, gefühlvollen, pflichtgetreuen Weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete Gaben, noch weniger Ausbildung, können ihr auf keine Weise beigelegt werden.

Seinen ersten Unterricht erhielt Schiller in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg. Hier war sein vornehmster Lehrer, bei welchem er späterhin auch Kost und Wohnung hatte, Johann Friedrich Jahn, ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer, doch ein regelfester, nicht unverdienter Sprachgelehrter. Schiller war zwar immer einer unter den Ersten in seiner Abtheilung, aber, diese lateinische Sprachkenntniß abgerechnet, zeichnete er sich durch nichts auffallend aus, ragte in keinem Fache des Wissens oder geistiger Kräfte und Fertigkeiten hervor. Wenigstens ahndeten weder seine Lehrer noch seine Mitschüler etwas von den schlummernden seltenen Anlagen, die sich in der Folge so glänzend entwickelten. Er war in seinen frühern Jahren ein verschüchterter ungewandter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens von seinen Eltern und Lehrern Püffe und Ohrfeigen die Menge bekam.

Doch gegen sein eilftes Lebensjahr hin offenbarte sich allmählich der Übergewöhnliche. Schon um diese Zeit war er kein Liebhaber mehr von den herrschenden Vergnügungen des Knabenalters, von Ballspielen, Springen, Possen, fröhlichen Gesellschaften. In seinen Freistunden schlenderte er mit einem auserwählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in den schönen naheliegenden Gegenden herum. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für das künftige bürgerliche Leben waren seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung.

Die Dichter, die Schiller in der Ludwigsburger Schule lesen und übersetzen mußte, waren Ovids „Tristia", Virgils „Aeneide" und die Oden von Horaz. Indessen bemerkte keiner seiner Mitschüler, daß er schon damals an irgend einem dieser drei Sänger mit feuriger Innigkeit hing. Die Gelegenheit, bei welcher sein eigner Dichtergeist erwachte, war eine — überstandene Angst und eine gestandene*) Milch. Die kleine Geschichte ist der Erzählung

*) So wird im Württembergischen genannt, was sonst kalte, dicke, saure oder gestockte Milch heißt.

werth, um so mehr, als Schiller selbst, nach mehr als zwanzig Jahren, seinen Jugendfreund*) bei dem ersten Wiedersehen mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit daran erinnerte.

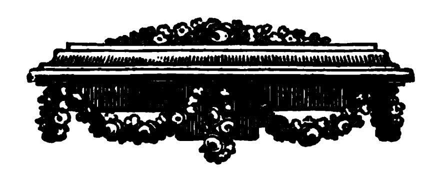
Er hatte um das Jahr 1768 mit diesem als Secundaner den Katechismus in der Kirche zu sprechen. Ihr Lehrer, ein bösartiger, höchst beschränkter Frömmling, drohte ihnen, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Zum Unglück fügten es die Umstände, daß gerade dieser Lehrer es war, der an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Beide Knaben fingen bei ergangener Frage mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anstoß hinaus und erhielten deßwegen eine Belohnung, jeder zwei Kreuzer. Eine Baarschaft von vier Kreuzern hatten die jungen Freunde selten beisammen gehabt; es beschäftigt sie daher lange die Frage: was sie sich Gutes dafür thun sollten? Schillers Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößchen zu essen, erhielt Beistimmung; allein in Harteneck war das Gewünschte nicht zu bekommen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käse an; für diesen wurden aber vier Kreuzer gefordert, und so hätten die kleinen, so genügsamen Näscher kein Brot dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen wanderten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich, doch auch nicht ohne vielfältiges Herumfragen, eine Milch erhielten in einer reinlichen Schüssel und noch silberne Löffel zum Essen dazu. Alles dieses kostete nur drei Kreuzer und es blieb ihnen noch einer zu Johannisträubchen übrig. Über diesen Vollgenuß von Lust gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel**), von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte

*) Der noch lebende würdige Physicus Elwert in Cannstatt.

**) Sollte dieser Hügel von nun an nicht billig den Namen Schillershügel führen?

in einer wahrhaft dichterischen Ergießung dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der ihnen die Labung gegeben hatte, seinen gefühltesten Segen.

Das erste Gedicht, das Schiller eigentlich ausarbeitete, war in lateinischen Doppelversen und hatte zum Gegenstand — seinen Tauferneuerungsbund im Jahr 1772. Als er es seinem Vater überreichte, empfing ihn dieser mit der Frage: Bist du närrisch geworden, Fritz?



Nachtrag zu den Berichtigungen, Schillers Jugendgeschichte betreffend.

21. Zu Schillers Jugendschriften wollte uns neulich das Tübinger Morgenblatt auch einen Beitrag liefern, und der drollichten Anekdote von Schillers, als Knaben, wenigem Taschengeld zu widersprechen habe ich [Reinwald] keinen Grund; was aber die Schilderung seiner Eltern betrifft, so hat sie ziemlich das Ansehen, als wollte der Verfasser jenes Aufsatzes zugleich mit Schillers Lobe dessen Familie etwas Unangenehmes sagen. Daß Schillers Mutter eine Bäckerstochter gewesen — gesetzt auch, dieß hätte auf seine Jugendgeschichte einigen Bezug —, davon wissen ihre noch lebenden Kinder nichts, und wer es besser als diese wissen wollte, müßte sehr alt sein; sie entsinnen sich aber von ihren Eltern gehört zu

haben, daß ihr mütterlicher Großvater Löwenwirth*) und Holz-inspector in Marbach war. In dessen Gasthofe lernte Johann Kaspar Schiller die Mutter kennen und wählte sie zur Gattin. Ob letzterer ein schiefer Kopf war oder geradsinnig, bei diesem Urtheil können zwar seine Kinder nicht mitstimmen, sie haben aber viel Stimmen außer der Familie und mehrere Thatsachen für sich, daß er den Kopf auf der rechten Stelle gehabt und vielen Personen über und unter sich zum richtigen Rathgeber gedient habe.

Immer über Projecten gebrütet habe der alte Schiller? — Was heißen Projecte? Einfälle, von Eitelkeit und Gewinnsucht geboren, oder auf's gelindeste Phantasien eines Weltunerfahrenen zu guten Zwecken, aber unausführbar. Uns sind keine Projecte von Johann Kaspar Schiller bekannt als Baumschulen, wodurch er seinem Vaterlande nützlich zu sein seit seinem Aufenthalt in Ludwigsburg suchte und deren Ausführbarkeit am Ende sechzigtausend in's Land gepflanzte Obstbäume bewährten. Einzelne Anschläge, ehrlicherweise ein Deficit in der Einnahme zu decken, wenn sie auch existirt hätten, wären wohl auch keine Sünde, sonst müßte auch jede Mitarbeit an einem Journale eine Projectmacherei sein; der alte Schiller hatte ein Weib und vier Kinder, und der selige Herzog Karl besoldete sein Militär kärglich. — Und welche Tendenz soll nun jenes Lob Friedrich Schillers auf Kosten seiner Eltern haben, die er stets so sehr ehrte? Etwa zu beweisen, daß er aus ihrem Hause wenig Bildung mitgebracht? Aber für seine wissenschaftliche Bildung sorgten sie doch nach ihren Kräften redlich. Oder daß das Genie nicht angeerbt werde? Wer hätte noch diesen Erfahrungssatz geläugnet?

Eine Anekdote aber, die auch in Schillers Jugendgeschichte gehört und wirklich erbaut und die wir Schülern und Eltern in

*) Es würde eine seltsame Polizeiordnung voraussetzen, welche geduldet hätte, daß die zwei wichtigen Nahrungszweige Gastwirth und Bäcker in einer Person vereinigt gewesen wären.

dieser Periode schlaffer Erziehung zum Beispiel hier anführen, ist folgende. Friedrich Schiller, der Knabe, und schon in der obersten Classe der Ludwigsburger Schule, hatte von seinem Lehrer unschuldig harte Stockschläge bekommen. Heutiger Sitte (tout comme chez nous) gemäß würde er es seinen Eltern und zwar zuerst der Mutter vorgewinselt haben, der Vater wäre drauf dem Lehrer in's Quartier gerückt, hätte ihn reprimandirt und vielleicht gar den Sohn aus der Schule genommen. Nicht so hier. Der mißhandelte Friedrich Schiller sagte zu Hause kein Wort. Sein Lehrer W[inter] aber sah nach einigen Tagen seinen aus einem Mißverständniß begangenen Fehler ein, ging zum Vater und fragte ängstlich, ob nicht sein Sohn eine unverschuldet erlittene Züchtigung zu Hause geklagt habe, denn er habe ihn wirklich unschuldig und so hart geschlagen, daß man noch die Spuren auf seinem Rücken sehen müsse. Richtig fand man blaue Flecke.

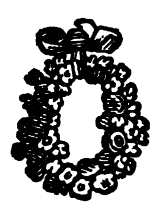
Ich kann diesen Aufsatz, der hoffentlich der letzte zur Berichtigung falscher Nachrichten von Schillern sein wird, nicht schließen, ohne eine alberne grundlose Klatscherei zu rügen, die in einer Schrift „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunct des Historikers betrachtet" von K. F. Becker, Berlin 1803, zu Tage gefördert ward, wodurch Schillers häusliches Glück verdächtig gemacht und gesagt wurde, er habe sich aus Rache eine eigne weibliche Welt geschaffen und sei darüber um so tiefer in den Idealismus hineingerathen!! Eine ernstliche Widerlegung verdient eine Schrift nicht, die wahrscheinlich schon vergessen ist. Glücklicherweise bezeugen die, welche in des Verewigten vertrauten Cirkel gekommen, daß er nicht nöthig gehabt habe, sein weibliches Ideal außerhalb seiner Gattin zu suchen.

Möchten uns doch die literarhistorischen Späher mit Anekdoten aus Schillers Leben lieber ganz verschonen, da die meisten bisher entweder ganz falsch oder wahren Umständen widersprechend sind. Z. B. in diesem Neuen Literarischen Anzeiger Nr. 6 des lau-

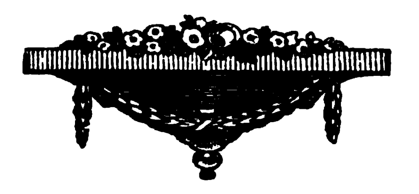
fenden Jahrs [180]7 wird aus der Broschüre „Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben", Stendal 1805, angeführt, er habe aus einer Ode Klopstocks eine Strophe dergestalt gesungen, daß es das Innerste des Erzählers durchbebt habe! — Gesungen hat Schiller nie, wenigstens nicht in seinem spätern Leben, am allerwenigsten noch so spät, bei Klopstocks Tode. Er hatte keine Stimme, ihm fehlte das Talent der Modulation, und vollends in seinen letzten Jahren war seine Brust so schwach, daß er kaum mit Mühe seine eigenen Verse declamiren konnte, und er soll so gesungen haben, daß es den Hörer angriff! Ja wohl ist dieß spaßhaft!!

Wegen seiner Porträte endlich sind noch einige Kleinigkeiten zu berichtigen. In der „Zeitung für die elegante Welt" dieses Jahrs Nr. 96 hieß es: „Frauenholz verkauft das Porträt von Schiller, das (der Professor) Müller (in Stuttgart) gestochen, welcher behauptet, Schiller habe Müllern zu seinem Kupferstich selbst gesessen." Ob dieß letztere wahr sei, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er zum Originalgemählde von Graff in Leipzig oder Dresden gesessen hat. Ferner heißt es dort: „Eine andre Handlung verkauft ein von Schmidt gestochenes Porträt, das eine Dilettantin in Stuttgart sehr brav gemahlt hat." Dieses zweite Porträt halten Schillers nächste Verwandte für mehr getroffen, nur mit der Ausnahme, daß die Brust freier und aufgerichteter sein sollte. Die Verfertigerin, Madame Simanowitz, geb. Reichenbach, ist aber mehr als Dilettantin, sie ist Mahlerin von Metier und hat einige Jahre in Paris um die Revolutionszeit ihre Kunst fleißig studirt.

22. Schiller war viermal im Landexamen. Hier die Zeugnisse, welche ihm der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, beilegte. Im Jahre 1769: „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quominus inter petentes hujus anni recipiatur." In den Jahren 70 und 71: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur." Und endlich im Jahre 1772, minder günstig: „Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus (seinen Mitschülern in Ludwigsburg), utut eos non penitus exaequet." . . . Seine Fortschritte im Lateinischen, Griechischen, Ebräischen u. s. w. erwarben ihm jedesmal ein doppeltes A., womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegt. . . .



23. . . . Sein erstes Gedicht, wie Recensent [von J. G. Gruber: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie, und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter"; Conz] aus Schillers Munde weiß, schrieb er im vierzehnten Jahre am Tag vor seiner Confirmation, durch eine Erinnerung seiner gefühlvollen Mutter veranlaßt. . . .



24. Solitude, den 16. Jenners 1773.

Johann Christoph Friederich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden.

25. Johann Christoph Friederich Schiller, confirmirt, übersetzt die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig.

Solitude, den 16. Januar 1773.

26. Matrikel.

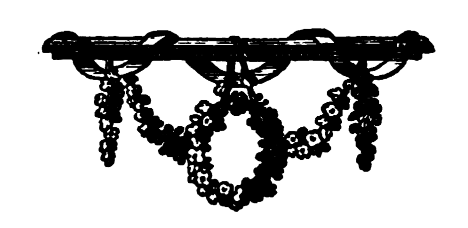
D. 16. Jan. 73.
Nummer: 447.
Schiller. Joh. Christ. Friederich.
Maaß: 5 Fuß.
Geburtsort: Marbach.
Amt oder Herrschaft: Württemberg.
Alter: 14.
Religion: E.
Confirmirt.
Vater: Hauptmann Schiller.

27. ## Specification,

dererjenigen Montirungsstücken, welche der Elev Schiller mitgebracht, als

1 blaues Röcklen nebst Cammisol ohne Ärmel.
1 Paar Hosen.
2 Manchethemder.
1 Unterhemd.
4 Paar leinene Strümpf.
1 Paar Schuh.
1 Paar Stiefel.
1 Ord. Hut.
Geld — :· 43 xr.
15 Stück unterschiedlich lateinische Bücher.

Solitude, den 18. Januar 1773.



28. Einiges über Schillers intellectuelle Bildung in der Akademie.

In der Akademie, in die Schiller 1773, ohngefähr vierzehn Jahre alt, kam, war der ganze Cursus, den der Schüler zu durchlaufen hatte, in drei Theile getheilt.

Den Anfang machte der philologische, während dessen ich [Abel] Schillern noch nicht kannte; von diesem trat der Schüler in den sogenannten philosophischen Cursus über, in dem jedoch nicht bloß die eigentliche Philosophie, sondern auch alles andere gelehrt wurde, was nach der alten Eintheilung zur philosophischen Facultät gehörte; aber ich muß, da mir das Übrige wenig bekannt ist, mich auf Schillers Fortschritte in der ersten und unter diesen auf das, was er bei mir gehört hat, einschränken.

Schiller hörte bei Professor Schwab, dem berühmten Gegner Kants und Reinholds und Verfasser mehrerer Preisschriften, Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie, bei mir Psychologie, Ästhetik, Geschichte der Menschheit und Moral.

Alle diese Wissenschaften interessirten ihn, denn er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu und las nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte.

Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademiethor, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal, in dem er die Vorlesung hielt, begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände, welche in der Vorlesung vorgetragen wurden, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rathe zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener Discurs, besonders wenn er einen wissenschaftlichen

oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesetzt und daher die Vorlesung — öfters nicht zum Nachtheil der Zöglinge — später angefangen.

Solche Gelegenheiten benutzte Schiller emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntniß zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Cursus, in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medicin, übergegangen war, fortsetzte. Vorzüglich bemühte er sich, diese beiden Arten von Kenntnissen zu Einem Zweck zu verbinden sowie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen; sogar hörte er, nachdem er den dritten Cursus, das medicinische Studium, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand.

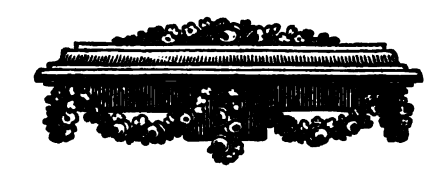
Noch erfreulicher für jeden, den Schiller interessirte, war die Bemerkung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der That hat dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem in Aphorismen geschriebenen Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben innigen Freund Schillers, der überzeugt ist, daß er die Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist.

Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften, die Schiller in dieser Periode liebte. Gerstenbergs „Ugolino", „Götz von Berlichingen", Klopstocks „Messias" u. s. w. wurden mit großer inniger Empfindung von ihm gelesen, aber alle diese mußten dem großen Shakespeare weichen, sobald er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Scene, deren auch schon im „Morgenblatt" wie in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus

Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen; dieses that ich in's Besondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern Leidenschaft erklärte, welchen anschaulicher zu machen ich einige der schönsten, hierher passenden Stellen aus Shakespeare's „Othello" nach der Wielandischen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studirte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Goethe schildert in „Meisters Lehrjahren" den Einfluß, den das Lesen Shakespeare's auf Meisters Bildung hatte; gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, dessen Geist, obwohl nicht gleicher Größe, aber doch einige Verwandtschaft mit dem Geist des Engelländers hatte. Ich setze gleich hier hinzu, daß Schiller bisweilen auch mit andern seiner Cameraden unter Leitung Uriots den Schauspieler machte, jedoch nicht mit ausgezeichnetem Erfolg.

Nach zwei Jahren ging Schiller zur Medicin über. Auch diese studirte er mit Eifer, ob er wohl die nun einmal liebgewonnenen Wissenschaften, besonders die schönen Wissenschaften und die Poesie nicht hintansetzte, sondern sie vielmehr mit immer zunehmender Neigung fortsetzte. Nachdem endlich seine Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er nach Gewohnheit eine medicinische Disputation; allein diese enthielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch auch von noch so großen Talenten einen Mann von Hallers Verdienste herunterzusetzen sich erkühne. (Schiller hatte die damals neueste Physiologie kennen gelernt und unterwarf aus dem Gesichtspunct dieser Haller seiner Kritik.) Aus diesem Grunde mußte er in aller Eile eine andere Disputation schreiben, und da er sich seiner

psychologischen Kenntnisse bewußt war und zugleich auch seine Kenntnisse in den medicinischen Wissenschaften zeigen wollte, so schrieb er über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen.



Einiges über seine moralische Bildung während des Aufenthalts in der Akademie.

29. Von der Bildung des moralischen Charakters Schillers ist mir [Abel] Folgendes bekannt. Offenbar wirkte auf denselben das Studium der Wissenschaften sowie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler und seiner Vorgesetzten, besonders einiger Lehrer, bedeutend. Schon die Entfernung von andern Menschen und öfters auch der Druck durch die militärische Disciplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr an einander anschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des verstorbenen Herzogs Karl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte; dieses hatte die Folge, daß die Lehrer selten in den Fall kamen, die Zöglinge gegen sich aufzubringen; vielmehr wurde die Neigung dieser gegen jene um so größer, je mehr sie von ihren militärischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten. Auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesetzten und Lehrern beinahe gar niemand sahen, mußte

diese Verbindung noch inniger werden, und endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war. Aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität fand: Lehrer und Lernende lebten zum Theil in der innigsten herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte; der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit und fragte ihn in Gegenständen um Rath, die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir Eine Folge der obengenannten Verhältnisse: statt daß in ähnlichen Instituten jeder von allen Mitschülern als Verräther angesehen wird, der einem Vorgesetzten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnden Cameraden und zwar mit Wissen der letzteren bei einigen Lehrern an oder drohten ihnen damit, ohne sich dadurch auch nur im geringsten auszusetzen. Doch mußten freilich sowohl die Zöglinge, die dieses zu thun sich erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschiedenem gutem Credit stehen, so daß man sicher sein konnte, die Handlungsweise beider habe keinen andern Grund als den Eifer für das Gute.

Schon frühe entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge theils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, theils durch wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge auf einander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Cameraden, besonders den jungen, standen, so bemühten sich die letzteren, mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da

die Bedingung Fleiß und Bildung des moralischen Charakters war, so war dadurch den Besseren der Weg eröffnet, auf andere, besonders die jüngeren, höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr, bald minder ausgebreitet und wirksam, aber ganz hat sie, wenigstens so lange ich noch Glied der Akademie war und als solches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört.

In einer Anstalt, in welcher neben manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch vieles statthatte, was dieselbe hinderte, waren solche Mittel sehr nöthig, und noch erinnere ich mich mancher, die durch Hülfe derselben, besonders durch ältere Zöglinge vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Schiller hatte an allem diesem Antheil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft, er war Vertrauter vieler vortrefflicher Jünglinge und besonders auch Glied jener engeren Verbindung, und durch alles dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert. Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts Höheres kennt als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigste Leidenschaft, sobald ihre Befriedigung gegen Pflicht oder Klugheit anstößt, zu besiegen.

Ein Zug des Charakters, der hierher gehört, verdient noch besonders erwähnt zu werden.

Schiller kam, wie schon bemerkt worden, ohngefähr im vierzehnten Jahre seines Lebens in die Akademie; damals war er ein furchtsamer schüchterner Knabe, wozu vielleicht die militärische Strenge seines Vaters beigetragen hatte, auch äußerte er nur wenig Selbstgefühl; allein bald änderte sich alles dieses, denn kaum war er zum Studium der Wissenschaften übergegangen, so erwachte die Neigung für dieselben, seine Fortschritte waren schnell und ihm selbst sowohl als andern auffallend, daher entstand bald Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, Vertrauen zu

sich selbst und Muth, welches alles überdieß durch den Beifall seiner Vorgesetzten und Lehrer und die Achtung, die ihm seine Mitschüler zollten, sehr erhöht wurde. Der vorher so schüchterne Jüngling fing nun an, eine Rolle unter seinen Cameraden zu spielen, und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierem Fuß um.

Auch sein Äußeres kündigte die große Veränderung an; eine Frau, an deren Haus Schiller gleich nach seinem Austritt aus der Akademie öfters vorbeiging, pflegte zu sagen: der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre. Indessen würde man ihm dennoch Unrecht thun, wenn man ihn eines zu hohen Selbstgefühls, des Stolzes beschuldigen wollte. Schiller blieb selbst, nachdem sein Name schon berühmt geworden war und seine ersten Versuche großen Beifall erhalten hatten, noch so bescheiden, daß er die Ausstellungen auch solcher Freunde, die ihm an Genie bei weitem nicht gleichkamen, mit Dankbarkeit aufnahm.



30. Schiller ist voll guten Willens und hat einen großen Trieb etwas zu lernen, wegen seinem dissoluten und langsamen Wesen aber öftere Ermahnungen nöthig; er erkennet seine Fehler gerne und gibt sich Mühe, sie zu verbessern.

Solitude, den 16. November 1773.

31.

Namen:	Gaben:	Aufführung:	Fleiß:
Liesching	Ziemlich gut	Ordentlich	Mittelmäßig
von Hoven junior	Vorzüglich gut	Jugendlich	Mittelmäßig
Schiller	Mittelmäßig	Gleichgültig	Seinen Kräften angemessen
von Hoven senior	Gering	Unsträflich	Vieler Fleiß

Geschicklichkeit
in dem Recht der Natur, der Reichshistorie und denen römischen Alterthümern:
Seind alle gleich mittelmäßig.

32. Plieninger
Elwert
von Hoven ältere
Reichenbach
Liesching
Schiller

Der größte Theil der Menschen ist in Ansehung des Genies in eine gewisse Gränze eingeschlossen, welche gegenwärtig noch keiner von diesen zu durchbrechen scheinet, zufrieden, wenn sie bis an den Grad kommen, der ihre Einsicht begränzt.

33. Schiller urtheilt langsam, aber gut. Das ingenium zeigt viele Fähigkeiten, das Gedächtniß ist gut, in seinem Studiren ist er bedächtlich, der Fleiß ist willig und geschäftig.

34. Schiller, Johann Christoph Friederich, im Meß 5 Fuß 3 Zoll, ist den 11. November 15 Jahr alt gewesen, evangelischer Religion, confirmirt, von Marbach gebürtig, frequentirte die Lateinische Schul zu Ludwigsburg, legte daselbst im Lateinischen und Griechischen einen Grund, widmete sich der Theologie, seitdem er aber von Sr. Herzoglichen Durchleucht auf unterthänigstes Bitten seines Vaters, Hauptmanns unter dem Herzoglich General-lieutenant von Stain'schen Infanterieregiment, den 17. Januar 1773 in die Herzogliche Militärakademie gnädigst aufgenommen worden, dem studio juris. Ist in dieser Zeit 3 Zoll gewachsen, andächtig in gottesdienstlichen Handlungen, ehrerbietig und respectsvoll gegen seine Vorgesetzten, nicht weniger verträglich und freundschaftlich gegen seine Cameraden, besitzt gute Gaben, ist schon siebenmal, und erst vom 2. September bis 7. October, krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Ursach sind, daß er bei allem seinem Fleiß doch gegen andere ziemlich weit zuruckgeblieben. Inzwischen ist er noch in einem Alter, wo man bei dauerhafterer Gesundheit und anhaltendem Fleiß die beste Hoffnung von ihm haben kann.

Solitude, den 4. December 1774.

35. Schiller:

Conduite	recht gut
Genie	gut
Religion	gut
Juridische Wissenschaft	—
Diplomatik, Numismatik, Heraldik	—
Kriegswissenschaft	—
Cameral-, Polizei- und Forstwissenschaft	—
Chemie	gut
Generalpathologie, Semiotik, Therapie	gut
Anatomie	sehr gut
Botanik	fleißig
Experimentalphysik	ziemlich gut
Mathematik	—
Philosophie	—
Geschichte	—
Geographie	—
Römische Alterthümer	—
Künsten	—
Zeichnen und Modelliren	mittelmäßig
Griechisch (Sprachen)	—
Lateinisch (Sprachen)	—
Italiänisch (Sprachen)	—
Französisch (Sprachen)	ziemlich gut
Englisch (Sprachen)	sehr gut
Reuten	schlecht
Fechten	—
Tanzen	—

36.

Atzel.

Schiller gibt zu erkennen, daß sein Herz, welches durch die Religion gebildet ist, edel von Euer Herzoglichen Durchlaucht und Vorgesetzten denkt. Er zeigt sich auch als einen rechtschaffenen Freund seiner Mitbrüder. So viel man aber an ihm wahrnimmt, so ist er nicht ganz mit sich, jedoch mit seinem Schicksale zufrieden. Die Ursach der Unzufriedenheit seiner selbst liegt seinen Reden nach darinnen: weil er sich nicht genug bemühet hat, die von der Natur erhaltenen sehr guten Gaben anzuwenden. Hingegen beobachtet er die Reinlichkeit sowohl am Körper als in den Zimmern. Seine Haupteigenschaft ist die Aufrichtigkeit. Zur Poesie hat er eine sehr große Neigung.

Batz.

Schiller verdient mit Recht den Namen eines wahren Christen, welchen er durch seine Andacht im Gottesdienst wie auch durch Liebe und Hochachtung gegen seine Vorgesetzten und durch aufrichtige und freundschaftliche Gesinnungen gegen seine Mitbrüder sich zu erwerben sucht. Mit sich und dem Schicksale, das ihn betroffen, und das ihm sein künftiges Glück vorhersagt, ist er sehr vergnügt. Die Natur hat sich bei Austheilung ihrer Gaben an ihm gar nicht sparsam bewiesen, welche er durch großen Fleiß zu gründlicher Erlernung der Wissenschaften anwendet. In der Reinlichkeit sind ihm viele vorzuziehen. An ernsthaftem und gesetztem Wesen fehlt es ihm noch sehr, und die Poesie ist das, womit er sich am liebsten beschäftigt.

Beurlin.

Schiller bezeigt sich sowohl gegen Vorgesetzte als Mitbrüder, wie es einem vernünftigen Menschen zukommt. Hat sehr gute Gaben und wendet sie sowohl in als außer den Lectionen sehr

gut an. Könnte über sein Schicksal nicht vergnügter sein. Ist meistens der Reinlichkeit beflissen. Seine Eigenschaften sind Aufrichtigkeit und Munterkeit. Seine Neigung zur tragischen Poesie.

Bilfinger.

Schiller. Ich habe ihn oben mit Duttenhofer gleichgestellt und zugleich gezeigt, worinnen er von ihm unterschieden ist.

Duttenhofer. Ich finde ihn (Duttenhofer) in allem mit Schiller vollkommen übereinstimmend. Sie sind beide still und erfüllen ihre Pflichten durch fleißige und emsige Bearbeitungen ihrer mittelmäßigen Gaben vollkommen. In ihrer Neigung sind sie in etwas unterschieden. Duttenhofers Hauptneigung geht auf das Cameralwesen, Schillers auf die Sprachen, besonders die griechische. Ihre Denkungsart gegen ihre Lehrer, Vorgesetzten und Mitbrüder kommt mit ihrem aufrichtigen Charakter überein.

Boigeol.

Schiller et Pfeifflin. Ils ont tous deux des talents et du génie, mais le dernier y joint plus de réflexion, l'autre a encore plus de chaleur et de vivacité. Ils ont le caractère bienfaisant et le plaisir de rendre services en commun, l'amitié la plus constante et la plus vive; tous deux beaucoup de reconnoissance pour les bienfaits qu'on leur rend, mais l'un avec des demonstrations plus vives et de signes plus sensibles. L'autre a plus de dextérité et d'adresse, plus d'ambition, moins de candeur. Ils ont l'un et l'autre une humeur joyeuse et agréable, mais le premier est plus changeant que le dernier et plus susceptible de grands mouvements de joie. Ils ont beaucoup de diligence l'un pour les sciences historiques, l'autre pour la poésie et les belles lettres en général.

Brand.

Schiller ist recht und wahrhaftig gottesfürchtig. In seiner Denkungsart gegen seine Vorgesetzten ist derselbe unverbesserlich. Spricht witzig mit seinen Mitbrüdern, hat vortreffliche Gaben und einen unermüdeten Fleiß, gibt sein Vergnügen über sein Schicksal zu erkennen, scheint mit sich selbst vergnügt zu sein. Ist witzig im Gespräch, aufrichtig und freundschaftlich im Umgang.

Duttenhofer.

Schiller. Sein edles Gemüth treibt mich zu dem Zeugniß an, daß er diejenigen Gesinnungen gegen Eure Herzogliche Durchlaucht hat, die ein dankbarer und gehorsamer Jüngling nur immer haben kann. Seine große Zufriedenheit über sein Schicksal, Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, Aufrichtigkeit, Freundschaft, Friedsamkeit, Höflichkeit und sehr große Lebhaftigkeit zeigen sich immer in seinen Reden und Handlungen. Hauptsächlich aber muß ich seine vortrefflichen Gaben bemerken, welche er sehr gut anzuwenden sucht, und seine große Einbildungskraft ist Ursache, daß er zur Poesie sehr große Lust hat.

Eisenberg.

Schiller ist ein sehr lebhafter und aufgeweckter Geist. Ein jeder seiner Gedanken ist voll natürlichem Witz. Noch nie habe ich ihn traurig gesehen. In guten Tagen ist er nicht allzu erhaben und im Unglück nicht niedergeschlagen. Gott fürchten hält er vor seine erste und vornehmste Pflicht. Seinen gnädigsten Landesherrn schätzt er über alles. Seine Vorgesetzten ehrt und seine Cameraden liebt er. Seine sehr guten Gaben wendet er zur Erlernung der schönen Wissenschaften an und er zeigt, zur Poesie Genie zu haben. Reinlich ist er sehr; sein lebhaftes Wesen zeugt von seiner Zufriedenheit. Er ist sehr aufrichtig und sehr umgänglich.

Elwert.

Schiller. Ihm fehlt es weder an Gaben noch an Fleiß, und nur seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich nicht so wie andere hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll, gegen seine Cameraden sehr freundschaftlich. Er ist reinlich. Er freut sich sehr über sein Schicksal, in das ihn Euer Herzogliche Durchlaucht gesetzt hat. Seine Neigung ging ehemal auf die Gottesgelehrtheit, und gegenwärtig geht sie auf das Recht, und überdieß hat er noch einen besondern Hang zur Dichtkunst.

Faber.

Von Hoven, der ältere, und Schiller. Ihre guten Gaben beweis't ihr großer Fortgang sowohl in andern Wissenschaften, als vorzüglich in der Poesie als ihrer Hauptneigung, worauf all ihr Fleiß und alle ihre Gedanken gerichtet sind. Ihre Gesinnungen gegen ihre Vorgesetzten und Mitbrüder zeigen ein gutes Herz, das in ihnen als rechtschaffenen Menschen seinen Sitz hat. Freundschaftliches Betragen gegen ihre Mitbrüder ist das, was ihnen zur Zierde dient.

Hegel, der ältere.

Schiller. Dieser ist mit seinen Mitbrüdern sehr verträglich. Am Körper und in dem Zimmer sucht er alle Zeit die Ordnung zu beobachten. Er besitzt ausnehmend gute Fähigkeiten. Er ist sowohl zu Haus als in denen öffentlichen Stunden sehr fleißig. Zur Dichtkunst hat er einen sehr großen Hang.

Grammont.

Kaussler et Schiller. Ils sont doux, plaisants, patients, diligents, propres, civils, aiment leurs frères, quoique le premier n'aie pas de si bons talents que le second, qui sont très bons; il employe pourtant très bien ce qu'il pouroit avoir et son inclination est pour les finances, mais celle de Schiller pour la théologie.

Groß, der jüngere.

Schiller. Was seine Forcht Gottes anbetrifft, so scheint er mir sehr viel zu haben; gegen Euer Herzoglichen Durchlaucht hegt er die besten Gesinnungen. Auch hat er große Hochachtung vor seine Vorgesetzten, mit der größten Freundschaft begegnet er seinen Mitbrüdern. Große Zufriedenheit mit sich selbst und seinem Schicksal nehmt man an ihm jeder Zeit wahr. Seine guten Gaben wendet er auch auf das beste an; schade aber, daß ihn seine kränklichen Umstände sehr viel verhindern. Seine Reinlichkeit ist eines Lobs würdig. Seine Haupteigenschaft ist Eingezogenheit; an der Poesie aber hat er sein größtes Vergnügen.

Hahn.

Schiller. Dieser ist ziemlichermaßen freundschäftlich, höflich und gefällig gegen seine Mitbrüder. Scheint viele Gaben zu haben, wendet dieselben sowohl bei öffentlichen Gelegenheiten als auch im Zimmer besonders gut an. Reinlichkeit an seinem Körper wie auch in dem Schlafsaal sucht er in gleichem Grade auszuüben; ist mit sich selbst und seinem Schicksal vollkommen zufrieden. Seine Haupteigenschaft ist Lebhaftigkeit und seine Hauptneigung auf die schönen Wissenschaften gerichtet.

Hetsch.

Schiller. Dieser förchtet Gott von ganzem Herzen, hegt gute Gesinnungen gegen seinen Versorger und gegen seine Vorgesetzten, hat sehr viel Freundschaft für seine Mitbrüder und bezeigt sich jeder Zeit sowohl mit seinem Schicksal als auch mit sich selbst zufrieden. Er hat von Gott sehr schätzbare Gaben empfangen, die er im öffentlichen und Privatfleiß zum besten anwendet. Er befleißt sich, so viel ihm möglich ist, reinlich am Körper und im Zimmer zu sein. Er ist gutherzig, lustig und dichtet gern.

von Hoven senior.

Schiller hat eine fürtreffliche Gemüthsbeschaffenheit. Sein gutes Herz und seine guten Eigenschaften äußern sich bei allen Gelegenheiten. Seine Gesinnung gegen Euer Herzoglichen Durchleucht, seine Ehrerbietung gegen die Vorgesetzten, seine Freundschaft gegen seine Mitbrüder verdienen gelobet zu werden. Er ist aufrichtig, verschwiegen, dienstfertig, höflich. Doch hat er Fehler: er ist eigensinnig, doch nicht immer, und man kann ihn ohne Mühe von demselben abhalten; er macht aus der Reinlichkeit nicht die große Tugend, aber er scheinet inzwischen doch sich derselben zu befleißigen.

Er hat von der Natur fürtreffliche Gaben erlangt, die er immerdar verbessert. Seine Hauptneigung gehet mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen. Zur Tragödie zeigt er den größten Geschmack, so daß er schon oft gesucht hat, für sich selbst etwas zu unternehmen.

von Hoven junior.

Schiller hat von seinen Vorgesetzten die edelsten und erhabensten Gesinnungen und eine sehr gute Gedenkungsart. Gegen seine Mitbrüder ist er freundschaftlich, höflich und dienstfertig. Am Körper sowohl als im Zimmer ist er reinlich und ist überhaupt ein ordentlicher Mensch in allen seinen Sachen. Ist mit seinem Schicksal vollkommen zufrieden und mit sich selbst vergnügt. Seine Haupteigenschaften sind Treu, Höflichkeit, Aufrichtigkeit und besonders ein gutes Herz. Seine Hauptneigung gehet zur Poesie.

Kapff.

Schiller liebt die Reinlichkeit, hat ein gutes Herz, wendet aber seine Gaben gar nicht gut an. Denket sehr gut von Sr. Herzoglichen Durchlaucht. Ehrt die Vorgesetzten; seine Hauptneigung ist die Poesie.

Kaußler.

Schiller ist sehr liebreich gegen seine Cameraden und sucht ihnen alle mögliche Gefälligkeiten zu erweisen. Seine Gaben sind gut, und er wendet solche sowohl im öffentlichen als Privatfleiß wohl an. Er ist auch reinlich. Die Haupteigenschaft sind lebhaft und aufrichtig; liebt die Poesie.

Dieterich Kempff.

Schiller hat ein Christenthum; denkt vorzüglich gut von Euer Herzoglichen Durchlaucht und so auch von seinen Vorgesetzten; begegnet seinen Mitbrüdern freundschaftlich; scheint über sein Schicksal zufrieden zu sein; hat gute Gaben; macht sich solche so viel möglich zu Nutzen; in der Reinlichkeit könnte er genauer sein; Eingezogenheit ist seine Haupteigenschaft; hat eine Hauptneigung zur Theologie.

Kerner.

Schiller. Er bezeigt Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Vorgesetzten und Mitbrüder, ich glaube auch, daß er sehr zufrieden mit sich selbst seie; an Gaben fehlt es ihm nicht, er hat besonders sehr witzige Einfäll'; er wendet sie auch sowohl im öffentlichen als Privatfleiß an; er ist auch reinlich am Körper; er hat eine große Neigung zum Studiren.

Liesching.

Von Hoven, der ältere, und Schiller. Sie sind verträglich mit ihren Mitbrüdern, scheinen auch mit ihrem Schicksal und sich selbst zufrieden zu sein, besitzen vortreffliche Gaben, die sie auch gut anwenden, reinlich sein sie auch, absonderlich aber ersterer; beide scheinen etwas veränderlich zu sein und besitzen einen lebhaften und zur Poesie aufgelegten Geist.

Masson.

Schiller. Il ne manque pas d'esprit, mais son humeur mélancolique le rend peu sociable; il me paroit fort appliqué, et avoir du goût pour la poésie.

Pfeifflin.

Schiller. In der Gottesfurcht kann ich nicht das geringste Üble nachsagen. Sein gutes Betragen und großer Gehorsam gegen alle seine Vorgesetzten ist bekannt. Gegen seine Cameraden verhält er sich wie ein guter Freund. Mit sich und seinem Schicksal ist er auf's beste zufrieden. Hat prächtige Gaben, und sein Privatfleiß übertrifft seinen öffentlichen Fleiß. Ist alle Zeit reinlich. Seine Haupteigenschaften sind: Stille, Geduld, Sanftmuth, Demuth, gutes Herz. Seine Hauptneigung geht, die Rechte zu studiren.

Plieninger.

Von Hoven, der ältere, und Schiller. Wann ich mich nicht betrüge, so liegen in diesen besondere Genies verborgen. Hievon zeugt ihre Lebhaftigkeit, die sie bei allen Gelegenheiten zeigen. Ihre meiste Zeit wenden sie bloß auf die schönen Wissenschaften, und in Sonderheit auf Poesie. Weil sie nun so großen Fleiß ohne einige Führung darauf anwenden, so wird meine Meinung hierdurch wieder um etwas mehr bestärkt.

Sie bezeigen sich sehr freundschaftlich gegen ihre Mitbrüder und sind beständig aufgeräumt und mit ihrem Schicksal zufrieden. Ihre Gaben sind sehr gut. Nur schade, daß sie dieselbigen nicht mit ebenso großem Fleiß auf ihre eigentlichen Pensa, als vielmehr auf die schönen Wissenschaften angewandt haben. Sie befleißigen sich übrigens so viel als möglich der Reinlichkeit.

Preißmeyer.

Von Hoven, der ältere, und Schiller suchen beständig, die Freundschaft ihrer Mitbrüder beizubehalten, und lieben die Rein-

lichkeit sehr. Sie besitzen beide gute Gaben, machen auch von denselbigen zu jeder Zeit den besten Gebrauch. Ihre Haupteigenschaft besteht in der Aufrichtigkeit, und ihre Hauptneigung geht auf die schönen Wissenschaften.

Reichenbach.

Liesching, Schiller. Wenn ich unter zween eine Gleichheit gefunden, so ist sie unter diesen die größte. Beeder Denkungsart ist gleich lobenswürdig. In Ansehung der Aufführung gegen ihre Mitbrüder sind sie höflich, verträglich und dienstfertig. Ihre Gaben sind gleich und gut, sie suchen dieselben durch Fleiß zu verbessern. An ihrer Reinlichkeit finde ich nichts auszusetzen. Ihrem Charakter nach sind sie zufrieden, etwas langsam. Sie scheinen mir beede aufrichtig und redlich. Ihre Neigungen sind zwar verschieden; aus ihrem Charakter aber kann ich nicht bestimmen, woher diese Zerschiedenheit komme.

Scheidle.

Schiller. Mit Gaben glaube ich daß er reichlich versehen ist, welche er bei Anwendung derselben genugsam zeigt. Aus allem scheint er mir auch eine besondere Neigung zur Theologie zu haben, weil er viel Zeit darauf verwendet. Eine gute Gesinnung führt er von seinen Vorgesetzten, wie auch ein freundschaftliches Betragen gegen seine Mitbrüder. Mit seinem Zustand oder überhaupt mit seinem Schicksal ist er sehr zufrieden. Eine große Mühe wendet er auch an, seinen Körper in reinlichem Stand zu erhalten. In allen seinen Handlungen zeigt er eine Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit und Gutherzigkeit, dabei aber doch auch eine artige Lustbarkeit und Lebhaftigkeit.

Schmidlin.

Schiller. Ein kränklicher und schwächlicher Leib hat ihm bisher noch nicht zugelassen, seine Gaben so anzuwenden, wie er

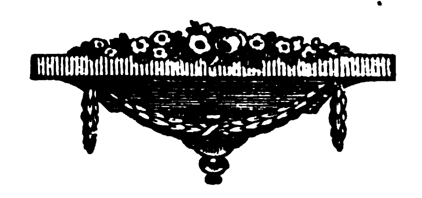
gern wollte. Im übrigen ist seine Denkungsart sowohl gegen seine Vorgesetzten als Mitbrüder so beschaffen, wie man sie von einem jeden fordern kann. Seine Haupteigenschaften sind Aufrichtigkeit und Eingezogenheit, und seine Hauptneigung kann ich nicht angeben.

Wächter, der jüngere.

Schiller. Er ist seinen Vorgesetzten gehorsam und gegen seine Mitbrüder aufrichtig, freundschaftlich und dienstfertig. Er ist still, selten munter, ziemlich reinlich und mit seinem Schicksal zufrieden. Gaben und Fleiß sind beede gering, und er scheint keine besondere Lieblingswissenschaft sich auserwählt zu haben.

Wolff.

Schiller. Gegen seine Vorgesetzten führt er sich recht gut auf, die Gesinnung wird unfehlbar auch nicht unrecht sein. In der Freundschaft gegen seine Mitbrüder ist er sehr dienstfertig und freundschaftlich. Die Gaben halte ich bei ihm vor recht gut, er gibt sich auch alle Mühe. Seine Haupteigenschaft ist, immerdar lustig zu sein, und seine Hauptneigung ist zu den juristischen Wissenschaften.



37. Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend.

„Germanien ergriff der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz!“

Hier einiges über seine Jugendjahre, bis etwas Vollständiges darüber von einem bewährten Freunde Schillers erscheint. Sein erstes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage vor seiner Confirmation. — Er wollte Theolog werden, kam aber in die damalige herzogliche Militärschule und legte sich auf die Rechtsgelehrsamkeit. Nicht lange, so ging er zur Medicin über.

Auf Befehl des Herzogs Karl mußte jeder Zögling seine Mitbrüder alle schildern, und das Ganze ward zusammengetragen. Die Äußerungen über Schiller gingen im Wesentlichen dahin: Er sei lebhaft und lustig, zeige gar viel Einbildungskraft und Verstand, gefalle durch seine Freundlichkeit und Bescheidenheit, lese beinah immer Gedichte und beweise vorzügliche Neigung zur Poesie, hauptsächlich zum Tragischen. In seiner angehängten Selbstschilderung gesteht Schiller ein, daß er eigensinnig, hitzig sei, beruft sich aber auf ein treues gutes Herz und berührt am Schlusse, daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

Seine Lieblingslecture war Shakespeare, Klopstock, Ossian, Plutarch, Young, Goethe und „Julius von Tarent“. Oft las er diesen und den „Götz von Berlichingen“ auf Spaziergängen laut vor. Erstern konnte er zum Theil auswendig und nützte einige Stellen sehr glücklich in seinen Schauspielen. Man denke z. B. nur an Aspermonte, der dem Todten in's Ohr schreit: „Blanca, Blanca! — Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören!“ und an den Räuber, welcher dem Franz Moor in's Ohr ruft: „Es gibt einen Bruder zu ermorden! Da er das nicht hört, ist er maustodt.“ Oder man denke an das Leisewitzische Gleichniß: „In einem Jahrhundert bist du, Fürst, der einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der

Entfernung verschwindet und bloß noch die Thürme hervorragen", und an die Stelle des Chors in der „Braut von Messina": „Völker verrauschen usw., aber der Fürsten einsame Häupter glänzen erhellt, und Aurora berührt sie mit den ewigen Strahlen als die ragenden Gipfel der Welt."

Ich [Petersen] erinnere mich, daß Schiller in seinem Exemplare von Klopstocks Oden in der Ode: „So schweigt der Jüngling lange" usw. nach den Worten: „Ich liebe dich, mein Vaterland!" die übrigen Strophen durchstrich, weil sie den großen Eindruck sonst nur schwächen. „Die Genesung" durchstrich er ganz, weil der Inhalt trotz der pompösen Worte doch nur sei: Wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine „Messiade" nicht vollenden können.

Er dichtete viel in der Militärakademie. Besonders ergriffen ihn und zwei seiner Freunde die von Herder übersetzten altenglischen Balladen, und sie wetteiferten, wer diesen Balladenton wohl am besten träfe. Manches gelang ihnen sehr. Sie versuchten sich in allen Gattungen der Dichtkunst und boten einst in aller Stille einem Verleger eine Sammlung ihrer Gedichte an; allein ihre Wahl fiel unglücklich aus. Der Verleger war schon vor mehreren Jahren gestorben.

Schiller dichtete besonders einen „Triumphgesang der Hölle", der fürchterlich schön war, und eine „Gruft der Könige". In jener regellosen Ode zählte Satan alle seine Erfindungen auf von Beginn der Welt bis auf heut, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein. — Die „Gruft der Könige" veranlaßte Schubart, seine „Fürstengruft" zu dichten. — Auch schrieb er ein Schauspiel „Cosmus von Medicis", woraus er späterhin manches in die „Räuber" verpflanzte. Ein kleines Vorspiel „Der Jahrmarkt", welches am Geburtstage des Herzogs im akademischen Gebäude von Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde, verrieth schon

den genialischen Kopf, der mit Proteus Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß.

„Clavigo" ward aufgeführt. Schiller übernahm die Rolle des Clavigo. Er fühlte den Dichter ganz, aber die Declamation war zu heftig, die Mimik zu sonderbar. In der Scene, wo Clavigo über Beaumarchais anspielende Erzählung unruhig zu werden beginnt, drehte sich Schiller so gewaltig hin und her, daß er beinahe mit seinem Sessel zu Boden stürzte.

Im Jahre 1776 schickte er heimlich aus dem akademisch-militärischen Kloster ein Gedicht „Der Abend" an den Herausgeber des „Schwäbischen Magazins von gelehrten Sachen" ein. . . .

Der Redacteur setzte in der Note bei: er prophezeihe dem Verfasser ein Os magna sonaturum. — Eine im Jahr 1777 ebendahin eingesandte Ode „Der Eroberer" zeugt von größerem Feuer, ist aber zu überspannt. Sein Fluch reißt am Weltgerichtstage die Wage, worauf der Rächer des Eroberers Greuelthaten wiegt, tiefer zur Hölle hinab. . . .

Im Jahr 1780 lieferte er in das erwähnte „Magazin" noch eine Übersetzung aus dem ersten Buche der „Aeneide" mit der Überschrift „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere". . . .

Die Kritik seiner Freunde vermochte so viel über ihn, daß er manche zu grelle und sittenlose Scene in seinen „Räubern", die er größtentheils auf dem Krankenzimmer ausarbeitete, wegließ oder milderte. Der Auftritt, da die Räuber mit Karl Moor in's Nonnenstift, wo Amalia war, mit Waffengewalt eindringen und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, die Geliebte zum Eigenthum fordert oder im Falle der Weigerung die Kirche auf Einen Wink zum Bordell umzuschaffen droht, war gräßlich. Dieß Schauspiel, welches seinen Ruf gründete, erschien aber erst, als Schiller aus der hohen Karlsschule entlassen und als Regimentsarzt angestellt worden war.

Zuvor schrieb er noch als Candidat der Medicin in der Militär-

akademie einen „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Er weihte diese Abhandlung seinem Fürsten, der, wie er sich ausdrückte, die hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben hatte. Dieser Versuch beurkundete schon damals seine Belesenheit, seine Sprachstärke, seinen Scharfsinn, sein Streben nach Vollkommenheit . . .

In dieser Abhandlung ist auch eine Stelle aus den damals noch ungedruckten „Räubern" angeführt und in der Note steht: Life of Moor. Tragedy by Krake. Act V, Scene 1. Hieraus will in der Monatschrift „Isis" der Schluß gezogen werden: Schiller habe nach einem englischen Originale gearbeitet. — O nein! — Weil kein Zögling „ohne gel. Erlaubniß, bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung," etwas drucken lassen sollte, versprach Schiller seinen Freunden im Scherz, gewiß eine Stelle aus seinen „Räubern" in seine Dissertation einzuschalten, und hielt mittelst obigen Kunstgriffes Wort.

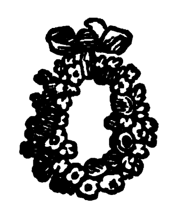
Doch muß ich hier bemerken, daß Schillern ein von Schubart herrührender Aufsatz im oftgedachten „Schwäbischen Magazin" und zwar im Jahrgange 1775 Seite 30 den ersten Gedanken zu seinen „Räubern" gab. Er verdient, in dieser Hinsicht nachgelesen zu werden. Die falschen Daten eines Anonymi, welche er unter dem Titel „Friedrich Schiller, eine Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter" herausgab, sind schon im 66. Stücke der „Tübinger gelehrten Anzeigen" hinlänglich gerügt, besonders die angebliche Entweichung Schillers aus der Akademie. Er vollendete seine „Räuber" als Regimentsmedicus und begab sich, als ihm das Schreiben wegen einer Stelle in den „Räubern" über die Graubündner niedergelegt wurde*), nach Mannheim.

*) Umständlicher handelt davon ein Artikel in Beckers „Deutscher Zeitung", Jahrgang 1784.

In Stuttgart schrieb er noch im Jahr 1781 eine Elegie auf den frühen Tod Johann Christian Weckerlins, welche in der „Anthologie" mit Weglassung von drei Strophen späterhin abgedruckt wurde. . . .

Auch ließ er im Jahr 1781 auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl in die Mäntlerische Zeitung, welche er kurze Zeit redigirte, ein Gedicht einrücken und gerieth über einige zu starke Ausdrücke mit dem Censor in scharfen Wortwechsel . . . .

Er arbeitete in Stuttgart noch an „Fiesco" mit aller Geistesanstrengung und sagte damals zu mir: „Meine ‚Räuber' mögen untergehen! Mein ‚Fiesco' soll bleiben." Zu den zwei ersten Stücken des „Württembergischen Repertorii" (Schade, daß diese treffliche Vierteljahrsschrift nicht fortgesetzt wurde!) trug er manches bei. Die Aufsätze „Über das gegenwärtige deutsche Theater", „Der Spaziergang unter den Linden", „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte", fünf bis sechs Recensionen über schönwissenschaftliche Producte und eine ausführliche Kritik über die „Räuber" gehören ihm zu. Ein Frankfurter Recensent, enthusiasmirt von den „Räubern", ging dem jungen Kritiker, der die Wahl, den Plan, die Charaktere dieses Schauspiels so feindlich angriff, sehr zu Leibe und war höchlich erstaunt, als ihm zu Ohren kam, daß sein Verehrter selbst der Verfasser jener scharfen Kritik sei. . . .



38. Nachträge zum Aufsatz über Schillers Jugendjahre.

Schillers erster dramatischer Versuch . . . war, wie er mir [Conz] einmal in Jena sagte, eine Tragödie „Der Student von Nassau", auf eine wahre Anekdote eines solchen jungen Menschen aus Nassau gegründet. Er scherzte darüber, vorzüglich über den sonderbaren Titel, bemerkte aber doch, daß er noch einige Scenen zu besitzen wünschte, um sie anderwärts nützen zu können. So sehr gelungen schwebten sie ihm in dunkler Erinnerung vor.

Er schrieb manches Vortreffliche in Stammbücher, als in der (erloschenen) Militärakademie zu Stuttgart die Manie waltete, solche Denkmale der Freundschaft sich von jedem bedeutendern Zögling zu erbetteln.

Auf die Idealisirung des Räubers Moor war — nach einem Selbstgeständnisse von Schiller — der Räuber im „Don Quixote" nicht ohne Einfluß. . . .



39. Schiller im zweiten Zeitraume seiner Entwicklung.

(Vom Jahr 1773—1777.)

Einzelne Strahlen dichterischen Geistes haben gewiß Hunderte früher und herrlicher schimmern lassen als Schiller; aber wie ein edler Schriftsteller*) sagt: „Tausend Alexander, Cäsar, Friederiche werden vielleicht in allen Fortzeugungen geboren und kommen aus Mangel an günstigen Umständen nicht zur Reife. So läßt der dem Jupiter geheiligte Baum jeden Herbst unzählige Eicheln auf die Erde fallen, und oftmals gedeihet deren nicht eine dahin, wo ihr Keim trotz dem Donner und der Axt Jahrhunderte lang wachsen kann." — Welche Fügungen, Reize und Einwirkungen waren es nun, die Schillers angeregten Dichtergeist immer lebendiger weckten? Wie entwickelten sich allmählich die zarten Keime? Wie erstarkte die Kraft?

Herzog Karl von Württemberg nahm mehrere Söhne armer Eltern an, die auf der Solitude**) zu Gärtnern und Künstlern erzogen werden sollten. In kurzem ward diese Schule zu einer erweiterten Bildungsanstalt, die den Namen „militärische Pflanzschule" führte und gegen dreihundert zehn- bis sechzehnjährige Knaben und Jünglinge aus allen Ländern und von allen Ständen in sich faßte.

In diese kleine neue Welt trat auch Schiller den 17. Januar 1773. Was er für den Anfang hier lernen konnte und sollte, waren die lateinische und griechische Sprache, die Grundlehren des Christenthums und die Anfangsgründe der Erdbeschreibung, der Geschichte und Größenlehre. Außer dem Lateinischen, worin er aber Meister war, lernte er von allem diesem beinahe nichts, denn er widmete alle seine Zeit, selbst auf Spaziergängen, aus-

*) von Schlieffen, Nachricht von dem Geschlecht der Sliewen oder Schlieffen. Cassel. 1784. Seite 472.

**) Ein Lustschloß eine Stunde von Stuttgart.

schließlich dem Studium — poetischer Werke. Und welches waren die Werke, die den vierzehnjährigen Jüngling so gefesselt hielten? Keine geringern als die Klopstockischen Dichtungen, vor allen der „Messias“. Diese Lesebeschäftigung war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen; nein, es war ein ernstes, tagtäglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. Unstreitig ist es, daß diese warme volle Einsaugung der Klopstockischen Anschauungen, Gefühle, Bilder und Vorstellungen die bestimmteste Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die seine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene wie für das Weiche und Zarte und zumal das Innige und Geistige weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigenthümlichkeiten, die uns in seinen gelungensten spätern Arbeiten so zauberisch anziehen. Klopstocks Gedichte wirkten mit solcher Stärke auf ihn, daß sich eine Zeitlang religiöse Gefühle seines Gemüths bemächtigten und er in dieser Stimmung geneigt und entschlossen war, sich den geistlichen Stand zu seinem künftigen Beruf auszuwählen. Nicht selten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete und hielt, auch in Gesellschaft, Andachtsübungen; aber nie gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Wesen trieben.

Außer den genannten Klopstockischen hatte sich Schiller mit keinen andern dichterischen Schöpfungen vertraut gemacht, als mit Virgils „Aeneide“ und den herrlichen Liedern und Hochgesängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Übersetzung. Sein Geist wollte aber nicht lange bloß empfangen; er wollte selbst zeugen, bilden, gestalten. Schon im Jahr 1773 versuchte er seine Dichtungskraft im Höhern; er arbeitete an einem Gedichte, dessen Held der mächtig hervorragende Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt war, Moses. In diesem ersten

Versuch erkannte man freilich weniger eignes wahres Schaffen als mühevolles Nachstreben und Nachbilden*); aber was würde nicht Schiller, in dessen spätern Schauspielen so oft ein echt epischer Geist in hohem Schwung und Glanz und in aller Fülle weht, in diesem bestimmten Gebiete geleistet haben, wenn nicht seine Phantasie, von empfangenen Eindrücken fortgezogen, ihren Flug in ein anderes benachbartes Reich genommen hätte!

Es war zu Ende des Jahrs 1773 oder zu Anfange des folgenden, daß ihm ein Freund mit warmer Theilnahme von Gerstenbergs „Ugolino" sprach und ihm das Stück zu lesen gab. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an den rührendsten, erhabensten und erschütterndsten Auftritten von keinem andern bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefste: es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. „Ugolino" und „Götz von Berlichingen" gaben seiner dichtenden Geistesthätigkeit eine andere Richtung: sie hoben ihn gleichsam unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinüber. Erst nach vielfachem Lesen und Einprägen dieser Stücke ward er mit Shakespearen bekannt, diesem wunderbaren Genius, an dem man, Zeiten und Umstände erwogen, nicht ohne immer neues Staunen hinaufdenken kann. Schiller hörte in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Briten vorlesen: er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer**) hin und bat um den großen Dramatiker. Shakespeare verdrängte schnell auf eine geraume Zeit hin alle andern Dichter aus Schillers Geiste. Das Studium desselben war lange seine alleinige Beschäftigung, Erreichung dieses Vorbildes ganze Jahre hindurch sein einziges Sinnen und Trachten.

*) Schwerlich ist von diesem Gedichte auch nur noch ein einziger Vers übrig.

**) Es ist dieß der noch lebende, von Schillern immer innig verehrte Professor Abel in Tübingen.

Von neuern deutschen Dichtern zogen ihn außer den angeführten nur wenige an. Unter seine damaligen Lieblingswerke gehörten aber Lessings Schauspiele, die Gedichte des vielversprechenden Friedrich Müllers, des Mahlers, und vornehmlich Leisewitz „Julius von Tarent“. Wie sehr jene und diese Schriftsteller auf Schillers Ausdruck, Sprache und ganze Darstellungsart gewirkt haben, muß dem vergleichenden Leser seiner frühern, selbst seiner spätern Werke einleuchtend sein.

Das erste Trauerspiel, das Schiller unternahm und an welchem er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete, war „Cosmus von Medicis“. Stoff und Gang des Stücks hatten viel Ähnlichkeit mit dem „Julius von Tarent“, doch war es dem Leisewitzischen Werke, wovon es eine Art Nachbild war, an Werthe bei weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete Schiller das Ganze; nur einzelne Bilder, Züge, Gedanken und Einfälle nahm er daraus späterhin in seine „Räuber“ auf. Fast noch unvollkommener waren seine gleichzeitigen lyrischen Versuche. Sein erstes Gedicht in dieser Gattung, das er im Sommer 1776 der Lesewelt gedruckt vor Augen legte*), „Der Abend“, ist bloß mittelmäßig; es zeugt von wenig weiter, als daß Schiller sich die Empfindungen Klopstocks, Cramers, Uzens und anderer Sänger in etwas zu eigen gemacht hatte. Bemerkenswerth darin sind jedoch folgende Verse, weil sie uns in das Innerste seines Gemüths blicken und uns sehen lassen, auf was sein letztes Sehnen und Streben zu dieser Zeit sich beschränkte. Er spricht vom Gefühle für die Reize der Natur und bricht dann in die Worte aus:

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!

*) Es steht in Balthasar Haugs „Schwäbischem Magazin“ 1776 Seite 115.

Im Grunde betrachtet, entwickelte sich Schiller erst spät und nur theilweise. Theodor Beza, Hugo van Groot, Pope und viele andere lieferten theils in ihrem achten, theils zwölften Jahre bessere Gedichte als er in seinem sechzehnten und siebzehnten. Nicht früher als im Jahr 1777 brach sein Geist mit vielverkündender Kraft hervor.

Über seine gesammte frühere Entwicklungsgeschichte verdienen vielleicht folgende Bemerkungen hier einen Platz.

Erstens. Schiller richtete sein Nachsinnen und den ganzen Kern seiner Geisteskraft nur auf Dichtkunst und dieses unverrückt so lange, bis seine Dichtungslust endlich Dichtungskraft ward.

Zweitens. Es war eine glückliche Fügung der Umstände, daß Schillern von Anfang an meistens nur dichterische Hauptwerke in die Hände fielen, die er dann vielleicht zwölf-, vielleicht zwanzigmal las. Schönheitsgefühl und Bildung überhaupt werden in jeder Kunst nicht schneller geweckt, nicht fester gegründet als durch frühe und alleinige Anschauung und Vertrautheit mit Meisterstücken. An ihnen entzünden sich die oft tief verborgenen Funken des Künstlergenius am gewissesten, am kräftigsten, wenn sie auch nicht immer sofort zur vollen Flamme werden.

Drittens. Um die oben berührte Behauptung näher aus einander zu setzen, so wähne man ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen wären. Mit nichten! Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen, erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen, erst nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen, hob er sich

im Jahr 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer der Fähigkeiten von ihm glauben durften, er könne dereinst werden

Os magna sonaturum*).

Und zwar war dieses mehr aus einzelnen kleinern Äußerungen zu schließen, als aus größern Arbeiten. Er selbst ward auch der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes nicht früher als um diese Zeit recht gewiß. Sein Gedicht „Der Eroberer", welches er im genannten Jahre drucken ließ**), zeigt deutlich die Stufe, auf welcher der achtzehnjährige Schiller stand. Begeisterung mit Besonnenheit, vom Schönheitsgefühle geleitet, ist nicht das Vorherrschende in dieser Arbeit; aber wildes Feuer und eine Fülle von roher brausender Kraft sind nicht zu verkennen. Das Ganze ist der Erguß einer wahren orientalischen Geistesergrimmung, jedoch voll Schwulst und Nichtsinn. . . .

Der Hauptgedanke des Gedichtes ist aus Klopstock, und die meisten andern Empfindungen und Vorstellungen sind sichtbar Eindrücke aus dem „Messias" und den alten morgenländischen Sehern und Weissagern.

Auf diesem Wege und unter diesem Streben gelangte Schiller, der Dichter, auf die zweite Stufe seiner Entwicklung. Jetzt laßt uns auch sehen, welchen Gang seine übrige Bildung, seine Sinnesart und sein äußeres Schicksal während dieses Zeitraums nahmen.

Im Herbste 1774 gerieth Herzog Karl auf einen besondern, nicht eben verwerflichen Gedanken. Er befahl nämlich: jeder der ältern Zöglinge sollte nicht nur von sich selbst, sondern auch von allen Genossen seiner Abtheilung eine Schilderung zu Papier bringen, worin ihre Fehler sowohl als ihre Fähigkeiten, Lieblingsneigungen, insonderheit die Gesinnung eines jeden gegen Vor-

*) Diesen Lobspruch legte ihm schon im Jahr 1776 der Herausgeber des „Schwäbischen Magazins" wegen seines Gedichts „Der Abend" viel zu freigebig bei.

**) Im angeführten „Schwäbischen Magazin" 1777, März, Seite 221.

steher und Lehrer nach bestem Wissen und Gewissen angegeben werden sollten. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich Schiller als aufmerkender tiefsehender Menschenbeobachter. Er entwarf glücklich treffende Geistes- und Gemüthszeichnungen und bewies sich als ein Jüngling von aufkeimendem edeln Freiheitssinne. In einer so soldatischen Bildungsanstalt wie die auf der Solitude war blinde Unterwürfigkeit eine der geschätztesten belohntesten Eigenschaften. Schiller hielt seine hierin sehr verschiedene Gesinnung keineswegs verborgen, sondern sagte in seinen Schilderungen von manchem seiner Mitgenossen bestimmt: seine Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten gränzt an Niederträchtigkeit. Schwerlich ist es unmerkwürdig zu hören, was siebenundvierzig seiner Mitlehrlinge über den funfzehnjährigen Schiller urtheilten, und noch weniger, was er über sich selbst äußerte. Es stehe also der Auszug hier, den auf des Herzogs Verlangen ein Jugendfreund Klopstocks*) aus allen jenen Schilderungen verfertigen mußte, und zwar wörtlich.

„Schiller

ist fast in allen Stücken dem Eleve von Hoven gleich, und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei dem Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand, ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, lief't beständig Gedichte.

Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andere hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit.

*) Der verstorbene Geheime Cabinettssecretär, Regierungsrath Grimm. Seine Auszüge enthalten größtentheils die eigenen Worte, deren sich die vorzüglichsten Zöglinge in ihren Aufsätzen bedienten.

Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich*). Neigung zur Poesie.

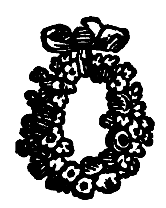
Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, doch aber vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden.

Hat einen Hang zur Theologie.

Wendet seine Gaben nicht gut an.

Selbstschilderung.

Mit feurigen Zügen eines begeisterten Dichters schildert er die Empfindungen der Ehrfurcht vor Sr. Herzoglichen Durchlaucht höchster Person und legt Denenselben den tiefsten Dank vor die erzeigenden unzähligen Wohlthaten zu Füßen. Gesteht ein, daß er in manchen Stücken noch fehlt, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, daß er aber auch dagegen wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe. Hat mit Vergnügen das studium juris angenommen, würde sich aber weit glücklicher schätzen, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte. Doch unterwirft er sich völlig dem Willen Sr. Herzoglichen Durchlaucht, schließt seine Schilderung auf eine rednerische Art und seufzt, daß er nicht genug danken könne, wie er sollte."



*) Eine etwas drollige Entgegenstellung, die aber von einem sehr guten Kopfe herrührt.

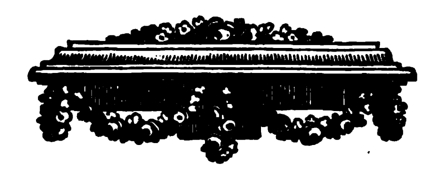
Nachtrag.

Je mehr Schiller mit der wirklichen und der idealischen Schauspielwelt bekannt ward, desto mehr verminderte sich sein Hang zur Gottesgelehrsamkeit; auch wählte er sich im December 1775 einen ganz andern Stand zu seinem künftigen Berufe. Zu dieser Zeit wurde in der nach Stuttgart versetzten Akademie ebenfalls eine ärztliche Lehranstalt errichtet, und es erging ein Aufruf an die Zöglinge, sich zu erklären, wer Lust zur Erlernung der Heilkunde habe. Schiller meldete sich, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieser verwickelten trüglichen Kunstwissenschaft, sondern durch die Meinung bestimmt: Seelenlehre, Menschennaturkunde und verwandte Kenntnisse, auf die er sich jetzt legen müsse, könnten ihm bei seiner dramatischen Kunst theils als Dienerinnen, theils als Helferinnen vom allerwichtigsten Nutzen sein. Einerseits urtheilte er richtig, andererseits aber, wie man in der Folge sehen wird, sehr irrig.

Während dem ganzen zweiten Zeitraume seiner Entwicklung leistete er im Felde wissenschaftlicher Kenntnisse nur wenig. Zwar betrieb er die Erlernung einzelner Zweige der Heilkunde mit wahrem Feuereifer, doch immer nur stoßweise, nie anhaltend. In der Philosophie war Garve, der treffliche Zergliederer und Begriffsentwickler, sein Hauptführer; den Garvischen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie verdankt er das erste Licht, das ihm in dem Reiche der Vernunftwahrheiten aufging. Von Geschichtsbüchern las er außer Schlözers „Vorstellung der Universalgeschichte" kaum ein anderes als Plutarchs weit über Verdienst gepriesene Lebensbeschreibungen, doch nicht in der Ursprache. In allen geschichtlichen Schriften suchte er im Grunde nur Stoffe zu Schauspielen. Niemand kann es daher sehr befremden, daß von den Preisen, die jedes Jahr nach geschehener Prüfung in Leibesübungen, Sprachen, Künsten und Wissenschaften nicht sparsam ertheilt wurden, Schiller den ganzen Zeitraum hindurch auch nicht einen erhalten hat.

Wie bei Schiller alles von Poesie aus- und auf Poesie zurückging oder damit im Zusammenhange stand, so war es auch in der Wahl seiner Freunde. Seine Vertrautesten waren alle feurige Musenverehrer. Wie oft hätte der ganze Kreis dieser Freunde sich vor dem Verfasser eines dichterischen Meisterstücks, z. B. der „Leiden des jungen Werthers", „Götzens von Berlichingen" u. a. bewundernd, ja halbanbetend niederwerfen mögen!

Schiller zu Ende dieses Zeitlaufs war ein ganz anderer Mensch als zu Anfang desselben. Ehmals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitlehrlinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in ein Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben."



Bemerkung zu dem Aufsatze über Schiller in Nro. 181 des „Morgenblatts".

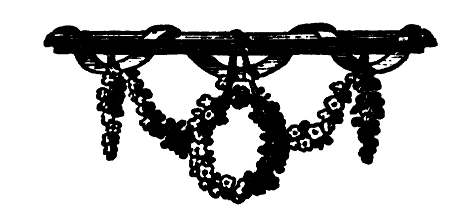
40. In dem geist- und gehaltvollen, oben angegebenen Aufsatze, den wir einem Jugendfreunde Schillers danken, lesen wir Seite 722 des „Morgenblatts" die Nachricht: „Das erste Trauerspiel, das Schiller unternahm und an welchem er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete, war Cosmus von Medicis". Dieß möchte wohl durch eine Aussage, die Einsender dieser Be-

merkung [Conz] aus Schillers eigenem Munde gehört zu haben sich bestimmt erinnert, dahin berichtiget werden dürfen: Nicht jener Cosmus, an dem er später arbeitete, sondern ein ganz anderer Stoff war der erste Gegenstand der tragischen Versuche des unsterblichen Dichters. Und welcher? Etwas seltsam und abenteuerlich klingt der Titel des Themas. „Der Student von Nassau“ hieß die erste Tragödie Schillers. Mit Lächeln erzählte mir Schiller dieß selbst bei meinem Aufenthalte in Jena, wo ich seines Umganges oft genoß. Verlegen, setzte er hinzu, über einen tragischen Stoff, an dem er seine erste Kraft hätte können versuchen, oft so verlegen, daß er, wie er sich in seiner kräftigen Sprache ausdrückte, seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen mit Freuden würde gegeben haben, las er in einem solchen Momente in einem Zeitungsblatte die Nachricht von der Selbstentleibung eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Auf sein theilnehmendes jugendliches Gefühl sowohl als seine feurig aufstrebende Phantasie wirkte der Eindruck dieser Nachricht mit solcher Gewalt, daß er dieselbe sogleich sich mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen weiter ausmahlte und zur Grundlage einer Tragödie zu machen beschloß. Auch hat er nach seiner Versicherung den Beschluß ausgeführt. Freilich sprach er damals als von einer höchst unvollkommenen, im Ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indeß bedauerte er doch, das Stück frühe schon ganz zernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte. So, erinnere ich mich, erzählte mir Schiller auch, sein erstes deutsches Gedicht habe er am Tage vor seiner Confirmation componirt. Anlaß und Antrieb dazu seien die Erinnerungen seiner Mutter gewesen, die, als sie ihn auf der Straße umherschlendern sehen, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des künftigen Tages vorgeworfen und so durch ihre eindringenden Er-

mahnungen sein religiöses und poetisches Gefühl, die beiden so verwandten, zugleich geweckt hätte. Der Verfasser des obigen Aufsatzes erwähnt etwas Ähnliches ebenfalls, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, Schiller hätte seinem Vater am Tage der Confirmation ein lateinisches Gedicht übergeben. Lateinische Gedichte hatte er wohl vorher oft schon unter der Anweisung seines Lehrers Jahn, eines gewandten lateinischen Versificateurs, und überhaupt nach Sitte und Brauch in den lateinischen Schulanstalten verfertigt. Auch erforderten solche Compositionen, wie bekannt, viele vorangehende technische Übung. Vielleicht können beide Anekdoten neben einander bestehen. Der Mutter brachte er das deutsche, dem Vater das lateinische Gedicht.

Wenn endlich von Schillers früher Neigung zum geistlichen Stande geredet wird, so erinnert sich der Einsender dieser anspruchlosen Zeilen ebenfalls wiederholter Äußerungen des Verewigten, in denen der edle vortreffliche Mann, so empfänglich für die großen und würdigen Beziehungen jeder Sache, mit einer Art Begeisterung von dem hohen Berufe eines Lehrers der Religion sprach, mit dem Beisatze, noch jetzt wünsche er sich oft lebhaft, vor einer Gemeine auftreten und die erhabensten Wahrheiten ihr verkündigen zu dürfen. Es ist vielleicht auch der Bemerkung nicht ganz unwürdig, daß Schiller von seinen Eltern anfänglich dem geistlichen Stande bestimmt gewesen und für diesen Zweck nach der Art junger Candidaten der Theologie im Württembergischen, die in die Klosteranstalten aufgenommen zu werden suchen, mehrere Male bereits die jährlichen Prüfungen im Stuttgarter sogenannten Landexamen ausgestanden. Eine Nachricht, die wir indeß nicht weiter verbürgen können, als daß sie uns von glaubhaften Personen zugekommen ist, setzt noch hinzu, man habe von Seiten des damaligen Consistoriums den Schillerschen Eltern die Weisung gegeben, wegen mangelhafter Talente für die theologische Laufbahn ihren Sohn einer andern Be-

stimmung in Zeiten zu widmen. Sollte diese Nachricht wirklich gegründet sein — und ihre Echtheit oder Unechtheit zu erforschen und darzuthun scheint nicht schwer —, so wäre sie gewiß interessant, ohne daß wir damit den Richtern zu nahe treten wollen; denn vielleicht hätte auch ein Kopfprüfer, Huart selbst, unter denselben Bedingungen und in dem bestimmten Falle von Schiller damals so urtheilen müssen. Auch dürfte für den Grübelsinn, der gern über möglichen Fällen brütet, die Frage anziehend sein, was wohl aus Schiller geworden wäre, ob seine Bildung sich eher verfrüht oder mehr verspätigt, welche, ob nicht gar eine andere Richtung sein Genius genommen hätte, wenn er, als vierzehnjähriger Knabe in die Kutte gehüllt, statt soldatischer der damals in den Klöstern noch vorherrschenden mönchischen Zucht wäre unterworfen worden, überhaupt wenn er die neunjährige Laufbahn eines Württembergischen Seminaristen hätte durchwandern müssen.



41. Ich [Hoven] habe schon erwähnt, daß die medicinische Facultät später als die andern errichtet worden. Vor ihrer Errichtung studirte ich wie mein Bruder und die meisten Zöglinge, welche sich dem gelehrten Stand gewidmet hatten, Jurisprudenz, und ich hatte schon bereits das Naturrecht, die Rechtsgeschichte und einen Theil des römischen Rechts gehört, als die Zöglinge gefragt wurden, welche von ihnen Lust zum Studium der Medicin hätten. Unter denen, die sich dazu meldeten, war auch ich und Schiller, welcher sich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte, und noch fünf andere. Die Beweggründe zu dieser Veränderung des Studiums waren nicht bei allen dieselben. Nur drei, mein noch lebender bewährter Freund, der Medicinalrath Plieninger in Stuttgart, und noch zwei andere meldeten sich aus wahrer Lust zum Studium der Medicin, die zwei übrigen meldeten sich, weil ihre Väter Ärzte und sie gleichsam Erbärzte waren; bei Schiller und mir war der Beweggrund nicht sowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medicin als unsere Neigung zur Dichtkunst, der wir schon damals, Schiller durch lyrische und dramatische Versuche, ich durch Lieder, Balladen und Romane, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns diese Versuche einen großen Theil der Zeit, welche wir dem Studium der juridischen Wissenschaften hätten widmen sollen. In den Vorlesungen dachten wir mehr an unsere dichterischen Plane als an das, was wir vom Katheder herab hörten, wir blieben daher hinter unsern Cameraden zurück und zwar dergestalt, daß es einem Professor nicht übel genommen werden konnte, wenn er einen unserer Cameraden fragte, ob es uns an Gaben fehle oder ob es bloß Faulheit sei, daß wir nichts lernten. So zurückgeblieben in unsern juridischen Studien, konnten wir natürlicherweise das Versäumte nicht mehr leicht einbringen; wir entschlossen uns daher zum Studium der Medicin, mit dem Vorsatz, dieses

neu gewählte Studium ernster zu treiben als das verlassene Studium der Jurisprudenz, und wir glaubten, diesen Vorsatz um so eher ausführen zu können, da uns die Medicin mit der Dichtkunst viel näher verwandt zu sein schien als die trockene positive Jurisprudenz. Allein auch als Mediciner konnten wir das Dichten nicht lassen, nur die Anatomie trieben wir mit Fleiß, weil hier der Unfleiß mehr in die Augen fiel, die übrigen Studien trieben wir nur mit halbem Interesse, und wir würden hier eben so zurückgeblieben sein wie in unsern juristischen Studien, wenn uns nicht der Gedanke, daß das Studium einer sogenannten Brotwissenschaft doch die Hauptsache und abermals umzusatteln eine Schande sei, zu dem Entschlusse gebracht hätte, das Dichten bis nach Beendigung des medicinischen Studiums zur Nebensache in unsern müßigen Stunden zu machen. Bei Schiller wirkte zur Ausführung dieses Entschlusses sein fester Charakter, bei mir der Eindruck, welchen die uns vom Professor Consbruch mitgetheilten Hefte des vormaligen Professors Brendel in Göttingen, dessen Schüler er war, auf mich gemacht hatten. . . .

Von meinem Bruder wende ich mich zu meinem ältesten, von mir wie ein Bruder geliebten und bis zu seinem Tode mir treu gebliebenen Freund Schiller. Wir waren von gleichem Alter, beide Officierssöhne, frequentirten als Knaben zusammen die lateinische Schule in Ludwigsburg, wollten beide Theologie studiren, ja wir wohnten zuletzt in dem nämlichen Haus, in der damaligen Cottaschen Buchdruckerei in Ludwigsburg. Da unsern Vätern alles daran gelegen war, daß wir etwas Rechtes in der Welt werden sollten, so wurden wir streng zum Lernen angehalten, und um hierzu keine Zeit zu versäumen, wurde uns außer der Schule wenig Umgang mit unsern Cameraden gestattet. Um so fester schlossen wir uns daher an einander selbst an, spielten mit einander in unsern müßigen Stunden und übten allerlei Muthwillen, wie z. B. an dem Setzer in der Druckerei, welchem wir fast täglich

einen neuen Streich spielten. So lebten wir in der innigsten Verbindung zusammen bis zu meiner Aufnahme in die militärische Pflanzschule auf der Solitude. Aber ehe zwei Jahre verflossen waren, trat auch Schiller als Zögling in die Pflanzschule, und man kann sich denken, wie glücklich es uns machte, uns wieder mit einander vereint zu sehen. Das Band der Freundschaft war durch unsere Trennung nicht gelös't worden, es wurde durch dieselbe nur um so fester. Was uns aber noch mehr mit einander verband, war unsere gemeinschaftliche Neigung zur Dichtkunst. Bei Schiller hatte sich diese Neigung schon in Ludwigsburg deutlich ausgesprochen. Nicht nur übertraf er alle seine Mitschüler in der Emsigkeit, lateinische Distichen zu machen, sondern er versuchte sich auch in eigenen lateinischen und bald darauf auch in deutschen Versen, wovon, soviel ich mich erinnere, der erste Versuch ein bei seiner Confirmation verfertigtes Lied an sich selbst war, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach. Schon vor seinem Eintritt in die militärische Pflanzschule hatte sich auch bei mir die Neigung zur Dichtkunst bereits geregt. Ich hatte Gellerts Fabeln und Lieder, Geßners Idyllen, Kleists Gedichte, Gleims Kriegslieder u. s. w. gelesen; jedoch hatte ich mich noch an keine eigenen poetischen Versuche gewagt. Dazu wurde ich erst später von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den seinigen ein besonderes Wohlgefallen bezeigt hatte, zu ähnlichen Productionen aufforderte. Was mich aber noch mehr bestimmte, seiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei seiner in dem von dem Professor Haug damals herausgegebenen „Schwäbischen Magazin" abgedruckten Gedichte, „Der Eroberer" und „Der Abend", von dem Herausgeber des Magazins erhielten, indem er von denselben sagte, daß sie die ersten Proben eines Jünglings seien, von welchem vorauszusetzen sei, er werde einst ein os magna sonaturum werden. Außer Gellert, Geßner, Kleist und Gleim hatte

ich bereits auch noch andere deutsche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty, und später auch Klopstock, kennen gelernt; doch zogen mich vorzüglich die von Ursinus herausgegebene Sammlung von Balladen und einige Romane, die ich zufällig zu lesen bekommen hatte, wie der „Dorfprediger von Wakefield", Wielands „Agathon" u. s. w. an, während dagegen Schiller sich für Klopstock und Shakespeare, den wir zuerst durch die Wieland'sche Übersetzung kennen lernten, auf das entschiedenste erklärte. So versuchte ich mich zuerst in lyrischen Gedichten, in Liedern, wo mir vorzüglich Kleist, und in Oden, wo mir Klopstock zu Mustern dienten, in Balladen und Romanzen und, nach der Erscheinung „Werthers" von Goethe, vorzüglich in Romanen, deren ich mehrere angefangen, jedoch nur einen ganz fertig gebracht hatte. Schiller hingegen, dessen großes Muster Shakespeare und weiterhin Goethe in seinem „Götz von Berlichingen" war, übte sich vorzüglich im Dramatischen, schrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Versuchen seine „Räuber", wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten „Schwäbischen Magazin" befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtentheils vollendet. Daß er diesen Stoff wählte, war eigentlich ich die Ursache. Ich hatte ihn auf die Erzählung als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Sujet aufmerksam gemacht, und meine Idee war darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenstand oder, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden und was ihm auch selbst in der Folge leid gethan zu haben scheint.

Indessen waren wir beide nicht die einzigen Zöglinge in der Akademie, welche sich in dichterischen Versuchen übten; es schlossen sich an uns noch einige andere an, zuerst Petersen, nachmals Bibliothekar in Stuttgart, Verfasser der mit Beifall aufgenom-

menen „Geschichte der Nationalneigung der Deutschen zum Trunk“, der „Literatur der Staatslehre“ unter dem Namen Placidus und einer prosaischen Übersetzung Ossians, der sich vorzüglich im Epischen übte und zuletzt sich an ein größeres episches Gedicht „Konradin von Schwaben“ wagte, welches aber, obschon größtentheils fertig, nie öffentlich bekannt wurde; dann Haug, nachmaliger herzoglicher Cabinettssecretär, dessen Epigramme schon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatisten verriethen; endlich Schubart, nachmaliger preußischer Legationssecretär, der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Festung Hohenasperg berühmten Schubarts. Er hatte sich vorzüglich in metrischen Erzählungen geübt, und ohne Zweifel würde er etwas Bedeutendes in diesem Fach geleistet haben, wenn er nicht zu frühe gestorben wäre.

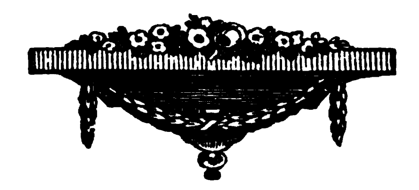
Da der Herzog kein Freund der Dichtkunst war, sondern allein einen Werth auf andere Künste und auf wissenschaftliche Studien legte, so mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben geheim halten. Wir dichteten also im Stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, so oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, theilten unsere Arbeiten uns gegenseitig mit, kritisirten sie gegenseitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr als das erste. So brachten wir nach und nach eine ziemlich ansehnliche Sammlung von poetischen Productionen zusammen, und da wir glaubten, daß sie wohl gedruckt zu werden verdiene, so beschlossen wir, sie dem Druck wirklich zu übergeben; es kam nur darauf an, einen Verleger dazu zu finden, und dieß war mir aufgetragen. Ich schrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften — denn natürlicherweise durften wir uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen — in Verlag nehme, und schickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich schrieb wieder, und es kam wieder keine

Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler schon vor einigen Jahren — gestorben war. So blieb also unsere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns, um nicht mit einem andern Buchhändler in einen ähnlichen Fall zu kommen, begnügen, unsere Productionen einzeln in andere damals existirende Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigirte „Schreibtafel", in die damaligen Musenalmanache u. s. w., und diejenigen, welche wir nach unserm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudlinischen „Schwäbischen Musenalmanach", theils in die von Schiller herausgegebene „Anthologie" einrücken zu lassen. Indessen haben wir die meisten, weil unser reiferes Urtheil die Vorliebe für unsere Arbeiten immer mehr schwächte, unterdrückt, und was die meinigen betrifft, so habe ich sie nach meinem Austritt aus der Akademie größtentheils dem Feuer übergeben.

Ich habe schon gesagt, daß Schiller und ich in den letzten Jahren unserer akademischen Studien das Dichten größtentheils aufgegeben und uns desto mehr dem Studium der Medicin gewidmet hatten. Dadurch hörte zwar unsere Verbindung mit unsern dichterischen Freunden nicht auf; aber so wie wir fleißigere Mediciner wurden, kamen wir auch in eine um so nähere Berührung mit unsern medicinischen Cameraden, und unter diesen vorzüglich mit Plieninger, meinem schon oben genannten geliebten Freund, mit Elwert, dem Sohn eines angesehenen Arztes in Stuttgart, mit Jacobi, dem Sohne eines eben so angesehenen Wundarztes daselbst, und mit Liesching, dem Sohn eines wackern Landphysicus, der bald nach seiner Entlassung aus der Akademie als Arzt mit dem Regiment, welches der Herzog in holländische Subsidien gab, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen und, soviel ich weiß, daselbst noch und in großem Wohlstand lebt. Als fleißigere Studenten waren alle diese vier uns beiden voraus; aber wir holten sie bald ein, und mit Dank erkannten wir, daß

wir durch unsere wissenschaftlichen Unterhaltungen mit ihnen dabei nicht wenig gefördert worden. . . .

Außer den genannten poetischen und medicinischen Freunden standen wir auch noch mit vielen andern Zöglingen der Akademie, sowohl studirenden, als kunstbeflissenen, in näheren Verbindungen; doch waren die Verbindungen Schillers und die meinigen nicht ganz dieselben. Mit Dannecker und Zumsteeg, wovon der erstere als einer der ersten Bildhauer unserer Zeit, der andere als ein vorzüglicher Musiker und Componist anerkannt ist, standen wir auf einem gleich freundschaftlichen Fuß. Eben dieß war auch der Fall mit Scharffenstein, der, ob er schon sich mehr mit Zeichnen und Mahlen abgab, doch auch mehrere Gedichte verfertigte, welche bewiesen, daß es ihm eben so wenig an dichterischem als an Kunsttalent fehle. Er starb als württembergischer General in Heilbronn am Neckar, gleich geachtet wegen seines biedern festen Charakters als wegen seiner Verdienste als Soldat. Diejenigen, an welche sich vorzüglich Schiller hielt, weiß ich nicht mehr alle zu nennen und erwähne nur der Brüder von Wolzogen als zwei seiner Vertrautesten.



42. Schillers Jugendfreund, von Hoven, der schon ein Jahr früher in die Pflanzschule der Solitude aufgenommen wurde, gibt folgende Nachrichten von Schillers fernerer Ausbildung in derselben.

„In den ersten paar Jahren nach seiner Aufnahme in dieses Institut, in welchem damals schon alles Wissenschaftliche außer der Theologie und der Medicin gelehrt wurde, erhielt er neben dem fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen auch Unterweisung in der französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und den Anfangsgründen der Philosophie. Erst im dritten Jahr, von 1774 bis 1775, fing er das Studium der Rechtswissenschaft an. In den gelehrten Sprachen, in denen er schon zu Ludwigsburg einen sehr guten Grund gelegt, machte er immer bedeutende Fortschritte; auch verstand er die französische Sprache bald so weit, daß er ohne Schwierigkeit ihre Schriftsteller lesen konnte, und was die genannten Vorbereitungswissenschaften betrifft, so blieb er auch da nicht zurück; besonders zog ihn das Studium der Philosophie an. Um so weniger aber gelang es ihm in der Rechtswissenschaft. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht und später ein Collegium über das römische Recht. War es die Schuld der Wissenschaft selbst oder die der Lehrer, die freilich damals nicht die vorzüglichsten waren, genug, Schiller konnte diesem Studium keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er blieb hinter seinen Mitschülern, die er in mehrern andern Lehrgegenständen übertraf, hier offenbar zurück. Ja seine Lehrer hielten ihn sogar für einen Menschen ohne Talent; wenigstens fragte einer unter ihnen nach einer vorgenommenen Prüfung, wo Schiller auf mehrere Fragen die Antwort schuldig blieb, einen seiner Cameraden, ob die Unwissenheit Schillers von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre. Der Scharfblick des Herzogs bewahrte ihn vor den ungünstigen Folgen dieses Vorwurfs. Geübt im Abwägen geistiger

Kräfte, hatte er die Anlagen des Jünglings durchschaut. ‚Laßt mir diesen nur gewähren‘, sagte er, ‚aus dem wird etwas‘.“

Der Mangel an Interesse für das Studium der Rechtswissenschaft auf der einen, und auf der andern Seite das fleißige Lesen der alten Classiker, besonders der Dichter, welches er jetzt eifriger trieb als früher, wo es bloß dem Studium der Sprache galt, scheinen den Hauptanstoß zur Erweckung seines Dichtergenies gegeben zu haben. So viel ich [Karoline von Wolzogen] weiß, hatte er früher nie einen poetischen Versuch gemacht, wenn man nicht einige lateinische Carmina, die er in der Schule zu Ludwigsburg verfertigte, und die Leichtigkeit, mit welcher er ganze Seiten lateinischer Distichen in wenigen Stunden zu Stande brachte, als Äußerungen seines Dichtertalents ansehen will. Allein jetzt übte er sich nicht nur in metrischen Übersetzungen lateinischer Dichter, sondern er fing auch an, deutsche Dichter zu lesen, und machte schon damals einige Versuche in eigenen theils gereimten, theils ungereimten kleinen Gedichten.

Dieß trieb er bis zu Ende des Jahres 1775, wo die militärische Pflanzschule zur Akademie erhoben und von der Solitude nach Stuttgart versetzt wurde. Unter andern Erweiterungen, welche dieses Institut nach seiner Versetzung in die Hauptstadt erfuhr, war auch die, daß nun auch die Medicin in demselben studirt werden konnte. Auf die Anfrage des Herzogs, welche unter den Zöglingen sich diesem Studium freiwillig widmen wollten, war Schiller einer der ersten, die sich dazu stellten.

Ohne Zweifel war der Hauptgrund dieses Entschlusses sein Widerwille gegen das Studium der Rechtswissenschaft; aber offenbar zog ihn auch die Arzneikunde selbst an; und wenn er sich derselben auch nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes widmete, so trieb er doch dieses Studium, besonders in den zwei letzten Jahren seines Aufenthalts in der Akademie, mit Eifer. Nicht nur wurde er von seinen Lehrern für einen der vorzüglichsten

Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preise. . . .

So viel leistete Schiller als Candidat der Medicin während eines vierjährigen Studiums. Aber in dieser Periode zeigte sich auch sein Beruf zum Dichter auf die entschiedenste Weise. Klopstocks Oden und die „Messiade", die auch seine Seele in frommen Gefühlen erregte, waren die ersten Dichtungen, die seinen eignen Genius befruchtend und formend ergriffen. Ein lyrisches Gedicht auf den Abend und eine Ode „Der Eroberer" gingen aus dieser Periode hervor. Beide sind gedruckt; ein episches Gedicht, „Moses", ging verloren. . . .

Nun wurde er mit Shakespeare bekannt, durch seinen damaligen Lehrer, den nun verstorbenen Prälaten Abel, der überhaupt sich mehrfache Verdienste um ihn erwarb, und für den er immer die herzlichste Zuneigung bewahrte. Von Hoven erhielt er zuerst die Wieland'sche Übersetzung Shakespeare's. Er trat in jugendlichem Scherz seine Lieblingsgerichte ab, um zum Besitz dieser köstlichen Bände zu gelangen. Gleich dem gewaltigen felsenentstürzenden Strome ergriff dieser mächtige Geist sein ganzes Wesen und gab seinem Talent die entschiedene Richtung zum Dramatischen. Nach Verlauf eines Jahres entstand ein Trauerspiel „Cosmus von Medicis". Soviel sich sein Jugendfreund, dem er es mittheilte, erinnert, enthielt es echt tragische Scenen und vorzüglich schöne Stellen; mehrere derselben wurden später in die „Räuber" aufgenommen. Schiller ließ es jedoch nicht öffentlich erscheinen, wahrscheinlich weil ihm die sichre Kritik, die seinem mächtigen Verstande angeboren schien, sagte, wie sehr es nicht nur hinter seinem großen Vorbilde zurück stehe, sondern auch unter Gerstenbergs „Ugolino", „Götz von Berlichingen" und „Julius von Tarent" gestellt werden müsse. Längere Zeit hindurch machte er keinen neuen Versuch im Dramatischen, las dagegen Klopstocks Werke wieder anhaltender, so wie die Voß'schen und Gersten-

berg'schen Gedichte, und sein Talent neigte sich wieder zum Lyrischen.

Er las auch in dieser Zeit fleißig historische Werke, vorzüglich die Biographieen Plutarchs; auch philosophische Schriften zogen ihn sehr an, Mendelssohn, Sulzer, Lessing, Herder, vorzüglich Garve, sein damaliger Liebling unter den Philosophen, dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinah auswendig wußte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte. In diese Periode, bemerkt von Hoven, fallen vorzüglich die Fortschritte, welche er im Studium seiner Berufswissenschaft, der Medicin, machte. . . .

„Was sein sittliches Betragen während des Aufenthaltes in diesem Institut betrifft, so erinnere ich mich", sagt von Hoven, „von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte, streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine mehr nach Innen als nach Außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverlässig,

niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien andrer an ihm immer einen Beschützer fand.“ . . .

Schiller bemerkte gegen uns [Karoline von Wolzogen und Charlotte von Schiller] im reiferen Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andre Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sei. Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andren folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtniß aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vortheile dieser Anstalt nicht. . . .

Der gewählte Ausdruck in deutscher Sprache, die Redekunst, blieb ein Gewinn für's Leben so wie die Gewandtheit, das, was man zu sagen hatte, in eine anständige Form zu kleiden. Auch witzigen Einfällen lächelte der fürstliche Erzieher, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Die dem Geschäftsmanne so nothwendige Fähigkeit, immer zu allem bereit zu sein, alles richtig zu fassen und von einem Geschäft zum andern mit voller Besonnenheit überzugehen, ist selten dem von der Natur zum Dichter Bestimmten erreichbar, doch hatte sich Schiller etwas davon angeeignet. . . .

Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die „Leiden Werthers“, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieser Roman ward von ihm und seinen Freunden verschlungen, und, wie dieses in jugendlichen Gemüthern oft der Fall ist, er regte gleich einem über das Meer fahrenden Sturm in ihnen den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Die Jünglinge

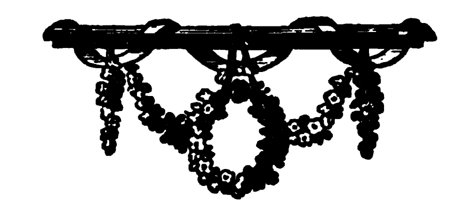
machten den Plan zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten „Werther", der aber ungeschrieben blieb. Auch „Siegwart" hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache herzvolle Gemählde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buche erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Das Anschauen Goethens, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule besuchte, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! . . .

Daß in der Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und all seinen freundlichen Eindrücken, in den strengen militärischen Banden der Akademie die productive Phantasie zuerst grelle und giganteske Formen, wie sie in den „Räubern" dastehen, ergriff, war natürlich. Tiefe Ehrfurcht vor dem Recht, das heilige Sehnen nach verlorner Unschuld, diese reinen Grundzüge der energischen und reichen Jünglingsseele, gaben diesem Product einen eignen Zauber, der, mit der Gewalt dramatischer Darstellung wirkend, den Enthusiasmus, womit das Publicum die „Räuber" aufnahm, erklärt. . . .

Schillers Schwester erzählt: „Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die ‚Räuber' zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die ‚Räuber' unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft."

So mit der Wirklichkeit gespannt, trat er aus der Akademie in die Welt, als ihm seine Probeschrift „Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ ihre Pforten eröffnete. Er wurde im December 1780 als Regimentsmedicus bei dem Regimente Augé angestellt. Diese Art der Anstellung, die ihn in den strengen Banden militärischer Verhältnisse erhielt, war ihm zuwider.

Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben. In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände blieb ihm immer als Gewinn dieses frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzu kühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Übermaße geschützt.



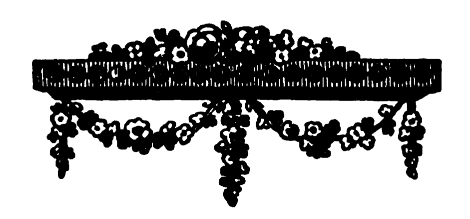
43. Anekdoten zu Schillers Leben.

Aus dem Munde eines Studiengenossen desselben auf der Karlsschule.

Es ist bekannt, daß Schiller wie fast alle ihren Empfindungen, Phantasien und Gedanken lebenden Feuerseelen und Köpfe auf sein Äußeres wenig achtete. Besonders verhaßt war es ihm und ungelegen, sich zu frisiren, wie damals noch Sitte war; und wie ernsthaft namentlich darauf gesehen wurde, daß niemand bei'm gemeinschaftlichen Essen mit ungeordnetem Haupte erscheine, so hatte sein Stubencamerad doch fast täglich, wann die Eßglocke läutete, die Bemerkung zu machen: „Aber, Fritz, wie siehst Du wieder aus?" „Ich wollte", rief dann Schiller unmuthig, „daß der verdammte Zopf zum Henker wäre!", und weil er auch durchaus kein Geschick zum Drehen desselben hatte, so erbarmte sich gewöhnlich seiner der Camerad, der überhaupt sonst noch manche Noth seinetwegen zu bestehen hatte. Fast keine Nacht konnte derselbe ruhig schlafen, weil Schiller, und wäre es eine halbe Stunde nach dem Schlafengehen gewesen, von irgend einem Gedanken, einer Idee, einem Interesse ergriffen, aufsprang und die Nacht durch dichtete oder studirte. Der Weg aus seinem Bette ging über das seines Stubengenossen, und da Schiller selten Zeit hatte, sich vorzusehen, empfing derselbe manchen nicht eben bösgemeinten Fußtritt von ihm. An diese Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen, welche Schiller bis an sein Lebensende beibehielt, schloß sich wohl die zweite üblere, die über- und abgespannten Lebensgeister durch Weingenuß zu erfrischen. Dieß geschah denn häufig über Maß, und es wurde ihm nicht selten schwer, Schritt und Haltung zu behaupten, wenn in Reih und Glied zur Tafel oder sonst wohin marschirt wurde. Aber jeder seiner Studiengenossen, die ihn seiner großen Herzensgüte, seines originellen Wesens, seiner muntern Schwänke wegen über alles liebten,

waren eifrigst bemüht, alles beizutragen, daß jede Unregelmäßigkeit der Art unbemerkt bliebe, jede daraus für ihn entstehende Unannehmlichkeit abgewendet wurde. Überhaupt bestand auf der Karlsschule wie in allen ähnlichen Anstalten ein gewisser esprit de corps unter den jungen Leuten, und jede besondere Abtheilung derselben suchte ihre Ehre auf jede nur mögliche Weise zu bewahren. Sie constituirte sich daher zu einer Genossenschaft, welche sich verbindlich machte, alle für einen und einer für alle zu stehen, aber auch darauf wachte, daß keines ihrer Glieder eine in der That ehrlose Handlung beginge. Solche wurde insgemein, wenn sie begegnete, zwar wo möglich auch verheimlicht, aber zu gleicher Zeit von der Genossenschaft selbst hart bestraft. Schiller verzichtete bei den Rechtsentscheidungen dieser Art gern auf die Ehre, das Präsidium zu führen, aber der Executor der dictirten Strafe zu werden, die gewöhnlich in einer beträchtlichen Anzahl Schläge bestand, ließ er sich durchaus nicht nehmen; und die Welt hat wohl nie einen Büttel sein Amt mit so rein moralischem Grimm verrichten sehen. Denn nur dieser war es, der Schiller dabei erfüllte und seinem von Natur schwachen Arm entsetzliche Kraft verlieh, da er sonst unzähligemal Beweise gegeben, daß er seine Genossen auf's herzlichste liebte. Wie oft litt er nicht mit Freudigkeit die Strafe, die andern gebührte, wenn er meinte, daß der Schuldige sie schwerer empfinden werde als er, oder wenn es ihm verächtlich vorkam, sich selbst durch Verrath des Freundes, wenngleich nicht auf Kosten der Wahrheit, einem vorübergehenden Übel zu entziehen! — Merkwürdig ist, daß Schiller, obgleich er mit vielem Feuer, mit ergreifender Wahrheit declamirte, doch durchaus nicht das mimikplastische Talent der Gesticulation besaß, wie sich in den Dramen, welche von den Zöglingen der Karlsschule aufgeführt wurden, oft genug zeigte. Daß er in Shakespeare's „Cäsar" den Brutus spielte, braucht kaum erwähnt zu werden. Privatim ließ er auch Scenen aus

seinen eignen, schon damals entstandenen Dramen aufführen. Auch „Cabale und Liebe", nicht bloß die „Räuber", wie überhaupt noch viele andere zum Theil verlorene, zum Theil noch nicht gedruckte Dichtungen sind schon auf der Karlsschule entstanden. Man hat fälschlich die Meinung verbreitet, als seien in den ersten dramatischen Gedichten Schillers Personen und Situationen phantastische Erfindungen beschränkter Erfahrung. Viele wenigstens unter den Personen sind, wie der Oberhofmarschall von Kalb, treu nach dem Leben gezeichnet.



44. Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller.

Anno 1773 kam ich [Scharffenstein] im eilften oder zwölften Jahre in die damalen sogenannte Militärpflanzschule des regierenden Herzogs Karl auf dem Schlosse Solitude. Schiller war schon da. Es waren meistens Jünglinge von diesem Alter, außer einigen ältern Patronen, vor welchen wir entsetzlich viel Respect hatten. Damalen waren noch keine wissenschaftliche Fächer fixirt; das Ganze war in zwei Classen oder vielmehr Kasten eingetheilt: Cavaliers oder Officierssöhne und Eleven, letztere meistens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen Familien. Die erste Classe war vorläufig dem Militär bestimmt, der größte Theil der Eleven aber den Künsten: Mahler, Bildhauer,

Architekten, Musiker, Stuccatoren, Gärtner rc. Es gab auch eine Abtheilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewisse Corveen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: die Officierssöhne hatten hellblaue commistüchene Westen mit Ärmeln; der Kragen- und Ärmelaufschlag war von schwarzem Plüsch; die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putz trug alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug statt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus: er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Caliber, sehr langhalsig, blaß mit kleinen rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichen Bursche und, wie der Oberaufseher Nies brummte, ein Schweinpelz. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnt' ihn noch mahlen. Dieser Oberaufseher Nies aus der Classe der Sergeanten und die andern Aufseher aus der der gemeinen Soldaten waren in ihrem Fach gewiß sehr exemplarische Männer; Nies besonders hatte eine Übersicht, einen esprit de détail und eine Betriebsamkeit ohne gleichen, er führte aber auch ein Commando, daß man in seiner Nähe kaum athmete. Die militärische Form war übrigens bei der Organisation dieser ganzen Anstalt nothwendig, und dieser Terrorism hörte nach und nach um vieles auf, als das Institut eine höhere Tendenz erhielt, Officiere vorgesetzt, Professoren angestellt und überhaupt Facultätsfächer und Lehrstunden bestimmt wurden.

Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich die deutschen Dichter nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieser prädominirende,

durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der schon damalen dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Producte waren nicht, wie sonsten gemeiniglich in diesem Alter debütirt wird, von weicher sentimentaler Art, keine Expression einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern sie kündigten schon ein starkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoque an datirt sich auch unser intimer Anschluß und der völlige Wechsel unsers Innersten. Diese Freundschaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenstand seiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetische Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo diese Stücke hingekommen sind. Schiller selbst, als er lange später seine Gedichte zur Auswahl sammelte, forschte vergebens darnach.

Sonsten hatte sich um diese Zeit eine Art von ästhetischer Association zwischen Schiller, Hoven, Petersen und mir errichtet; man träumte schon von Druckenlassen, jeder sollte etwas machen. Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hoven einen Roman à la „Werther“, Petersen auch ein weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück. Wir recensirten uns nachher schriftlich, wie natürlich, auf das vortheilhafteste. Unser ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön sein und paradiren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den andern sehr präconi-

sirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des „Götz von Berlichingen“ anzutreffen war. Goethe war überhaupt unser Gott.

Wir standen noch in dem gar süßen Wahn der Autorschaft, als eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Posse des französisch gebliebenen Cameraden Masson erschien, worin jeder von uns in dem angenommenen Gewand tüchtig und plump verklopft wurde. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende.

Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge sich bestimmten Fächern widmen mußten und genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurückzubleiben. Schiller wurde Mediciner, ich Soldat. Man kann nicht sagen, daß Schiller diesen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich, weil die darin angestellten Lehrer ihm besser behagten. Es war aber das Urtheil seiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut sei, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sei es, was es wolle. Ich wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die beinahe alle jungen Leute für diesen Stand hegen, und wenn ich schon meine Stelle in der Welt mit Ehre ausgefüllt habe, so gestehe ich mit Überzeugung, daß ich weit ausschließlicher für die bildende Kunst gemacht war. Alle meine besten freien Stunden waren auch meistens dem Umgang mit den hervorstechendsten Künstlern unter meinen Cameraden gewidmet, mit Scheffauer, Heideloff, Hetsch, Dannecker; sie schätzten mein Urtheil, und vorzüglich mit Dannecker, dem mein Gemüth eine eigene Rubrik in meinen Erinnerungen weiht, stiftete sich ein intimeres, nie aufgelös'tes und selbst in meinen Feldzügen stets angefrischtes Verhältniß. Diesem Hange zur bildenden Kunst ist es wohl zuzuschreiben, daß mein ästhetisches Gefühl überhaupt früher reifte und Tact erhielt. Allmählich wurde ich der Theilnahme an den

Bestrebungen und Productionen meiner poetischen Cameraden abtrünniger, und in der That war ja auch Schiller damals noch nichts anderes als ein ungestümer Vulkan, der rohe unförmliche Schlacken auswarf.

Hier ist der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns bis zu meinem vorangegangenen Austritt aus dem Institut entzweite. In einer nach der besten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspirirt hatte. Das traf sein Gemüth; ich sage sein Gemüth, denn gewiß wurde dieses mehr verletzt als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens seinem Herzen, die übrige nachher mehr seinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: du thatest meinem Herzen sehr wehe. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden. Dieser Brief nebst mehreren andern ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen. Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt ꝛc.; aber seie es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Trutzerei gewesen, seie es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr

mit einander zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie. Ich wurde als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angestellt. Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken verschwanden, alles war rein vergessen. Inzwischen waren wir durch unsere Lage getrennt und hatten beinahe keine Communication.

Nach ohngefähr anderthalb Jahren kam er selbst aus der Akademie und wurde als Regimentsmedicus angestellt. Die Stunde, wo er auf der Parade sich präsentirte, war auch die erste des Wiedersehens. Wie gram war ich dem Decorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt und, vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern, steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife vergips'te Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so contrastirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteristik als Dichter, als Mensch reichhaltigste Epoque, von der ich aus diesem Grunde

zwar vollständig, aber nicht mit biographischem Zusammenhang sprechen könnte. Ich erstaunte, und mein Geist beugte sich vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine „Räuber" schon ganz und „Fiesco" halb im Manuscript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüths war weniger brausend zwar, aber wahrer, concentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Tact gefunden. Dieser kurzen Epoque, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung sehr viel. Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräg; man findet in seinen Werken prononcirt genug, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so praktischen stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die „Räuber" schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!"

Nun sollten die „Räuber" edirt werden; eine hochwichtige Angelegenheit, bei der es manche Debatten gab. Zuerst wurde über eine Vignette deliberirt und solche ohne Mühe erfunden: ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto 'in Tyrannos', was gratis von einem Cameraden aus den Kupferstechern radirt wurde. Nun ging's an den Accord mit einem subalternen Buchdrucker, der,

dem Ding nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkosten übernahm. Diese Edition, fast Fließpapier, sah aus wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden. Unbeschreibliche Freude machten die ersten Exemplare; inzwischen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, wenig Abgang hatte, sah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komisch bedenklichen Augen an.

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer Parterre mit dem mit ihm aus der Akademie gekommenen Lieutenant Kapff (in Ostindien gestorben). Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines „Magazins“ überraschen und erfreuen konnte: da war die Welt unser.

So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und der an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen 2c., nichts anzutreffen war als in einem Eck ganze Ballen der „Räuber“, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.

Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des „Schwäbischen Musenalmanachs“ und Anführer der poetischen Zunft im Lande, Schillers „Anthologie“ das Dasein, weniger, nach Schillers Sinn, um zu rivalisiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probiren. Das „schwäbische Repertorium“ kam später, und als man schon von den „Räubern“ mit Bedeutung sprach, heraus. Für Schiller sollte diese periodische Schrift dienen, kritische Ansichten über seine andern Producte an den Mann zu bringen. Die meisten Gedichte in der „Anthologie“ sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche, poetische Recruten eher abschreckte als anzog.

Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes andern weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf; man weiß aber, wie ihn gerade dieß aus dem Vaterland vertrieb. Er ging, und so wurde er eigentlich in seine nachherige glänzende Laufbahn verstoßen. Schillers Stimmung war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wacht zubrachte. Der zweite Morgen sah ihn nicht mehr in Württemberg; seine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Sensation, die dieß Verschwinden machte, ist nicht der Mühe werth zu sprechen.

Die meisten sahen hierin ein Pendant zu den „Räubern.“ — Schiller schrieb mir von Mannheim, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werke, daß Schiller eine Tochter des speculativen Herrn Schwan heirathen sollte, aber es wurde nichts.

Schillers frühere, ihn am meisten anziehende Lecture waren Shakespeare und Plutarch. In der Akademie hatten wir eine so zu sagen mechanische monotone Berührung mit andern Menschen, entweder trockenen Aufsehern oder jungen Schwärmern. Diese Isolirung mit ideellen Vorstellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Unkenntniß der Gesellschaft und ihrer Verhältnisse fort. Diese Umstände erklären, deucht mich, viel die Richtung und Ausbildung Schillers. Dieser große Geist planirte so zu sagen über den höchsten Höhen und Tiefen des Menschen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Wesen erfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten, er weiß die geheimen mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu rühren, zu erschüttern; aber andere haben vielleicht den ganzen Menschen in Saft und Blut, in seiner durch Modificationen der Verhältnisse ausgebildeten Individualität und Identität besser geschildert. — Von den epoquemachenden neuern Dichtern war Goethe sein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während „Werther“, nach meinem Gefühl jetzo noch einer der vorzüglichsten deutschen Romane, uns ganz fesselte, Schiller mehr an andern Producten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er sich an der Rolle des Beaumarchais in „Clavigo“. — Einige kräftige Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erscheinung starken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die „Fürstengruft“. Er wallfahrtete deßwegen ein paarmal auf den Asperg, um den damalen noch scharf Surveillirten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines

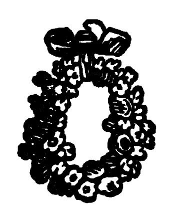
steifen aufpassenden Sergeanten oder des Festungscommandanten konnte die Mittheilung nur flach sein. Schiller hatte kein fortgesetztes etablirtes Verhältniß mit Schubart. — Außer Klopstock war Uz von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als ersterer goutirt. — Schiller trieb Anfangs sein Fach als Arzt mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder geriethen noch zum Besten recensirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk.

Schiller war von langer gerader Statur, langgespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournure. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart, und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlider waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schillers Stimme war kreischend, unangenehm, er konnte sie eben so wenig beherrschen als den Affect seiner Gesichtszüge; dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich aus Marmor gehauen.

Schillers Vater war von einem ganz verschiedenen äußern

Schlag als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich mild war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Cameraden gebacken und gebraten!

Unter Schillers Lehrern wurde der engelgleiche Mann, der Professor der Philosophie Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und sehr genereuser Unterstützer in der Noth. Während unserer ersten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte nicht nur in der speculativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben: das war sein Mitzögling Lempp.*) Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm. In jener letzten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte, war es auch für Schillers sehr gerührte Seele das Tröstendste, Genügendste, mir diesen mir noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Capital wäre ich sehr arm geblieben.



*) Gestorben 1819 als Geheimerath in württembergischen Diensten.

45. Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785.

Johann Kaspar Schiller, geboren 1723, war der Vater unseres Dichters und ein Mann von sehr vielen Fähigkeiten, die er auf die beste würdigste Weise verwendete, und die sowohl von seiner Umgebung als auch von seinem Fürsten auf das vollständigste anerkannt wurden.

In seiner Jugend wählte er zum Beruf die Wundarzneikunde und ging, nachdem er sich hierin ausgebildet, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre mit einem bayerischen Husarenregiment nach den Niederlanden, von wo er nach geschlossenem Frieden in sein Vaterland Württemberg zurückkehrte und sich 1749 zu Marbach, dem Geburtsorte seiner Gattin, verheirathete. Dem höher strebenden und mehr, als zu seinem Fache damals nöthig war, ausgebildeten Geiste dieses Mannes konnte aber der kleine enge Kreis, in dem er sich jetzt bewegen mußte, um so weniger zusagen, als er durchaus nichts Erfreuliches für die Zukunft erwarten ließ, und er auch bei früheren Gelegenheiten, wo er gegen den Feind als Anführer in den Vorpostengefechten diente, Kräfte in sich hatte kennen lernen, deren Gebrauch ihm edler so wie für sich und seine Familie nützlicher schien als dasjenige, was er bisher zu seinem Geschäft gemacht hatte. Er verließ daher bei dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, an welchem der Herzog gegen Preußen Theil nahm, die Wundarzneikunde gänzlich, suchte eine militärische Anstellung und erhielt solche 1757 als Fähnrich und Adjutant bei dem Regiment Prinz Louis um so leichter, da er schon früher den Ruhm eines tapfern Soldaten und umsichtigen Anführers sich erworben hatte.

So lange als das württembergische Corps im Felde stand, machte er diesen Krieg mit, benützte aber die Zeit der Winterquartiere, um mit Urlaub nach Hause zu kehren, und war im November 1759 bei der Geburt seines Sohnes, der auch der

einzige blieb, gegenwärtig. Nach geschlossenem Frieden wurde er in dem schwäbischen Gränzstädtchen Lorch als Werbofficier mit Hauptmannsrang angestellt, bekam aber, so wie die zwei Unterofficiere, die ihm beigegeben waren, während drei ganzer Jahre nicht den mindesten Sold, sondern mußte diese ganze Zeit über sein Vermögen im Dienste seines Fürsten zusetzen. Erst als er dem Herzog eine nachdrückliche Vorstellung einreichte, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann bestehen oder auf seinem Posten bleiben könne, wurde er abgerufen und in der Garnison von Ludwigsburg angestellt, wo er dann später seinen rückständigen Sold in Terminen nach und nach erhielt. Sowohl während der langen Dauer des Krieges als auch in seinem ruhigen Aufenthalte zu Lorch war sein lebhafter beobachtender Geist immer beschäftigt, neue Kenntnisse zu erwerben und diejenigen, welche ihn besonders anzogen, zu erweitern. Den Blick unausgesetzt auf das Nützliche, Zweckmäßige gerichtet, war ihm schon darum Botanik am liebsten, weil ihre richtige Anwendung dem Einzelnen so wie ganzen Staaten Vortheile verschafft, die nicht hoch genug gewürdigt werden können. Da zu damaliger Zeit die Baumzucht kaum die ersten Grade ihrer jetzigen hohen Cultur erreicht hatte, so verwendete er auf diese seine besondere Aufmerksamkeit und legte in Ludwigsburg eine Baumschule an, welche so guten Erfolg hatte, daß der Herzog, gerade damals mit dem Bau eines Lustschlosses beschäftigt, ihm 1775 die Oberaufsicht über alle herzustellenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen übertrug.

Hier hatte er nun Gelegenheit, nicht nur alles, was er wußte und versuchen wollte, im Großen anzuwenden, sondern auch seine Ordnungsliebe und Menschenfreundlichkeit auf das wirksamste zu beweisen. Um seine Erfahrungen in der Baumzucht, welche nach der Absicht seines Fürsten für ganz Württemberg als Regel dienen sollten, auch dem Auslande nutzbringend zu machen, sam-

melte er solche in einem kleinen Werke, „Die Baumzucht im Großen“, wovon die erste Auflage zu Neustrelitz 1795 und die zweite 1806 zu Gießen erschien.

Auch außer seinem Berufe war die Thätigkeit dieses seltenen Mannes ganz außerordentlich. Sein Geist rastete nie, stand nie still, sondern suchte immer vorwärts zu schreiten. Er schrieb Aufsätze über ganz verschiedene Gegenstände und beschäftigte sich sehr gern mit der Dichtkunst, zu welcher er eine natürliche Anlage hatte.

Es ist nicht wenig zu bedauern, daß von seinen vielen Schriften und Gedichten weiter nichts als obiges Werkchen unter die Augen der Welt kam, wäre es auch nur, um einigermaßen beurtheilen zu können, wie viel der Sohn im Talent zum Dichter und Schriftsteller vom Vater als Erbtheil erhalten habe. Der Herzog, der ihm endlich den Rang als Major ertheilte, schätzte ihn sehr hoch; seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn eben so wegen seiner Unparteilichkeit als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten; Gattin und Kinder bewiesen durch Hochachtung und herzlichste Zuneigung, wie sehr sie ihn verehrten.

Von Person war er nicht groß. Der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt. Besonders schön war seine hohe gewölbte Stirne, die, durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ. Nachdem er seine heißesten Wünsche für das Glück und den Ruhm seines einzigen Sohnes erfüllt gesehen und den ersten Enkel seines Namens auf den Armen gewiegt hatte, starb er 1796 im Alter von 73 Jahren an den Folgen eines vernachlässigten Katarrhs nach achtmonatlichen Leiden in den Armen seiner Gattin und der ältesten Tochter, die von Meiningen herbeigeeilt war, um mit der Mutter die Pflege des Vaters zu theilen, zugleich auch die schwere Zeit des damaligen Krieges und ansteckender Krankheiten ihnen übertragen zu helfen.

Die Mutter des Dichters, Elisabetha Dorothea Kodweiß, war aus einem altadeligen Geschlecht entsprossen, das sich von Kattwitz nannte und durch unglückliche Zeitumstände Ansehen und Reichthum verloren hatte. Ihr Vater, der schon den Namen Kodweiß angenommen, war Holzinspector zu Marbach. Eine fürchterliche Überschwemmung beraubte ihn dort seines ganzen Vermögens. Aus Noth griff er nun, um seine Familie nicht darben zu lassen, zu gewerblichen Mitteln, bei welchen er jedoch nichts vernachlässigte, was die Bildung des Herzens und Geistes seiner Kinder befördern konnte.

Diese edle Frau war groß, schlank und wohl gebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge denkende Frau an. Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, die ihre Kinder auf das zärtlichste liebte, sie mit größter Sorgfalt erzog, besonders aber auf ihre religiöse Bildung so früh, als es räthlich war, durch Vorlesen und Erklären des neuen Testaments einzuwirken suchte.

Gute Bücher liebte sie leidenschaftlich, zog aber, was jede Mutter thun sollte, Naturgeschichte, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, passende Gedichte so wie geistliche Lieder allen andern vor. Auf den Spaziergängen leitete sie die Aufmerksamkeit der zarten Gemüther auf die Wunder der Schöpfung, die Größe, Güte und Allmacht ihres Urhebers. Dabei wußte sie ihren Reden so viel Überzeugendes, so viel Gehalt und Würde einzuflechten, daß es ihnen in späten Jahren noch unvergeßlich blieb. Ihre häusliche Lage war bei dem geringen Einkommen ihres Gatten sehr beschränkt, und es erforderte die aufmerksamste Sparsamkeit, sechs Kinder standesgemäß zu erhalten und sie in allem Nothwendigen unterrichten zu lassen.

Die allgemeine Lebensart und Sitte, welche damals in Würt-

temberg herrschte, erleichterte jedoch eine gute Erziehung um so mehr, als eine Abweichung von Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Rechtschaffenheit so wie der aufrichtigsten Verehrung Gottes als ein großer Fehler angesehen und scharf getadelt worden wäre. Die Begriffe von Redlichkeit, Aufopferung, Uneigennützigkeit suchte man damals jedem Kinde in das Herz zu prägen. In der Schule wie zu Hause wurde auf die Ausübung dieser Tugenden ein wachsames Auge gehalten. Die Vorbereitungen zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses waren größtentheils Prüfungen des vergangenen Lebens so wie eindringende Ermahnungen, daß alles Thun und Lassen Gott und den Menschen gefällig einzurichten sei. . . .

In diesem Lande, unter solchen Menschen lebten die Eltern unseres Dichters, und nach solchen frommen Grundsätzen erzogen sie auch ihre Kinder. Die Eindrücke dieser tief wirkenden Leitung konnten nie erlöschen: sie begleiteten die Kinder durch das ganze Leben, ermuthigten in den schwersten Prüfungen die Töchter und sprechen sich mit der höchsten Wärme in den meisten Werken des Sohnes aus.

Auch diese gute geliebte Mutter erlebte noch den ersehnten Augenblick, ihren einzigen Sohn und Liebling als glücklichen Gatten und Vater, mit errungenem Ruhm gekrönt, im Vaterlande selbst umarmen zu können.

Ein sanfter Tod entriß sie den Ihrigen im Jahr 1802. Ihre Ehe, die ersten acht Jahre unfruchtbar, ward endlich durch sechs Kinder beglückt, von denen gegenwärtig nur noch Dorothea Luise Schiller, geboren 1766, an den Stadtpfarrer Frankh zu Möckmühl im Württembergischen verheirathet, und Elisabetha Christophina Friederika Schiller, geboren 1757, Witwe des verstorbenen Bibliothekars und Hofraths Reinwald zu Meiningen, am Leben sind. Die jüngste Schwester, Nanette, geboren 1777, verschied in Folge eines ansteckenden Nervenfiebers, das durch ein auf der

Solitude anwesendes Feldlazareth verbreitet wurde, in ihrer schönsten Blüthe schon im achtzehnten Jahre. Zwei andere Kinder starben bald nach der Geburt.

Dem Bruder an Gestalt, Geist und Gemüth am ähnlichsten ist die edle Reinwald, zu welchen Eigenschaften sich noch eine Handschrift gesellt, welche der des Dichters so ähnlich ist, daß man sie davon kaum unterscheiden kann. . . .

Unser Dichter, Johann Christoph Friedrich Schiller, wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Obwohl Marbach damals nicht der Wohnort seiner Eltern war, so hatte sich dennoch seine Mutter dahin begeben, um in ihrem Geburtsort, in der Mitte von Verwandten und Freunden das Wochenbett zu halten.

Über die ersten Kinderjahre Schillers läßt sich mit Zuverlässigkeit nichts weiter angeben, als daß seine Erziehung mit größter Liebe und Aufmerksamkeit besorgt wurde, indem er sehr zart und schwächlich schien.

Erst von dem Jahr 1763 an werden die Nachrichten bestimmter und verbürgen, daß der Knabe seinen ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Lateinischen und Griechischen von dem Pastor Moser mit dessen Söhnen zugleich in Lorch, einem schwäbischen Gränzstädtchen, erhielt, wohin sein Vater, wie oben erwähnt, als Werbofficier versetzt ward.

Damals schon, im Alter von vier bis fünf Jahren, hatte er ein sehr tiefes religiöses Gefühl so wie eine sich täglich aussprechende Neigung zum geistlichen Stande. So wie ihn eine ernste Vorstellung, ein frommer Gedanke ergriff, versammelte er seine Geschwister und Gespielen um sich her, legte eine schwarze Schürze als Kirchenrock um, stieg auf einen Stuhl und hielt eine Predigt, deren Inhalt eine Begebenheit, die sich zugetragen, ein geistliches Lied oder ein Spruch war, worüber er eine Auslegung machte. Alle mußten mit größter Ruhe und Stille zuhören; denn

wie er den geringsten Mangel an Aufmerksamkeit oder Andacht bei der kleinen Gemeinde wahrnahm, wurde er sehr heftig und verwandelte sein anfängliches Thema in eine Strafpredigt.

So voll Begeisterung, Kraft und Muth diese Reden auch waren, so zeigte in den häuslichen Verhältnissen sein Charakter dennoch nichts von jener Heftigkeit, Eigensinn oder Begehrlichkeit, welche die meisten talentvollen Knaben so lästig machen, sondern war lauter Freundschaft, Sanftmuth und Güte.

Gegen seine Mutter bewies er die reinste Anhänglichkeit so wie gegen die Schwestern die wohlwollendste Verträglichkeit und Liebe, welche von allen auf das herzlichste, besonders thätig aber von der ältesten, der noch lebenden Frau Hofrath Reinwald, erwidert wurde, die öfters, obwohl sie unschuldig war, die harten Strafen des Vaters mit dem Bruder theilte.

Obwohl ihn der Vater sehr liebte, so war er doch wegen eines Fehlers, durch den die sparsamen Eltern oft nicht wenig in Verlegenheit gesetzt wurden, hart und strenge gegen ihn. Der Sohn hatte nämlich denselben unwiderstehlichen Hang, hülfreich zu sein, welchen er später in „Wilhelm Tell" mit den wenigen Worten: „Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte" so treffend schildert.

Nicht nur verschenkte er an seine Cameraden dasjenige, über was er frei verfügen konnte, sondern er gab auch den ärmeren Bücher, Kleidungsstücke, ja sogar von seinem Bette.

Hierin war die älteste Schwester, die gleichen Hang hatte, seine Vertraute, und über diese, da sie, um den jüngern Bruder zu schützen, sich als Mitschuldige bekannte, ergingen nun gleichfalls Strafworte und sehr fühlbare Züchtigungen.

Da die Mutter sehr sanft war, so ersannen die beiden Geschwister ein Mittel, der Strenge des Vaters zu entgehen. Hatten sie so gefehlt, daß sie Schläge befürchten mußten, so gingen sie zur Mutter, bekannten ihr Vergehen und baten, daß *sie* die

Strafe an ihnen vollziehe, damit der Vater im Zorne nicht zu hart mit ihnen verfahren möchte.

So scharf aber auch öfters die zu große Freigebigkeit des Sohnes von dem Vater geahndet wurde, so wenig verkannte dieser dennoch die übrigen seltenen Eigenschaften des Knaben. Er liebte ihn nicht nur wegen seiner Begierde, etwas zu lernen, und wegen der Fähigkeit, das Erlernte zu behalten, sondern besonders auch wegen seines biegsamen zartfühlenden Gemüthes.

Da sich bei dem Sohne die Neigung zum geistlichen Stande so auffallend und anhaltend aussprach, so war ihm der Vater um so weniger hierin entgegen, da dieser Stand in Württemberg sehr hoch geschätzt wurde, auch viele seiner Stellen eben so ehrenvoll als einträglich waren.

Als die Familie 1766 nach Ludwigsburg ziehen mußte, wurde der junge Schiller sogleich in die Vorbereitungsschulen geschickt, wo er neben dem Lateinischen und Griechischen auch Hebräisch, als zu dem gewählten Beruf unerläßlich, erlernen mußte.

In den Jahren 1769 bis 1772 war er viermal in Stuttgart, um sich in den vorläufigen Kenntnissen zur Theologie prüfen zu lassen, und bestand jederzeit sehr gut. Sein Fleiß konnte nur wenige Zeit durch körperliche Schwäche, welche durch das schnelle Wachsen veranlaßt wurde, unterbrochen werden; denn wie seine Gesundheit kräftiger wurde, brachte er das Versäumte mit solchem Eifer ein und lag so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm der Lehrer befehlen mußte, hierin Maß zu halten, indem er sonst an Geist und Körper Schaden leiden würde. Theilnehmend, wohlwollend und gefällig für die Wünsche seiner Mitschüler, konnte er sich den jugendlichen Spielen leicht hingeben und in Gesellschaft das mitmachen, was er allein wohl unterlassen hätte. Bei einer solchen Gelegenheit, kurz vor dem Zeitpunct, wo er in der Kirche sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen sollte, sah ihn einst die fromme Mutter, und ihre Vorwürfe über seinen

Muthwillen machten so vielen Eindruck auf ihn, daß er noch vor der Confirmation seine Empfindungen zum erstenmal in Gedichten aussprach, die religiösen Inhalts waren.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher er in eines der Vorbereitungsinstitute aufgenommen werden sollte, welche Jünglingen, noch ehe sie die Universität beziehen konnten, gewidmet waren, mit um so größerm Eifer ergab er sich nun seinen Studien.

Ohne Zweifel würde die Welt an Schillern einen Theologen erhalten haben, der durch bilderreiche Beredsamkeit, eingreifende Sprache, Tiefe der Philosophie und deren richtige Anwendung auf die Religion Epoche gemacht und alles Bisherige übertroffen haben würde, wenn nicht seine Laufbahn gewaltsam unterbrochen und er zum Erlernen von Wissenschaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte oder denen er nur durch die höchste Selbstüberwindung einigen Geschmack abgewinnen konnte.

Der Herzog von Württemberg hatte nämlich schon im Jahr 1770 auf seinem Lustschlosse Solitude eine militärische Pflanzschule errichtet, die so guten Fortgang hatte, daß die Lehrgegenstände, welche anfänglich nur auf die schönen Künste beschränkt waren, bei anwachsender Zahl der Zöglinge auch auf die Wissenschaften ausgedehnt wurden.

Um die fähigsten jungen Leute kennen zu lernen, wurde von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Nachfrage gehalten, und diese empfahlen 1772 unter andern guten Schülern auch den Sohn des Hauptmanns Schiller als den vorzüglichsten von allen. Sogleich machte der Herzog dem Vater den Antrag, seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten und in allem freihalten lassen zu wollen.

Dieses großmüthige Anerbieten, das manchem so willkommen war, verursachte aber in der ganzen Schiller'schen Familie die größte Bestürzung, indem es nicht nur den so oft besprochenen

Plan aller vereitelte, sondern auch dem Sohn jede Hoffnung raubte, sich als Redner, als Schriftsteller und geistlicher Dichter einst auszeichnen zu können.

Weil jedoch damals für die Theologie in dieser Anstalt noch kein Lehrstuhl war, auch der junge Schiller schon alle Vorbereitungsstudien für diesen Stand gemacht hatte, so versuchte der Vater diese Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzuwenden, die auch so guten Erfolg hatte, daß der Herzog selbst erklärte, auf diese Art könne er in der Akademie ihn nicht versorgen. Einige Zeitlang schien der Fürst den jungen Schiller vergessen zu haben. Aber ganz unvermuthet stellte er noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Akademie zu geben, wo ihm die Wahl des Studiums frei gelassen würde und er ihn bei seinem Austritt besser versorgen wolle, als es im geistlichen Stande möglich wäre.

Die Freunde der Familie so wie diese selbst sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs, das man nun als einen Befehl annehmen mußte, nicht Folge geleistet würde, und mit zerrissenem Gemüth fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen.

Man mußte also den Ausspruch des Gebieters erfüllen und konnte sich für das Aufgeben so lange genährter Wünsche nur dadurch einigermaßen für entschädigt halten, daß die weitere Erziehung des Jünglings keine großen Unkosten verursachen und eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten ihm einst gewiß sein würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter und Schwestern beitrug, war die Nähe des Institutes, die Gewißheit, den Sohn und Bruder jeden Sonntag sprechen zu können, dann die große Sorgfalt, welche man für die Gesundheit der Zöglinge anwen-

dete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disciplin um vieles gemildert wurde.

Mißmuthigen Herzens verließ der vierzehnjährige Schiller 1773 das väterliche Haus, um in die Pflanzschule aufgenommen zu werden, und wählte zu seinem Hauptstudium die Rechtswissenschaft, weil von dieser allein eine den Wünschen seiner Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war. Aber sein feuriger schwärmerischer Geist fand in diesem Fache so wenig Befriedigung, daß er es sich nicht verwehren konnte, dem Bekenntniß, welches jeder Zögling über seinen Charakter, seine Tugenden und Fehler jährlich aufsetzen mußte, schon das erstemal die Erklärung beizufügen: „er würde sich weit glücklicher schätzen, wenn er seinem Vaterland als Gottesgelehrter dienen könnte.“

Auf diesen eben so schön als bescheiden ausgesprochenen Wunsch wurde jedoch keine Rücksicht genommen. Das Studium der Rechtswissenschaft mußte fortgesetzt werden und wurde auch mit allem Fleiß und Eifer von ihm betrieben. Aber nach Verlauf eines Jahres beschied der Herzog den Vater Schillers wieder zu sich, um ihm zu sagen: „daß, weil gar zu viele junge Leute in der Akademie Jura studirten, seinem Sohne eine so gute Anstellung bei seinem Austritt nicht werden könne, wie er selbst gewünscht hätte. Der junge Mensch müsse Medicin studiren, wo er ihn dann mit der Zeit sehr vortheilhaft versorgen wolle.“

Ein neuer Kampf für den Jüngling! Neue Unruhe für seine Eltern und Geschwister! Schon einmal hatte der zartfühlende Sohn aus Rücksicht für seine Angehörigen die Neigung zu einem Stande aufgeopfert, den ihm die Vorsehung ganz eigentlich bestimmt zu haben schien. Jetzt sollte er ein zweites Opfer bringen. Er sollte, nachdem er ein volles Jahr der Rechtswissenschaft gewidmet, ein anderes Fach ergreifen, gegen das er die gleiche Abneigung wie gegen das zuerst erwählte an den Tag legte. Je-

doch der beugsame kindliche Sinn, der ihn auch später in allen Vorfällen seines Lebens nie verließ, machte ihm diesen schweren Schritt möglich, und er unterwarf sich dem, was man über ihn bestimmt hatte.

Für den Vater war es zugleich nicht wenig lästig, daß er die zahlreichen, zum Rechtsstudium erforderlichen Werke ganz unnützerweise angeschafft hatte und nun für das neue Fach noch viel größere Ausgaben machen mußte, indem nur den gänzlich Unvermögenden die nöthigen Bücher von der Akademie verabfolgt wurden.

Als der junge Schiller in die Classe der Mediciner übertreten mußte, war er in seinem sechszehnten Jahre, und so ungern er auch die neue Wissenschaft ergriff, indem er nicht hoffen konnte, sich jemals recht innig mit ihr zu befreunden, so fand er sie doch nach kurzer Zeit um vieles anziehender, als er sich vorgestellt hatte; denn die verschiedenen Theile derselben, so trocken auch ihre Einleitung sein mochte, behandelten doch alle ohne Ausnahme die lebendige Natur und versprachen ihm einst bei dem Menschen neue Aufschlüsse über die Wechselwirkung des Körperlichen und des Geistigen auf einander. Sein schon von Jugend auf sehr starker Hang zum Forschen, zum tiefen Nachdenken wurde durch die Hoffnung angefeuert, hier einst Entdeckungen machen zu können, die seinen Vorgängern entschlüpft wären, oder daß es ihm vielleicht gelingen würde, die in so großer Menge zerstreuten Einzelnheiten auf wenige allgemeine Resultate zurückzuführen. Aber bei allen diesen reizenden Vorahnungen und ungeachtet der vorgeschriebenen Ordnung, die auch sehr streng gehalten werden mußte, benutzte er doch jede freie Minute, um sich mit der Geschichte, der Dichtkunst oder den Schriften zu beschäftigen, welche den Geist, das Gemüth oder den Witz anregen, und vermied solche, bei denen der kalte überlegende Verstand ganz allein in Anspruch genommen wird. Unter den Dichtern war es Klopstock, der

sein Gefühl, das noch immer am liebsten bei den ernsten erhabenen Gegenständen der Religion verweilte, am meisten befriedigte. Seinen eigenen Genuß an diesen Werken suchte er auch seiner ältesten Schwester wenigstens in dem Maße zu verschaffen, als es durch briefliche Mittheilung in Erklärung der schönsten und schwersten Stellen möglich war. In seiner jugendlichen Unschuld, den hohen Stand noch gar nicht ahnend, zu dem ihn die Vorsehung erwählt und mit allen ihren göttlichen Gaben so überschwänglich reich betheilt hatte, konnte er wohl öfters die entschiedene Neigung für dichterische oder andere Geisteswerke als eine bloße Belustigung für seine Phantasie betrachten und sich Vorwürfe darüber machen, wenn dadurch so manche Stunde seinem Berufsstudium entzogen wurde. Aber eine innere beruhigende Stimme rief ihm dann zu: Ist der große Arzt, der große Naturforscher Haller nicht auch zugleich ein großer Dichter? Wer besang die Wunder der Schöpfung schöner und herrlicher als Haller?

„Du hast den Elephant aus Erde aufgethürmt,
Und seinen Knochenberg beseelt“

war ein Ausdruck, den Schiller nebst so vielen andern dieses Dichters nicht nur damals, sondern auch dann noch mit Bewunderung anführte, als seine erste Jugendzeit längst verflogen war.

Jedoch nicht nur das Beispiel Hallers erleichterte ihm die Selbstentschuldigung wegen seines Hangs für die Dichtkunst, sondern es waren in der Abtheilung, in welche er jetzt versetzt war, noch mehrere Zöglinge, die eine gleiche Leidenschaft für Genüsse des Geistes und Gemüthes hatten, unter denen sich Petersen, Hoven, Massenbach und andere als Dichter oder Schriftsteller später bekannt gemacht haben. Je erkünstelter der Fleiß war, mit dem diese jungen Leute ihr Hauptstudium trieben, je gieriger suchten sie Erholung in dichterischen Werken, von denen endlich die von Goethe und Wieland ihnen die liebsten waren. Ihre natürlichen

Anlagen verleiteten sie, bei dem bloßen Lesen und Genießen nicht stehen zu bleiben, sondern ihre Kräfte auch an eigenen Aufsätzen oder poetischen Darstellungen zu versuchen. Und daß keiner seine Arbeit den anderen verheimlichte, daß jeder mit größter Offenheit getadelt oder gelobt wurde, daß diese Jünglinge sich in ungewöhnlichen oder verwegenen Dichtungen zu überbieten suchten, war eine natürliche Folge ihrer Jahre und des Zwanges, dem sie unterworfen waren. Die gleiche Lieblingsneigung, die sie nur verstohlnerweise befriedigen durften, die gleiche Subordination, unter die sie ihren Willen beugen mußten, ketteten sie so fest an einander, daß sie in der Folge sich nie trafen, ohne ihre Freude durch die fröhlichste Laune, oft durch wahren Jubel zu bezeugen.

Unter allen diesen Schriften aber machten diejenigen, die für das Theater geschrieben waren, den meisten Eindruck auf den jungen Schiller. Jede Handlung im Ganzen, jede Scene im Einzelnen weckte in ihm eine der schlummernden Kräfte, deren die Natur für diese Dichtungsart so viele in ihn gelegt hatte, und die so reizbar waren, daß er mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden brauchte, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern. In seinem zehnten Jahre hatte er zwar schon in Ludwigsburg Opern gesehen, die der Herzog mit allem Pomp, mit aller Kunst damaliger Zeit aufführen ließ. So neu und wundervoll dem empfänglichen Knaben der schnelle Wechsel prachtvoller Decorationen, das Anschauen künstlicher Elephanten, Löwen ꝛc., die Aufzüge mit Pferden, das Anhören großer Sänger, von einem trefflichen Orchester begleitet, der Anblick von Balletten, die von Noverre eingerichtet, von Vestris getanzt wurden, so sehr dieses alles, vereinigt, ihn auch außer sich versetzen mußte, so hatte es doch nur die äußern Sinne des Auges, des Ohres berührt, aber Gefühl und Gemüth weder angesprochen noch befriedigt. Dagegen waren „Julius von Tarent", „Ugolino", „Götz von Berlichingen" und, einige Jahre vor seinem Austritt, alle Stücke von

Shakespeare diejenigen Werke, welche mit allen seinen Gedanken und Empfindungen so übereinstimmten, seines Geistes sich dergestalt bemeisterten, daß er schon in seinem siebenzehnten Jahre sich an dramatische Versuche wagte und das später so berühmte Trauerspiel „Die Räuber“ zu entwerfen anfing. Gaben die genannten Schriften seiner Vorliebe für dramatische Poesie schon überflüssige Nahrung, so wurde seine Neigung, so wie für schöne Kunst überhaupt, schon dadurch unterhalten und bestärkt, daß er mit jenen Zöglingen, die sich für die Bühne, die Tonkunst oder Mahlerei bestimmt hatten, im genauen Umgange stand. Denn so streng auch in dieser Akademie darauf gehalten wurde, daß jeder die Gegenstände seines künftigen Berufes auf das gründlichste erlerne, so war, wenn diesen Forderungen Genüge geleistet wurde, der Umgang der Zöglinge unter einander gar nicht so beschränkt, daß sie ihre freien Stunden nicht hätten nach ihrem Willen benützen dürfen, wenn dieser die allgemeine Ordnung nicht störte. Auch war es denjenigen unter ihnen, die Gefallen daran fanden, alle Jahre einigemal erlaubt, Theaterstücke in einem akademischen Saale aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls von Jünglingen besetzt werden mußten. Schiller konnte dem Drange nicht widerstehen, sich auch als Schauspieler zu versuchen, und übernahm im „Clavigo“ eine Rolle, die er aber so darstellte, daß sein Spiel noch lange nachher sowohl ihm als seinen Freunden reichen Stoff zum Lachen und zur Satire verschaffte.

Es konnte jedoch nicht anders kommen, als daß diese dichterischen Zerstreuungen nur zum Nachtheil seiner medicinischen Studien genossen wurden und daß er manchen Verdruß mit seinem Hauptmann so wie öfters Vorwürfe von seinen Professoren sich zuzog, wenn er das aufgegebene Pensum nicht gehörig ausgearbeitet hatte.

Und dennoch, sowohl aus Liebe zu seinen Eltern, denen er Freude zu machen wünschte, als aus Ehrgeiz und edlem Stolze,

war sein Fleiß aufrichtiger und größer als der seiner Mitschüler. Aber geschah es denn mit seinem Willen, daß ihn mitten im eifrigsten Lernen Bilder überraschten, die mit denen, die das Buch darbot, nicht die mindeste Ähnlichkeit hatten? War es seine Schuld, daß er anatomische Zeichnungen, Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umherschweifte? Oder konnte er es seiner ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie selbst in den Collegien, wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seine Ideen von dem Vortrage wegriß und seinen Geist auch den ernstlichsten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete? Nichts von allem diesem. Ganz unfreiwillig mußte er sich diesen Störungen unterwerfen. Wie durch eine zauberische Gewalt herbeigeführt, gährten in seinem Innern Bilder und Entwürfe, die immer stärker andrängten, je mehr der Mann sich in ihm entwickelte und seine Vorstellungen sich bereicherten.

Er selbst sah sehr gut ein, daß er bei diesem nicht ungetheilten Treiben seiner Berufswissenschaft sehr spät das Ziel erreichen würde, welches er sich vorgesetzt hatte, und ob auch seine Lehrer die treffenden Bemerkungen und Antworten von ihm weit höher als den mechanischen Fleiß der andern achteten, so stellte er doch zu große Forderungen an sich selbst, als daß ihm seine bisherigen Fortschritte hätten genügen können. Er beschloß daher in seinem achtzehnten Jahre, so lange nichts anderes, als was die Medicin betreffe, zu lesen, zu schreiben oder auch nur zu denken, bis er sich das Wissenschaftliche davon ganz zu eigen gemacht hätte. Der ungeheuern Überwindung, die es ihn Anfangs kostete, ungeachtet, verfolgte er diesen Vorsatz mit solcher Festigkeit und studirte die ärztlichen Werke von Haller mit so viel unausgesetztem Eifer, daß er schon nach Verlauf von kaum drei Monaten

eine Prüfung darüber bestehen konnte, von welcher er die größten Lobsprüche einerntete. Diese außerordentliche Anstrengung, bei welcher er sich auch den kleinsten Genuß, selbst ein aufmunterndes Gespräch versagte, hatte zwar etwas nachtheilig auf seinen Körper gewirkt, dagegen aber ihn mit der Wissenschaft dergestalt vertraut gemacht, daß er nun mit größter Leichtigkeit auf die Anwendung derselben sowohl in ihren verschiedenen Fächern als in der Heilkunde selbst übergehen konnte.

Das höchste Opfer, welches er seinem künftigen Berufe bringen mußte, war eine so lange dauernde Entsagung der Dichtkunst, die bei ihm schon zur Leidenschaft geworden war. Aber er hatte sich von der Geliebten ja nur entfernt! Untreu konnte er ihr niemals werden; denn so wie er den Grad des Wissens, der ihn zum Meister der Arzneikunde machen sollte, einmal erobert hatte, kehrte er mit allem Feuer ungestillter Sehnsucht in die Arme der Göttin zurück und benutzte jeden freien Augenblick zur Ausarbeitung seines angefangenen Trauerspiels. Auch dichtete er außer vielen andern Sachen in diesem Zeitpunct eine Oper, „Semele“, die so großartig gedacht war, daß, wenn sie hätte aufgeführt werden sollen, alle mechanische Kunst des Theaters damaliger Zeit, und man darf sagen, auch der jetzigen, nicht ausgereicht haben würde, um sie gehörig darzustellen.

Das Praktische der Medicin kostete ihn nun weit weniger Mühe, als ihm das Theoretische verursacht hatte. Die Anwendung der vorgeschriebenen Regeln erhöhten sein Interesse schon darum, weil er ihre Wirkung beobachten und Bemerkungen darüber äußern konnte, die von seinen Professoren oft bewundert wurden. Die günstigen Zeugnisse, die sie ihm ertheilten, hatten für ihn die angenehme Folge, daß er mit dem Antritt seines zweiundzwanzigsten Jahres über eine von ihm selbst geschriebene Abhandlung öffentlich disputiren durfte und für fähig gehalten ward, nicht nur aus der Akademie treten, sondern auch eine ärztliche

Anstellung in herzoglichen Diensten bekleiden zu können. Er erhielt zu Ende des Jahrs 1780 bei dem in Stuttgart liegenden Grenadierregiment Augé die Stelle eines Arztes mit monatlicher Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung oder fünfzehn Gulden im Zwanzigguldenfuß.

Obwohl die Berufsfähigkeiten Schillers eine würdigere Auszeichnung verdient hätten und auch die Stelle nebst ihrem kleinen Sold sehr tief unter der Erwartung der Eltern war, die dem gegebenen Versprechen des Herzogs gemäß auf eine weit bessere Versorgung gezählt hatten, so durfte doch von keiner Seite ein Widerspruch erhoben oder eine Einwendung dagegen gemacht werden.

Und derjenige, der die größte Ursache zu klagen gehabt hätte, war am besten mit dieser Entscheidung zufrieden, weil nun seine Thätigkeit freien Raum hatte und weil ihm der ungehinderte Gebrauch seiner Dichtergabe gestattet schien, die sich von Tag zu Tag stärker entwickelte; denn je mehr ihm der Zwang und die unabänderliche Regelmäßigkeit mißfiel, in welcher er sieben Jahre seiner schönsten Jugendzeit zubringen mußte, um so öfter und leidenschaftlicher beschäftigte er sich mit Entwürfen, wie er einst seine Freiheit genießen wolle; und als endlich die Hoffnung zur Selbstständigkeit sowohl ihm als seinen jungen Freunden in Gewißheit überzugehen anfing, war es ihre einzige angenehmste Unterhaltung, sich ihre Wünsche und Vorsätze hierüber mitzutheilen. Die letzteren betrafen jedoch hauptsächlich literarische Gegenstände, die so thätig in's Werk gesetzt wurden, daß Schiller sogleich nach dem Antritt seines Amtes das Schauspiel „Die Räuber“, das er in den vier letzten Jahren seines akademischen Aufenthaltes schrieb, gänzlich in Ordnung brachte und solches zu Anfang des Sommers 1781 im Druck herausgab.

Es wäre vergeblich, den Eindruck schildern zu wollen, den diese Erstgeburt eines Zöglings der hohen Karlsschule und, wie

man wußte, eines Lieblings des Herzogs in dem ruhigen harmlosen Stuttgart hervorbrachte, wo man nur mit den frommen sanften Schriften eines Gellert, Hagedorn, Ramler, Rabener, Uz, Cramer, Schlegel, Cronegk, Haller, Klopstock, Stolberg und ähnlicher den Geist nährte, wo man die Gedichte von Bürger, die Erzählungen von Wieland als das Äußerste anerkannte, was die Poesie in sittlichen Schilderungen sich erlauben darf, wo man „Ugolino“ für das schauderhafteste und „Götz von Berlichingen“ für das ausschweifendste Product erklärte, wo Shakespeare kaum einigen Personen bekannt war und wo gerade die „Leiden Siegwarts“, „Karl von Burgheim“ und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ das höchste Interesse der Leseliebhaber erregt hatten. Nur derjenige, der die genannten Schriften kennt, sich den ruhigen stillen Eindruck, den sie einst auf ihn machten, zurückruft und dann einige Auftritte aus den „Räubern“ lies't, nur der allein kann sich die Wirkung lebhaft genug vorstellen, welche diese in Rücksicht ihrer Fehler sowohl als ihrer Schönheiten außerordentliche Dichtung hervorbrachte. Die jüngere Welt besonders wurde durch die blendende Darstellung, durch die natürliche ergreifende Schilderung der Leidenschaften in die höchste Begeisterung versetzt, welche sich unverhohlen auf das lebhafteste äußerte.

Der Ruhm des Dichters blieb aber nicht auf sein Vaterland beschränkt. Ganz Deutschland ertönte von Bewunderung und Erstaunen, daß ein Jüngling seine Laufbahn mit einem Werke eröffne, womit andere sich glücklich preisen würden, die ihrige beschließen zu können.

Diese Lobeserhebungen, so schmeichelhaft sie auch seinem Ehrgeize waren, konnten ihn jedoch nicht in dem Grade berauschen, daß er geglaubt hätte, schon vieles oder gar alles erreicht zu haben, sondern waren eher ein Sporn für ihn, noch Größeres zu leisten.

Er veranstaltete im nämlichen Jahre noch die Herausgabe einer Sammlung Gedichte, die theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden schon in der Akademie bearbeitet worden waren, und ließ solche unter dem Titel „Anthologie“ 1782 erscheinen. Da auch das von dem Professor Balthasar Haug seit einigen Jahren herausgegebene „Schwäbische Magazin“ sich seinem Ende nahte, so beschloß er, in Gemeinschaft mit seinen Freunden die erlöschende Monatschrift als ein „Repertorium für Literatur“ fortzusetzen, was um so leichter zu Stande kam, je größer der Vorrath war, den sie schon früher gesammelt hatten. Mit wahrhaft jugendlichem Übermuth verfaßte er für diese Schrift in der Folge eine Recension seiner „Räuber“, welche so hart und beißend war, daß man nicht begreifen konnte, wie jemand es wagen mochte, eine Arbeit so streng zu tadeln, deren Glanz die meisten Leser verblendet und auch den größten Kennern Achtung abgenöthigt hatte. Der über diese Beurtheilung häufig geäußerte Tadel gewährte aber ihm desto mehr Belustigung, je weniger jemand außer einigen Freunden, die darum wußten, vermuthete, daß der Verfasser selbst diese scharfe Geißel über sich geschwungen.

Diese literarischen Beschäftigungen, welche eine lang gehegte Sehnsucht befriedigten, und bei welchen sich Schiller ganz in seinem Element befand, hätten ihm wenig zu wünschen übrig gelassen, wenn dadurch seine körperlichen Bedürfnisse eben so wie seine geistigen gehoben gewesen wären. Allein dieß konnte um so weniger der Fall sein, je kleiner in Stuttgart die Anzahl der Buchhändler oder derjenigen Leute war, die nicht nur lesen, sondern auch kaufen wollten. Es ließ sich schon für die „Räuber“ kein Verleger finden, der die Ausgabe auf seine Kosten wagen, noch minder aber etwas dafür honoriren wollte, daher der Dichter genöthigt war, sie auf eigene Kosten drucken zu lassen und, da seine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen.

Um zu versuchen, ob er nicht zu einigem Ersatz seiner Aus-

lagen gelangen könne, und um sein Werk auch im Ausland bekannt zu machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an Herrn Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, der durch den vortheilhaftesten Ruf bekannt war, und schickte ihm die fertigen Bogen zu, welche er, mit Bemerkungen begleitet, wieder zurück erhielt.

Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrak, wie grell und widerlich sich manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag, genug, in den letzten Bogen wurde einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt. . . .

So sehr Herr Schwan als Buchhändler Schillern nützlich zu werden suchte, so eifrig verwendete er sich bei dem damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters, Baron von Dalberg, damit dieses Stück für die Bühne brauchbar gemacht und aufgeführt werden könne. Dem zufolge forderte Baron von Dalberg den Dichter auf, nicht nur dieses Trauerspiel abzuändern, sondern auch seine künftigen Arbeiten für die Schauspielergesellschaft in Mannheim einzurichten. Schiller willigte um so lieber in diesen Vorschlag, je entfernter der Zeitpunct war, in welchem eine seiner Dichtungen auf dem Theater in Stuttgart hätte aufgeführt werden können, indem die Leistungen desselben bloß als Versuche von Anfängern gelten konnten. . . .

Je tiefer nun diese vaterländische Schaubühne unter dem Ideale stand, das Schillern von einem guten, besonders aber tragischen Schauspiel vorschwebte, um so lebhafter ergriff er den Vorschlag, sein Stück für eine Bühne zu bearbeiten, die nicht nur einen sehr großen Ruf hatte, sondern sich auch um so mehr als die erste in Deutschland achten durfte, da fast alle ihre Mitglieder in der Schule von Eckhof gebildet waren. Mit all dem

Eifer, den Jugend und Begeisterung zur Erreichung eines Zweckes, der für ihn das Höchste seiner Wünsche war, nur immer hervorbringen können, ging Schiller an die Umarbeitung seines Trauerspiels, die er sich weniger schwer dachte, als er in der Folge fand. Denn wäre es ihm auch leicht geworden, seinen hohen dichterischen Flug den Schranken der Bühne und den Forderungen des Publicums gemäß einzurichten, oder hätte er auch ohne Bedauern manche Scenen und Stellen aufgeopfert, die er und seine Freunde sehr hoch geschätzt hatten, so raubten ihm seine Berufsgeschäfte den ungehinderten Gebrauch der Zeit so wie die nöthige Stimmung, die eine solche Arbeit erfordert. Seinem ganzen Wesen, das nicht den mindesten Zwang ertragen konnte, war das immerwährende Einerlei der Lazarethbesuche und eben so das tägliche und genaue Erscheinen auf der Wachtparade, um seinem General den Rapport über die Kranken abzustatten, im höchsten Grad zuwider. Die unpoetische Uniform, aus einem blauen Rock mit schwarzem Sammtkragen, weißen Beinkleidern, steifem Hut und einem Degen ohne Quaste bestehend, sah er als ein Abzeichen an, das ihn unablässig an die Subordination erinnern solle. Am härtesten fiel ihm jedoch, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen und seine nur eine Stunde von Stuttgart wohnenden Eltern und Geschwister besuchen durfte. In seiner schönsten Jugendzeit mußte er diesen Umgang meistens nur auf schriftliche Unterhaltung beschränken, und jetzt, da er sich frei glauben durfte, war es ihm um so schmerzlicher, den Besuch seiner nächsten Angehörigen von der Laune seines Chefs erbitten zu müssen.

Die ganze Familie fand sich durch seine Anstellung als Regimentsarzt getäuscht, indem sie, als der Sohn seiner Neigung zur Theologie entsagen mußte, auf das von dem Herzog gegebene Versprechen fest baute, daß er ihn für die gemachte Aufopferung auf die vortheilhafteste Art schadlos halten würde.

Jedoch mußten alle sich fügen, und dem Sohne blieb nur der Trost, den er in seinen dichterischen Beschäftigungen fand, und nebenbei die Aussicht, sich dadurch im Auslande bekannt und seinen Wirkungskreis bedeutender zu machen. Er schrieb daher auch an Wieland, den er nicht allein wegen seiner Vielseitigkeit, sondern vorzüglich wegen der hohen Vollendung seiner Dichtungen außerordentlich hoch schätzte, und war überglücklich, als er von diesem großen Mann eine Antwort erhielt, die nicht nur das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schillers in vollem Maß anerkannte, sondern auch überhaupt sehr geistreich und schmeichelhaft war. Für die Freunde von Schiller, die an allem, was ihn betraf, mit dem wärmsten Eifer Antheil nahmen, war es eine Art von Fest, diesen Brief zu lesen, sowohl die schöne reine Schrift als die fließende Schreibart zu bewundern und sich über dessen Inhalt zu besprechen. Mit Stolz hoben sie es heraus, daß der Sänger der „Musarion" auch ein Schwabe sei und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten gebildetsten Welt vorgetragen werde.

Ähnliche Ermunterungen vom Auslande nebst dem Drange, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft verwirklicht zu sehen, stärkten den Muth des jungen Dichters und erhoben ihn über die Widerwärtigkeiten, welche ihm seine Lage täglich verursachte. Außer den vielen Unterbrechungen aber, die ihm sein Stand zur Pflicht machte, waren auch die Einwürfe des Baron Dalberg nichts weniger als dazu geeignet, ihn bei guter Laune für seine Arbeit zu erhalten, und man darf sich daher auch nicht wundern, daß er zur Umschmelzung seines Schauspiels so viele Monate brauchte, als es bei minderer Störung Wochen bedurft hätte.

Er besiegte jedoch alle Schwierigkeiten, so sehr sich auch sein ganzes Wesen Anfangs dagegen sträubte, und fühlte sich wie von der schwersten Last erleichtert, als er sein Manuscript für fertig halten und nach Mannheim absenden konnte. . . .

Endlich kam auch der so heftig gewünschte und ersehnte Tag heran, wo er seinen „Verlornen Sohn“, wie er Anfangs die „Räuber“ benennen wollte, in der Mitte Januars 1782 auf dem Theater in Mannheim darstellen sah. Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier 2c., waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit gaben und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheuerer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten. Der kleine Raum des Hauses nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde, eine Loge zu erhalten, ihre Sitze schon Mittags um Ein Uhr zu suchen und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte. Um die Veränderung der Coulissen leichter zu bewerkstelligen, machte man aus fünf Acten deren sechs, welche von fünf Uhr bis nach zehn Uhr dauerten. Die ersten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Lesen davon erwartete; aber die letzten drei enthielten alles, um auch die gespanntesten Forderungen zu befriedigen.

Vier der besten Schauspieler, welche Deutschland damals hatte, wendeten alles an, was Kunst und Begeisterung darbieten, um die Dichtung auf das vollkommenste und lebendigste darzustellen. Boeck als Karl Moor war vortrefflich, was Declamation, Wärme des Gefühls und den Ausdruck überhaupt betraf. Nur seine kleine untersetzte Figur störte Anfangs, bis der Zuschauer, von dem Feuer des Spiels fortgerissen, auch diese vergaß. Beil als Schweizer ließ nichts zu wünschen übrig; so wie auch Kosinsky durch die passende Persönlichkeit des Herrn Beck sehr gewann. Durch die Art aber, wie Iffland die Rolle des Franz Moor nicht nur durchgedacht, sondern dergestalt in sich aufgenommen hatte, daß sie mit

seiner Person eins und dasselbe schien, ragte er über alle hinaus und brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor, indem keine seiner Rollen, welche er früher und dann auch später gab, ihm die Gelegenheit verschaffen konnte, das Gemüth bis in seine innersten Tiefen so zu erschüttern, wie es bei der Darstellung des Franz Moor möglich war. Zermalmend für den Zuschauer war besonders die Scene, in welcher er seinen Traum von dem jüngsten Gericht erzählte, mit aller Seelenangst die Worte ausrief: „Richtet einer über den Sternen? Nein! Nein!“ und bei dem zitternd und nur halblaut gesprochenen, in sich gepreßten Worte: „Ja! Ja!“, die Lampe in der Hand, welche sein geisterbleiches Gesicht erleuchtete, zusammensank. Damals war Iffland sechsundzwanzig Jahre alt, von Körper sehr schmächtig, im Gesicht etwas blaß und mager. Dieser Jugend ungeachtet, war sein Spiel auch in den kleinsten Schattirungen so durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn sah, zurückließ. . . .

Schiller hatte sich, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, aus Stuttgart entfernt, um sein Schauspiel zu sehen; es wußten daher auch nur einige um seine Abwesenheit, und sie blieb für dießmal verborgen. Aber die Heiterkeit, welche vor der Abreise sein ganzes Wesen beseelt hatte, war nach seiner Rückkehr fast ganz verschwunden; denn so heftig er die Stunden des schöpferischen Genusses herbei gewünscht hatte, so mißvergnügt war er nun, daß er seine medicinischen Amtsgeschäfte wieder vornehmen und sich der militärischen Ordnung fügen mußte, da ihm jetzt nicht nur der Ausspruch der Kenner, der stürmische Beifall des Publicums, sondern hauptsächlich sein eigenes Urtheil die Überzeugung verschafft hatte, daß er zum Dichter, besonders aber zum Schauspieldichter geboren sei, und daß er hierin eine Stufe erreichen könne, die noch keiner seiner Nation vor ihm erstiegen. Jede Beschäftigung, die er nun unternehmen mußte, machte ihn

mißmuthig, und er achtete die Zeit, die er darauf verwenden mußte, als verschwendet. Es bedurfte wirklich auch einiger Wochen, bis sein aufgeregtes Gemüth sich wieder in die vorigen Verhältnisse finden konnte, und als er etwas ruhiger geworden war, brütete seine Einbildungskraft sogleich wieder über neuen Sujets, die als Schauspiele bearbeitet werden könnten.

Unter mehreren, die aufgenommen und wieder verworfen wurden, blieben „Konradin von Schwaben" und „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" diejenigen, welche ihm am meisten zusagten. Endlich wählte er letzteres, und zwar nicht allein wegen des Ausspruchs von J. J. Rousseau, daß der Charakter des Fiesco einer der merkwürdigsten sei, welche die Geschichte aufzuweisen habe, sondern auch, weil er bei dem Durchdenken des Planes fand, daß diese Handlung der meisten und wirksamsten Verwicklungen fähig sei. Sobald sein Entschluß hierüber fest stand, machte er sich mit allem, was auf Italien, die damalige Zeit so wie auf den Ort, wo sein Held handeln sollte, Beziehung hatte, mit größter Emsigkeit bekannt, besuchte fleißig die Bibliothek, las und notirte alles, was dahin einschlug, und als er endlich den Plan im Gedächtniß gänzlich entworfen hatte, schrieb er den Inhalt der Acte und Auftritte in derselben Ordnung, wie sie folgen sollten, aber so kurz und trocken nieder, als ob es eine Anleitung für den Coulissendirector werden sollte. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus, zu deren Mittheilung und Besprechung ihm aber ein Freund, von dessen Empfänglichkeit und warmer Theilnahme er die Überzeugung hatte, um so mehr unentbehrlich war, da er auch bei seinen kleinern Gedichten es sehr liebte, solche vorzulesen, um das dichterische Vergnügen doppelt zu genießen, wenn er seine Gedanken und Empfindungen im Zuhörer sich abspiegeln sah.

Diese angenehmen Beschäftigungen, welche den edlen Jüngling für alles schadlos hielten, was er an Freiheit oder sonstigem

Lebensgenuß entbehren mußte, wurden aber auf eine sehr niederschlagende Art durch etwas gestört, was wohl als die erste Veranlassung zu dem unregelmäßigen Austritt Schillers aus des Herzogs Diensten angesehen werden kann. Die Sache war folgende:
In den beiden ersten Ausgaben der „Räuber", in der dritten Scene des zweiten Actes, befindet sich eine Rede des Spiegelberg, welche einen Bezug auf Graubünden hat, und die einen Bündner so sehr aufreizte, daß er eine Vertheidigung seines Vaterlandes in den „Hamburger Correspondenten" einrücken ließ. Wahrscheinlich wäre diese Protestation ohne alle Folgen geblieben, wenn nicht die Zeitung als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor Augen gelegt worden wäre. Dieser war um so mehr über diese öffentliche Rüge aufgebracht, indem derjenige, gegen den sie gerichtet worden, nicht nur in seinen Diensten stand, sondern auch einer der ausgezeichnetsten Zöglinge seiner mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit gepflegten Akademie war. Er erließ daher an Schiller sogleich die Weisung, sich zu vertheidigen, so wie den Befehl, alles weitere In-Druck-geben seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, zu unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört.

War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grad unangenehm für Schiller, so mußte der harte Befehl, sich bloß auf seinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebte, einschränken zu sollen, noch schmerzlicher für ihn sein, indem es ihm unmöglich fiel, den Hang, welchen er für die Dichtung hatte, zu unterdrücken und sich in einer Wissen-

schaft auszuzeichnen, die er nur aus Furcht vor der Ungnade des Herzogs ergriffen und der er seine Lieblingsneigung, den ersten Vorsatz seiner Kinderjahre aufgeopfert hatte. Durch das Verbot, sich in irgend eine Verbindung mit dem Ausland einzulassen, war ihm jede Möglichkeit zur Verbesserung seiner Umstände abgeschnitten, und selbst die kleinlichsten Sorgen, die härtesten Entsagungen hätten es nicht bewirken können, mit einer so geringen Besoldung auszureichen. Das Versprechen, welches der Herzog bei der Aufnahme Schillers in die Akademie seinen Eltern gegeben hatte, war so wenig erfüllt worden, daß sein Gehalt als Regimentsarzt kaum demjenigen eines Pfarrvicars gleich kam und durch den Aufwand für Equipirung, für standesmäßiges Erscheinen beinahe auf nichts herabgebracht wurde.

Was aber gewöhnliche Menschen niederbeugt, was ihnen Geist und Glieder erschlafft, hebt den Muth der Starken, der Kraftvollen nur um so höher. Noch in den Jünglingsjahren, bewährte sich jetzt Schiller als einen Mann, der sich durch keine Widerwärtigkeiten aus seiner Bahn bringen läßt, sondern rastlos das vorgesteckte Ziel verfolgt. Anstatt sich in nutzlosen Klagen auszulassen, arbeitete er nur um desto eifriger an seinem „Fiesco", den er als einen neuen Hebel zur Sprengung seines Gefängnisses betrachtete und in dessen Ausarbeitung er all das Wilde, Rohe, was ihm bei den „Räubern" zum Vorwurf gemacht wurde, zu vermeiden suchte.

Eine widerliche Unterbrechung seiner dramatischen Arbeiten wurde durch die Dissertation veranlaßt, welche er in diesem Frühjahr einreichen mußte, um auf der hohen Karlsschule, welchen Titel nun die ehemalige Militärakademie erhalten hatte, den Grad eines Doctors der Medicin zu erhalten. Dieser Förmlichkeit konnte er sich schon darum nicht entziehen, weil der Herzog seine neue Universität mit eifersüchtiger Liebe pflegte und darauf besonders sah, daß diejenigen, welche er erziehen lassen, vor den Augen der

Welt sich als der Anstalt vollkommen würdig zeigen sollten. Auch war Schiller, was seine Studien betraf, einer der hervorstechendsten Zöglinge in der Akademie, weßwegen er nicht nur von seinem Fürsten, sondern auch von seinen Lehrern, wie schon oben erwähnt, vorzüglich gelobt und geachtet wurde.

Überdieß würde es dem Herzog weit mehr als seinem Zögling unangenehm gewesen sein, wenn der junge Arzt bloß darum, weil er den Doctorhut nicht genommen, von den Collegen seiner Kunst Schwierigkeiten oder weniger Achtung erfahren hätte.

Daß Schiller selbst gegen diese Ehre im höchsten Grad gleichgültig war, äußerte er oft und stark genug gegen seine Freunde....

Mittlerweile wurden in Mannheim die „Räuber" sehr oft mit demselben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erstemal gegeben, und es war nichts natürlicher, als daß der Ruf von der ungeheuren Wirkung dieses Stücks so wie von der meisterhaften Darstellung desselben auch nach Stuttgart gelangte und dort in den meisten Gesellschaften, besonders aber in den Umgebungen des Dichters vielen Stoff zum Sprechen gab. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß Schiller den öftern Wünschen und dringenden Bitten einiger Freundinnen und Freunde nachgab, eine kurze Reise des Herzogs zu benützen und während dessen Abwesenheit, ohne Urlaub zu nehmen, mit ihnen nach Mannheim zu gehen und daselbst im Wiedersehen seines Schauspiels seinen eigenen Genuß durch das Mitgefühl seiner Reisegefährten zu erhöhen. Schiller willigte nur zu gern ein und schrieb nach Mannheim, um die Aufführung der „Räuber" auf einen bestimmten Tag zu erbitten, was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt wurde. Aber bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten jugendlichen Kräften schon geleistet, war auch der Gedanke unabweislich, wie vieles, wie Großes er noch würde leisten können, wenn diese Kräfte nicht eingeengt oder gefesselt wären, sondern freien ungemessenen Spielraum erhalten könnten,

eine Idee, die durch seine enthusiastischen Begleiter um so mehr angefeuert und unterhalten wurde, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten.

Bei seiner ersten heimlichen Reise hatte er nur die einzige Sorge, daß sie verschwiegen bleiben möchte. Auf die zweite nahm er schon außer dieser Sorge das beschränkende Verbot mit, seine dichterischen Arbeiten bekannt zu machen, nebst dem strengen Befehl, sich das Ausland als für ihn gar nicht vorhanden denken zu müssen. Er kam daher auch äußerst mißmuthig und niedergeschlagen wieder nach Stuttgart zurück, eben so verstimmt durch die Betrachtungen über sein Verhältniß als leidend durch die Krankheit, welche er mitbrachte. Diese Krankheit, welche durch ganz Europa wanderte, bestand in einem außerordentlich heftigen Schnupfen und Katarrh, den man russische Grippe oder Influenza nannte, und der so schnell ansteckend war, daß der Verfasser dieses [Streicher], als er Schillern einige Stunden nach dessen Ankunft umarmt hatte, nach wenigen Minuten schon von Fieberschauern befallen wurde, die so stark waren, daß er sogleich nach Hause eilen mußte.

Schiller äußerte sich gegen einen seiner jüngern Freunde, dem er völlig vertrauen durfte, ganz unverhohlen, mit welchem Widerwillen er sich Stuttgart genähert habe, wie ihm hier nun alles doppelt lästig und peinlich sein müsse, indem er in Mannheim eine so glänzende Aufnahme erfahren, wo hingegen er hier kaum beachtet werde und nur unter Druck und Verboten leben könne, daß ihm nicht nur von seinen Bewunderern, sondern von Baron Dalberg selbst die Hoffnung gemacht worden, ihn ganz nach Mannheim ziehen zu wollen, und er nicht zweifle, es werde alles Mögliche angewendet werden, um ihn von seinen Fesseln zu befreien. Sollte dieses nicht gelingen, so werde er nothgedrungen, wolle er anders hier nicht zu Grunde gehen, einen verzweifelten Schritt thun müssen. Er nahm sich vor, so wie er nur den Kopf

wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, damit unverweilt alles geschehe, was seine Erlösung bewirken könne. . . .

Schiller nährte Anfangs die besten Hoffnungen, daß er nun bald aus seiner verdrießlichen Lage befreit sein würde. Als aber nach Verlauf mehrerer Wochen nichts geschah, war es ihm um so schmerzlicher, seine dringende flehende Bitte umsonst gethan zu haben und sich ohne alle äußere Hülfe zu sehen. Allein er ließ dessenungeachtet den Muth nicht sinken, sondern arbeitete nur um so eifriger an seinem „Fiesco“, was allein im Stande war, ihn wenigstens zeitweise seinen Zustand vergessen zu machen. Aber die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die „Räuber“ hatten aufführen sehen, und konnten dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung dieses Trauerspiels so wie das Verdienst der dortigen Schauspieler auch andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich der Herzog selbst. Dieser wurde im höchsten Grad über die Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings aufgebracht, daß er sich, ohne Urlaub zu nehmen, mehrere Tage entfernt und seinen Lazarethdienst vernachlässiget habe. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm die strengsten Verweise darüber, daß er sich dem ausdrücklichen Verbote zuwider auf's neue mit dem Auslande eingelassen, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und dort vierzehn Tage im Arrest zu bleiben.

Obwohl die verhängte Strafe für die Übertretung des herzoglichen Befehls ganz der militärischen Ordnung gemäß und nichts weniger als zu streng war, so wurde Schiller davon dennoch in seinem Innersten verwundet, und zwar nicht darum, weil ihm solche zu hart schien, sondern weil er jetzt überzeugt sein mußte, daß jede Aussicht in eine bessere Zukunft für ihn verloren

und er nun eigentlich nichts Anderes als ein Gefangener sei, der seine vorgeschriebene Arbeit verrichten müsse.

In der That konnte sein Verhältniß von seinen Freunden nicht anders als im höchsten Grade traurig und verzweifelt beurtheilt werden, weil an eine Milderung oder Zurücknahme der Befehle des Herzogs um so weniger zu denken war, je mehr man ihn als Selbstherrscher kannte und je seltener die Fälle waren, wo er von seinem ausgesprochenen Willen hätte abgelenkt werden können. Was man auch rathen oder erfinden mochte, war unbrauchbar, unthunlich, weil der fürstliche Machtspruch allem ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte.

Wäre es aber auch Schillern möglich gewesen, seinen außerordentlichen Hang zur Dichtung zu bekämpfen und sich ganz der Arzneikunde zu widmen, so hätte es mehrere Jahre bedurft, um sich einen Ruf zu erwerben, der ihn von dem Gemeinen, Alltäglichen unterschieden hätte. Auch fühlte er es so sehr, wie unnütz die ernstlichsten Vorsätze, sein angebornes Talent zu unterdrücken, sein würden, daß er lieber alle Entbehrungen, alle Strafen sich hätte gefallen lassen, wenn ihm nur die Erlaubniß geblieben wäre, den Reichthum seines Geistes in der Welt auszubreiten und sich denjenigen anzureihen, deren Name von der Mit- und Nachwelt nur in Bewunderung und Verehrung genannt wird.

So wenig Vortheil Gold, Perlen und Diamanten in einer menschenleeren Wüste bringen, so wenig konnte ihm die köstlichste Gabe des Himmels nützen, wenn er sie nicht gebrauchen durfte, wenn er bei ihrer Anwendung Strafe befürchten mußte. Ja diese Göttergabe konnte ihm nur zur Qual, zur wirklichen Marter werden, weil alles, was er dachte, was er empfand, nur darauf Bezug hatte und es ihm die schmerzlichste Überwindung gekostet haben würde, Ideen dieser Art abzuwehren.

Der Weihrauch, den man in öffentlichen Blättern ihm über sein erstes Schauspiel, über seine ersten Gedichte gestreut, die

schmeichelhaften Zuschriften eines Wielands und anderer, die Lobeserhebungen derjenigen, von deren gesundem Urtheil er überzeugt war, besonders aber sein eigenes Bewußtsein hatten ihn seinen Werth schätzen gelehrt, und er hätte lieber sein Leben verloren als dasjenige, was sein eigentliches ganzes Wesen ausmachte, brach liegen zu lassen oder den Lorbeerkranz des Dichters den Beschäftigungen des Arztes aufzuopfern.

Am empfindlichsten hielt er sich aber dadurch gekränkt, daß ihm durch dieses Machtgebot das Recht des allergeringsten Unterthans, von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachtheil des Staates oder der Gesetze desselben anwende, jetzt gänzlich benommen war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben.

Die Übertretung der Militärdisciplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe.

Auf der Stelle würde er seinen Abschied gefordert haben, wenn nicht sein Vater in herzoglichen Diensten gestanden, er selbst nicht auf Kosten des Fürsten in der Akademie nicht nur erzogen, sondern auch mit vorzüglicher Güte und Auszeichnung behandelt worden wäre, so daß voraus zu schließen war, es würde statt einer Entlassung nur der Vorwurf der größten Undankbarkeit und eine noch zwangvollere Aufsicht erfolgen. Um jedoch nichts unversucht zu lassen, was seine Entfernung von Stuttgart auf dem der Ordnung gemäßen Wege bewirken könnte, schrieb er noch einmal an Baron Dalberg und bat ihn auf's neue um seine Verwendung bei dem Herzog. . . .

Schiller glaubte nicht mit Unrecht, daß Baron Dalberg um so leichter für ihn einschreiten könnte, als der pfälzische und württembergische Hof im besten Vernehmen standen, auch der Herzog schon einigemal den italiänischen Hofpoeten von Mannheim hatte kommen lassen, um bei Aufführung der für das Stuttgarter

Hoftheater von ihm gedichteten Opern gegenwärtig zu sein. Eben so konnte man auch vermuthen, daß das Verbot, welches Schillern wegen der Verbindung mit dem Ausland betraf, großentheils daher kam, weil bei Aufführung der „Räuber" das deutsche Theater in Stuttgart übergangen und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden war.

Aus diesem so wie aus den andern angegebenen Gründen konnte der bedrängte Dichter um so zuverlässiger einen günstigen Erfolg seiner Bitten erwarten, indem der Rang, den Baron Dalberg als Geheimer Rath, Obersilberkämmerling, Vicekammerpräsident und Theaterintendant Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalzbayern bekleidete, dem Herzog Rücksichten auferlegt hätte, die bei jedem andern, der sich in Stuttgart für diese Sache hätte verwenden wollen, nicht stattfinden konnten.

Noch einige Zeit gab sich Schiller den besten Hoffnungen hin, indem er glaubte, daß Baron Dalberg um so gewisser das gegebene Versprechen erfüllen würde, je deutlicher ihm zu verstehen gegeben worden, daß das Äußerste werde geschehen müssen, wenn keine Vermittlung eintrete. Als aber nach Verfluß von vierzehn Tagen nichts für ihn geschah und er nun überzeugt war, daß von daher, wo die Hülfe am leichtesten, der gute Erfolg am gewissesten schien, kein Beistand zu erwarten sei, verwandelte sich sein sonst so heiterer Sinn in finstere trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig, selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm mit Ausnahme sehr weniger beinahe zuwider.

Sein „Fiesco" konnte bei dieser Stimmung nur sehr langsam weiter rücken. Auch war es leicht vorauszusehen, daß, wenn dieser Zustand noch lange oder gar für immer hätte dauern sollen, er nicht nur für jede Geistesbeschäftigung verloren sein, sondern

auch seine Gesundheit, die ohnedieß nicht sehr fest war, ganz zu Grunde gehen würde. Er selbst hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen und glaubte seiner Selbsterhaltung schuldig zu sein, etwas zu wagen, was seinen Zustand in Stuttgart auf eine vortheilhafte Art verändern oder aber sein Schicksal ganz durchreißen und ihm eine andere, bessere Gestalt geben müsse. Da er es nicht wagen durfte, seinem Landesherrn Vorstellungen gegen den erlassenen Befehl zu machen, ohne neue Verweise oder gar Strafen befürchten zu müssen, so hielt er für das Beste, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen, von dort aus an den Herzog zu schreiben, ihm darzulegen, daß durch das ergangene Verbot seine ganze Existenz zernichtet sei, und ihn um die Bewilligung einiger Puncte unterthänigst zu bitten, die er für sein besseres Fortkommen unerläßlich glaubte. Wurden ihm diese Bitten nicht gewährt, so konnte er auch nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren, und er hegte die Hoffnung, daß er dann um so leichter in Mannheim als Theaterdichter angestellt werden könnte, je zuversichtlicher ihm dort von vielen versichert worden, daß ein solcher Dichter wie er ihre Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde.

Um diesen Plan nicht lächerlich oder ganz widersinnig zu finden, ist es nöthig, auf das ganz besondere Verhältniß aufmerksam zu machen, in welchem Schiller zu seinem Fürsten stand.

Der Vater von Schiller, dem als Gouverneur der Solitude alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und Baumzucht betraf, untergeben war, führte dieß so sehr zur Zufriedenheit des Herzogs aus und wußte dessen Willen, noch ehe er ausgesprochen war, so Genüge zu leisten, daß er seine ganze Zufriedenheit so wie wegen der Rechtlichkeit und Strenge, mit welcher er seinen Dienst ausübte, auch seine Hochachtung erwarb. Es war zum Theil eine Folge dieser Achtung, daß der Sohn in der Akademie mit besonderer Sorgfalt und Güte behandelt wurde; zum

Theil waren es aber auch die überraschenden Antworten und Bemerkungen, welche der junge Zögling im Gespräch mit seinem erhabenen Erzieher aussprach, die ihm eine besondere Auszeichnung und Zuneigung erwarben. Es war diesem geistvollen Fürsten, der Scharfsinn und das Talent, was er im hohen Grad selbst besaß, auch an andern vorzüglich schätzte, weit weniger darum zu thun, an seiner Akademie eine militärische Prunkanstalt zu haben, als bei den jungen Leuten alles das heraus zu bilden, was ihre Anlagen zu entwickeln vermochte. Er ließ sich daher mit ihnen in Einzelnheiten ein, die einem gewöhnlichen Erzieher zu kleinlich oder überflüssig scheinen würden, und erwarb sich dadurch weit mehr als durch sein Ehrfurcht gebietendes Ansehen ein solches Zutrauen, daß die Zöglinge weit lieber mit ihm sprachen oder ihm, dem Herzog, ihre Fehler bekannten als den vorgesetzten Officieren.

Als die Anstalt noch auf der Solitude sich befand, verging nie ein Tag, an welchem er nicht die Lehrstunden besuchte, um sich von dem Fleiße der Lehrer und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Und als die Akademie nach Stuttgart verlegt wurde, waren es nur die alljährlichen Reisen, die ihn auf Wochen oder Tage von derselben entfernt halten konnten. Auch das freundliche Benehmen der Gräfin von Hohenheim, welche sich an der Unbefangenheit der jüngsten Zöglinge ergötzte und sie mit kleinen Geschenken betheilte, trug nicht wenig dazu bei, das streng scheinende Verhältniß zu mildern. Wie oft wurden Strafen bloß darum in ihrer Gegenwart ausgesprochen, um durch bittende Blicke oder Worte dieser wohlwollenden, nichts als Güte und Theilnahme athmenden Frau entweder ganz erlassen oder doch gemindert werden zu können.

Unter den Augen des Fürsten von Kindern zu Knaben, von Knaben zu Jünglingen herangewachsen, von seinen durchdringenden Augen oft getadelt oder mit Beifall belohnt, konnten sich die

jungen Leute, nachdem sie der akademischen Aufsicht entlassen waren, ihr Dienstverhältniß unmöglich so scharf denken als andere, die mit der Person des Herzogs gar nicht oder nur als ihrem Souverain bekannt waren.

Diese Verhältnisse allein können es begreiflich machen, wie Schiller auf die so oft bezeigte Gnade und Zufriedenheit seines Fürsten so fest sich verlassen konnte, daß er zu dem Glauben verleitet ward, der Herzog werde ihm seine Bitten bewilligen, wenn er ihn an seine frühere Huld erinnere und unwiderleglich darthue, daß er durch die gegen ihn erlassenen Verbote zur Verzweiflung gebracht sei.

Nachdem diese Meinung ihn so beherrschte, daß sie sich in einen unwiderruflichen Entschluß umwandelte, entstand nur noch die Frage, auf welche Art und in welcher Zeit die heimliche Reise am besten auszuführen sein würde; denn die harten Verweise des Herzogs, der darauf folgende strenge Arrest hatten ihn so eingeschüchtert, daß er sich in allen seinen Handlungen beobachtet halten konnte und die schärfste Ahndung befürchten mußte, wenn er irgend einen Verdacht gegen sich erregte. So wenig er seinen Vorsatz allein ausführen konnte, so wenig konnte er sich seinen Schulfreunden anvertrauen, weil es eben so unnütz als gefährlich gewesen wäre, sie um Beistand anzusprechen, indem keiner von ihnen, was die Hauptsache, die Anstalten zur heimlichen Reise, betraf, die geringste Hülfe leisten oder auf sonst eine Art seine Plane befördern konnte.

In diesem Zustande konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freund eröffnen, der zwar nicht mit ihm in der Akademie erzogen worden und auch zwei Jahre weniger als er zählte, durch dessen Bekanntschaft er aber seit achtzehn Monaten die Überzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei gränzte und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth

und Geist eben so viele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung verdienen.

Der Leser möge erlauben, daß von diesem jungen Freunde, den wir mit S[treicher] bezeichnen wollen, so wie von der Art, wie er zu dem genauen Umgang mit dem herrlichen Jüngling gelangte, so viel erwähnt werde, als des Folgenden wegen unumgänglich nöthig ist.

Es war im Jahr 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die, wie Eingangs erwähnt worden, alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer medicinischen, in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichten Haare, die gegen einander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt in's Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute nach achtundvierzig Jahren diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen

Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

Als im Frühjahr 1781 die „Räuber“ im Druck erschienen waren und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Überraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormahlt, so konnte es wohl nicht anders sein, als daß man sich in dem Verfasser der „Räuber“ einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Äußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündige, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke so wie seine Ansichten der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse.

Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut!

Das seelenvollste anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht Ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können.

Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich.

Die Äußerungen über die Werke anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Beweise.

Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte und vor dem vieles, was bisher so groß schien, in’s Kleine zu-

sammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde.

Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren.

Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte.

Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ, Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten, Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen, mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen.

Auch Schiller schien mit seinem neuen Bekannten nicht unzufrieden; denn freiwillig lud er ihn ein, so oft zu ihm zu kommen, als er nur immer wolle. Diese Einladung wurde von S. so emsig benützt, daß während eines Jahres selten ein Tag verging, an dem er Schillern nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätte. Ein Vertrauen setzte sich zwischen beiden fest, das keinen Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers so wie seine wahrhaft unglückliche Lage der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden. Auch schien

beiden der Plan, dem Herzog auf neutralem Boden zu schreiben, um so weniger des Tadels würdig, als Schiller durchaus nichts begangen, was ihm den Vorwurf eines schlechten Dieners seines Fürsten hätte zuziehen können, und er die zwei unerlaubten Ausflüge durch den ausgestandenen Arrest schon genug gebüßt zu haben glaubte. Außer S. machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatze bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte sie, daß, weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich von gänzlichem Verderben zu retten, unternehmen werde.

Ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen wäre und der die nöthigen Anstalten dazu erleichtern könne, war schon in seinem Freunde S. vorhanden, der im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei dem berühmten Bach die Musik zu studiren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter dahin zu bringen wußte, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen.

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er im schlimmsten Fall als Officier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber am meisten zur Beruhigung der Theilnehmenden beitrug, war der schöne Grundsatz des Herzogs, die Kinder nie wegen der Fehler der Eltern oder die Eltern wegen Vergehen der Kinder etwas entgelten zu lassen. Man hatte schon zu viele Beweise von dieser wahrhaft fürstlichen Großmuth, als daß man in dem gegenwärtigen Falle nicht auch darauf hätte rechnen können. Nachdem alles zur Sache Gehörige zwischen beiden Freunden mit der Selbsttäuschung, die dem Jünglingsalter so ganz natürlich ist, überlegt war, als für mögliche künftige Hindernisse ihre Einbildungskraft sogleich Mittel wußte, um sie zu

überwinden oder zu beseitigen, blieb der Entschluß Schillers unwiderruflich fest, indem er nur durch die Ausführung desselben hoffen konnte, seine Umstände in allen Theilen zu verbessern und eine Selbstständigkeit zu erlangen, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte der Dichtung seines „Fiesco" widmen, indem die Reise nicht eher ausgeführt werden konnte, als bis dieser vollendet war, und er bisher, da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte, außer dem Plan kaum die Hälfte von dem Stücke niedergeschrieben hatte. Die Gewißheit, was er thun wolle und, damit er dem Labyrinth entkomme, thun müsse, belebte seinen Muth wieder; seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, indem er bloß für die Zukunft lebte, die Gegenwart aber nur in so fern beachtete, als er ihr nicht ausweichen durfte.

Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn, seinem jungen Freund einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er Anfangs dachte, beendigt zu haben! Je geräuschvoller die Außenwelt war, um so mehr zog er sich in sein Inneres zurück, indem er an allem dem, was damals der Seltenheit wegen jedermann beschäftigte, nicht den geringsten Antheil nahm. Denn schon zu Anfang des Monats August wurden nicht nur in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude 2c., sondern auch in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, und seiner Gemahlin gemacht. . . .

In der ersten Hälfte des Septembers trafen die hohen Reisenden zu Stuttgart ein, denen schon einige Tage früher die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorausgeeilt waren, um den Festlichkeiten, welche für die allerhöchsten Gäste bereitet wurden, beiwohnen und die Prachtliebe des Herzogs wie nicht minder den Geschmack, mit dem er alles anzuordnen wußte, bewundern zu können. . . .

In dem Gewirr und der Unruhe, welche solche Vorkehrungen bei den Städtern immer hervorbringen, blieb unser Dichter ganz auf sich eingeschränkt und hatte zu Anfang des Septembers sein Trauerspiel so weit gebracht, daß er es beinahe für vollendet halten durfte, indem er die Auslassungen, die Abänderungen, welche etwa die Aufführung erheischen sollte, auf eine ruhigere Zeit aufsparte und um so eher in wenigen Tagen damit zu Ende zu kommen hoffte, als er schon während der Arbeit an das Nöthige hierüber gedacht.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch Baron Dalberg, der einige Tage früher, als die Festlichkeiten ihren Anfang nahmen, eintraf, so wie die Gattin des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron Dalberg seinen Besuch, ohne von seinem Vorhaben das Geringste zu erwähnen. Eben so verschlossen blieb er gegen Madame Meyer, die er öfter sah. Die Ursachen dieses Schweigens waren keine anderen, als weil der Vorsatz, etwas zu wagen, viel zu stark und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, wenn er seine Bitten in diesem Tumult von Festivitäten und Vergnügen an seinen Fürsten gelangen lasse, viel zu groß bei ihm geworden war, als daß er sich der widerlichen Empfindung hätte aussetzen mögen, durch Zweifel belästiget oder durch Beweise eines ungewissen Erfolges widerlegt zu werden.

Was den Freiherrn von Dalberg in's Besondere betraf, so vermuthete Schiller, daß seiner dringenden Vorstellungen unge-

achtet nur darum keine Verwendung für ihn geschehen, weil er noch in herzoglichen Diensten stehe. Käme aber das Schlimmste, daß er diese Dienste verlassen müßte, so wäre es ganz unmöglich, daß Baron Dalberg nach den vielen Versicherungen der aufrichtigsten Theilnahme und der größten Bereitwilligkeit, seine Wünsche zu gewähren, ihn ohne Hülfe und Unterstützung lassen würde. Im Gegentheil hegte er die gewisse Hoffnung, daß er dann als Theaterdichter in Mannheim angestellt und somit ein Ziel erreichen würde, welches er als das glücklichste und für ihn passendste anerkannte.

Madame Meyer als aufrichtige wahrheitsliebende Landsmännin hätte zwar die Äußerungen der Schmeichelei, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim überschüttet worden, sehr leicht in den Dunst und Nebel, aus dem sie bestanden, auflösen können, aber sie hätte dann die schönsten Träume, die sehnlichsten Wünsche des jungen Mannes zerstört und ihn wieder an die Klippe zurückgeworfen, die ihn zu zerschellen drohte. Das Beharren in dem jetzigen Zustande ließ allerdings den Regimentsdoctor, wie er vorher war, zernichtete aber den Dichter. Das Wagniß des Losreißens eröffnete Aussichten, die, auch nur zum Theil erfüllt, gegen den frühern Zwang gehalten, die Wonne eines Paradieses erwarten ließen.

Aber die Zeit verfloß. Nur wenige Tage waren noch übrig, welche so geräuschvoll und unruhig sein konnten, daß man unbemerkt eine Reise hätte antreten können. Schiller ging mit seinem Freund und Madame Meyer auf die Solitude, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, besonders aber von seiner Mutter, die jetzt von allem auf das genaueste unterrichtet war, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen. Der in der lachendsten Gegend fortlaufende Weg dahin wurde zu Fuß gemacht, welches die Gelegenheit bieten sollte, um von Madame Meyer

unvermerkt alles erfahren zu können, was die innere Beschaffenheit des Theaters oder die Hoffnungen des Dichters betraf. Da aber alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen aus Furcht, errathen zu werden, nicht wohl gestellt werden konnten, so blieb die Zukunft in derselben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als sich auf das Glück zu verlassen.

Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß S. die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte.

Es war mir [Streicher] auffallend, bei diesem kleinen untersetzten Mann außer einer sehr schönen großen Stirne wenig Ähnlichkeit mit seinem Sohne wahrnehmen zu können und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharf-verständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen,

die so unbedeutend waren, daß sie nach den damaligen Ansichten in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien, er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 17. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und S. alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Festlichkeiten bald zu Ende sein würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau wie seinen alten Grenadieren bekannt sei, so wurde die Abreise auf den 17. September Abends um neun Uhr festgesetzt.

Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakespeare 2c. 2c., noch einige andere Dichter wurden nach und nach von S. weggebracht, so daß für die spätern Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte nach der Abrede um zehn Uhr alles bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und S. fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nach-

dem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazareth zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und auf's neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick! — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte S. dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzterem, gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund, der Schönheit der Sprache und Bestimmtheit der Bilder wegen, S. einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sei, so wie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide.

Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Coffer gelegt, die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und S. noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muth auf das Zehnfache gesteigert wurden.

Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde S. die nöthige

Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenützt vorbeigehen zu lassen und dann weit mehr Schwierigkeit bei dem Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte S. nachgeschickt werden.

Nachdem der Wagen mit zwei Coffern und einem kleinen Clavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an S., von seiner guten frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war und einer der bewährtesten Freunde Schillers — möchte ihm das Vergnügen gegönnt sein, diese Zeilen noch zu lesen! — als Lieutenant die Wache hatte, damit, wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittlung des Officiers sogleich gehoben werden könne.

Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. Nur S. hatte sich einen nach Hamburg geben lassen, welches aber nur der überflüssig scheinenden Vorsicht wegen geschah.

So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der

Anruf der Schildwache: „Halt! — Wer da? — Unterofficier heraus!“ einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?“ wurde von S. des Dichters Name, in ‚Doctor Ritter‘, und der seinige, in ‚Doctor Wolf‘ verwandelt, ‚beide nach Eßlingen reisend‘, angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Officiers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie, einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die reine heitre Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punct zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“

Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die Verhältnisse, welche vor einigen Stunden auf das Ungewisse hin abgerissen wurden, nicht anders als wehmüthig sein konnte. Andererseits war es aber wieder beruhigend, als gewiß voraussetzen zu können, daß in diesem Wirbel von Festen außer den Müttern

und Schwestern niemand an die Reisenden denke, folglich Mannheim ohne Hinderniß erreicht werden könne.

Morgens zwischen ein und zwei Uhr war die Station Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigste darunter war die „Fürstengruft“, welches Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit der Ecke einer Beinkleiderschnalle in die nassen Wände seines Kerkers eingegraben hatte. Damals, 1782, war Schubart noch auf der Festung, wo er aber jetzt sehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieser Gedichte fanden sich Anspielungen, die nicht schwer zu deuten waren, und die keine nahe Befreiung ihres Verfassers erwarten ließen.

Schiller hatte für die dichterischen Talente des Gefangenen sehr viele Hochachtung. Auch hatte er ihn einigemal auf dem Asperg besucht.

Nach drei Uhr wurde von Enzweihingen aufgebrochen, und nach acht Uhr Morgens war die churpfälzische, durch eine kleine Pyramide angedeutete Gränze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüth Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie“, rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung!“

Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum mög-

lich schien, um zehn Uhr schon in Bretten angekommen zu sein. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach neun Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim als einer Hauptfestung die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war.

Am 19. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Coffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirection, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den „Räubern" gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters, das nicht nur für das große Publicum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war, gleichfalls aufzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten, die Entscheidung des Herzogs möge nun gewährend oder verneinend ausfallen, daß noch in diesem Jahre „Fiesco" aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel schaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermuthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letztenmal bestiegen und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

Der Theaterregisseur, Herr Meyer, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Überraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meyer bei der zweimaligen Anwesenheit Schillers in Mannheim von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich bei den weitern Erklärungen Schillers hierüber jedes Widerspruchs und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufnehmen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräthe geschafft wurde.

Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um daselbst an seinen Fürsten zu schreiben. Als er in einigen Stunden fertig war, las er den vorher nicht aufgesetzten, aber vortrefflich geschriebenen Brief den wartenden Freunden vor. . . .

Dieses Schreiben wurde einem Brief an seinen Regimentschef, den General Augé, beigeschlossen und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften so wie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den General bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meyer zukommen zu lassen. Obwohl letzterer über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig sein konnte als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Mög-

lichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines eh'maligen Günstlings wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für dießmal abzugehen und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

Den andern Tag Abends traf Madame Meyer von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am 18. Vormittags Schillers Verschwinden erfahren, daß jedermann davon spreche und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmüthigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchtete, so lang er den Willen zeige, wieder zurückzukommen.

Dieß sei geschehen; eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Classe derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird.

Indessen wurde es doch für rathsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meyer'sche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm, in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste wahrste Freunde, und Madame Meyer bewies sich besonders bei dieser Gelegenheit so sorgsam und thätig wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

Mittlerweile hatte S. schon am ersten Abend mit Herrn Meyer

über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel „Fiesco" gesprochen und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den „Räubern" aus vielen Rücksichten vorzuziehen sei. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuscriptes zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sei. Man fand dieß um so natürlicher, da wohl unter allen Schauspielern sich keiner befand, der nicht im höchsten Grad auf die zweite Arbeit eines Jünglings begierig gewesen wäre, welcher sich schon durch seine erste auf eine so außerordentliche Art angekündigt hatte. Es wurde daher sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks beizuwohnen.

Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die Antwort von General Augé an Schiller ein, welche Folgendes enthielt:

Der General habe den Wünschen Schillers entsprochen und sein Schreiben dem Herzog nicht nur vorgelegt, sondern auch durch sein Vorwort die gethanen Bitten unterstützt. Er habe daher den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle.

Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnte, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten hatte, so schrieb er dem General augenblicklich zurück, daß er diese Äußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genöthigt sei, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren, und seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen.

Durch diese Antwort seines Generals in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller, was er schon

am zweiten Tag seiner Ankunft an seine Eltern gethan, sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe als Neugierde entgegen.

Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter so wie über die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Product eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

Für S. war das Beisammensehen so berühmter Künstler wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Scenen, so wie in den folgenden noch häufiger, vorkommen, und sah nicht den Vorleser, sondern nur die Zuhörer an, um die Eindrücke zu bemerken, welche die vorzüglichsten Ausdrücke bei ihnen hervorbringen würden.

Aber der erste Act wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die Übrigen sich von der Geschichte Fiesco's oder andern Tagsneuigkeiten unterhielten.

Der zweite Act wurde, von Schiller weiter gelesen, eben so aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrisch-

ungen von Obst, Trauben ꝛc., herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank, schlug ein Bolzschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte.

Als ein vollkommener Neuling in der Welt konnte sich S. diese Gleichgültigkeit, ja diese Abneigung gegen eine so vortreffliche Dichtung von denen am allerwenigsten erklären, die kaum vor einer Stunde die größte Bewunderung und Verehrung für Schiller ihm selbst bezeugt hatten, und es empörte ihn um so heftiger, alle die Sagen von Neid und Cabale der Schauspieler jetzt schon bestätigt zu sehen, da die Antwort des Generals Augé wenig Hoffnung ließ, daß sein Freund jemals zurückkehren dürfe, wo alsdann sein Schicksal bei solchen Leuten sehr beklagenswerth sein müßte.

Aber der Unerfahrene sollte noch mehr in Verlegenheit gesetzt werden: denn als er eben im Begriff war, sich über die ungewöhnliche und beinahe verächtliche Behandlung Schillers bei Herrn Meyer zu beklagen, zog ihn dieser in das Nebenzimmer und fragte:

„Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die ‚Räuber‘ geschrieben?“

Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln!

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein anderer dieses Stück geschrieben und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand anderer daran geholfen?“

Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die „Räuber“ ganz allein geschrieben und eben so auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?

„Weil der ‚Fiesco‘ das Allerschlechteste ist, was ich je in

meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die ‚Räuber' geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben."

S. suchte Herrn Meyer zu widerlegen und ihm zu beweisen, daß „Fiesco" weit regelmäßiger für die Bühne und darin alles vermieden sei, was an den „Räubern" mit Recht so scharf getadelt worden. Er müsse das neue Stück nur öfter hören oder es selbst durchlesen, dann werde er es gewiß ganz anders beurtheilen und ihm Geschmack abgewinnen. Allein alle diese Reden waren vergebens. Herr Meyer beharrte um so mehr auf seiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrnen Schauspieler zukommen müsse, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurtheilen zu können, und sein Schluß war: „Wenn Schiller wirklich die ‚Räuber' und ‚Fiesco' geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Dieses Urtheil, von einem Mann ausgesprochen, den man nicht nur als einen vollgültigen Richter, sondern auch als einen solchen Freund Schillers ansehen durfte, dem an der guten Aufnahme des Stückes beinahe eben so viel als dem Verfasser selbst gelegen sei, machte auf S. einen so betäubenden Eindruck, daß ihm die Sprache für den Augenblick den Dienst versagte. War dieß Herr Meyer, der so zu ihm sprach? Hatte er auch recht gehört? Sollte er die Erwartungen Meyers zu hoch gespannt haben? Wäre es möglich, daß er sich getäuscht und dasjenige vortrefflich gefunden, was andere, die man für Kenner gelten lassen mußte, nun als schlecht, als unsinnig beurtheilen? Oder hat sich Meyer mit den andern verschworen, zum Untergang des Stücks und seines Verfassers mitzuwirken? Diese Fragen, durch das Unbegreifliche des Vorganges und der Äußerungen Meyers hervorgerufen, machte S. an sich selbst und fand sie um so quälender, da ihre Auflösung nicht sogleich erfolgen konnte. Die Abend-

stunden wurden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von „Fiesco“ erwähnte niemand mehr eine Sylbe. Schiller selbst war äußerst verstimmt und nahm mit seinem Gefährten zeitlich Abschied. Bei dem Weggehen ersuchte ihn Meyer, ihm für die Nacht das Manuscript da zu lassen, indem er nur die zwei ersten Acte gehört und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller bewilligte diese Bitte sehr gern.

Über den kalten Empfang „Fiesco's“, von dem man die willkommenste Aufnahme erwartet hatte, wurde zu Hause nichts, und überhaupt sehr lange wenig gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte und über den Neid, die Cabale, den Unverstand der Schauspieler Klagen führte. Jetzt zum erstenmal sprach er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angestellt oder sein Trauerspiel nicht angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem eigentlich doch niemand so declamiren könne wie er. S. wollte dem mißlaunigen Freunde nicht geradezu widersprechen, gab ihm aber doch zu bedenken, in welche Verlegenheit er seine Mutter und Schwester, besonders aber seinen Vater setzen würde, wenn sie erfahren müßten, daß er nun weiter nichts als ein Schauspieler geworden sei, da er selbst sich doch einen so glänzenden Erfolg von seiner Reise versprochen. Er erinnerte ihn an das Vorurtheil, das man in Stuttgart gegen diesen Stand hege, wo man zwar dem einzelnen Gerechtigkeit widerfahren lasse, sich aber doch jedes nähern Umganges mit ihm enthalte. Er möge doch mit Geduld warten, bis Baron von Dalberg in Mannheim eintreffe, von dem allein die günstige Wendung seines Schicksals zu hoffen sei.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über „Fiesco“ und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich S. den andern Morgen ziemlich früh zu Herrn Meyer, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! ‚Fiesco‘ ist ein Meisterstück und weit besser be-

arbeitet als die ‚Räuber'. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles declamirt! Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: ‚Er macht die Thüre zu', oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen!"

Der Schluß von Herrn Meyers Rede verwandelte die Niedergeschlagenheit von S. in eine solche Freude, daß er, ohne Schillern zu entschuldigen oder die herabsetzende Meinung von dessen Aussprache und Declamationsgabe widerlegen zu wollen, augenblicklich nach Haus eilte, um dem Dichter, der eben aufgestanden war, die angenehme Nachricht zu hinterbringen, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen. Daß seine Mundart, seine heftige Aussprache den schlechten Erfolg von gestern hervorgebracht, wurde ihm sorgfältig verschwiegen, um sein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen.

Am andern Tage traf die Antwort des Generals Augé auf das zweite Schreiben Schillers ein, welche aber von ganz gleichem Inhalt wie die erste war, nämlich: da Se. herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle. Allein Schiller konnte in keinem Fall wagen, wieder heimzukehren, da ihm weder Straflosigkeit zugesichert noch eine seiner Bitten bewilligt worden war. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen, und so wenig Glänzendes sich auch jetzt zeigte, so ließ sich doch dieses von der Zukunft hoffen; ja er fand es gerathener, weit eher einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen, als sich das frühere Joch wieder auflegen zu lassen, das ihm ohnehin schon den Nacken wund gerieben und in der Folge zuverlässig auf das Mark des Lebens eingedrungen sein würde.

. Er hielt nun das, was er zu thun habe, für so gewiß entschieden, daß er nicht mehr an seinen General schrieb, sondern dem Rathe seiner Freunde folgte, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sei vergessen oder der Herzog werde seiner gewöhnlichen Großmuth gemäß nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schillers nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von sechs oder sieben Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Haus oder von Mannheim abgewartet werden konnten.

Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Capital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben; denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegen gehen. Es schrieb daher S. an seine Mutter, ihm vorläufig, aber so bald als möglich dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meyer und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tisch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie Abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten zwölfstündigen Marsch, begaben sie sich in einen Gasthof und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre, sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige, aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich bei dem Wirth, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr so wäre. Es sei die Reveille!

Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

Es war ein sehr schöner heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag

kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch in's Gras nieder, um zu schlafen, und S. setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mit-Leiden und Mit-Tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftige. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit zeigte sich

plötzlich ein Officier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!" einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?", worauf S. etwas laut und barsch antwortete: „Reisende!"

Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Fremden mit scharfem verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sei, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

Auf die schnelle Frage von S.: „Wie geht's? wie ist Ihnen?" erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser; ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können." Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, Anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat.

Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu sein, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe der Mainbrücke gegenüber gewählt und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu sein, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch derjenige an Baron Dalberg, der sich . . . Seite 71 [der Sammlung

„Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785"] befindet. . . . Man überschlage den Brief nicht; denn er wurde mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen geschrieben.

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage: ‚ich bin auf der Flucht‘, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart meiner Sicherheit wegen schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von Euer Excellenz unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus Euer Excellenz meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem ‚Fiesco‘ erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurück-

riß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Recoursssen. Wenn Euer Excellenz, da ich doch einmal alles gesagt habe, mir auch hiezu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines ‚Fiesco‘ mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein, wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege, bei'm nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden Euer Excellenz also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig, Euer Excellenz mit einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. . . .“

Vorstehender, am 29. oder 30. September geschriebener Brief wurde an Herrn Meyer überschickt und dieser in einer Beilage,

nachdem ihm der Inhalt desselben bekannt gemacht worden, ersucht, sowohl die Antwort des Baron Dalberg entgegen zu nehmen als auch selbe nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

Diese Darstellung seiner Umstände kostete Schillern eine außerordentliche Überwindung. Denn nichts kann den edlen stolzen Mann tiefer beugen, als wenn er um solche Hülfe ansprechen muß, die das tägliche Bedürfniß betrifft, die ihn dem Gemeinen, Niedrigen gleichstellt und für die der Reiche selten seine Hand öffnet. . . . Um die Pein, welche diese wohl manchem sehr unbedeutend scheinende Summe von 200 fl. dem edelmüthigen Jüngling verursachte, zu erklären, so wie zur Warnung für angehende Dichter oder Schriftsteller sei eine kurze Auseinandersetzung erlaubt.

Schon oben ist erwähnt worden, daß Schiller die „Räuber“ auf seine Kosten drucken lassen und das Geld dazu borgen mußte. Dieses Borgen konnte aber nicht bei dem Darleiher selbst geschehen, sondern es verwendete sich, wie es gewöhnlich geschieht, eine dritte Person dabei, welche die Bezahlung verbürgte. Auch bei dem Druck der „Anthologie“ mußte nachbezahlt werden, wodurch denn nebst anderthalbjährigen Zinsen eine Summe, die ursprünglich kaum 150 fl. betrug, sich auf 200 anhäufte. So lange Schiller in Stuttgart war, konnte er leicht den Rückzahlungstermin verlängern, da man an seinen Eltern, obwohl sie nicht reich waren, doch im schlimmsten Fall einige Sicherheit vermuthete. Da jedoch durch den Befehl des Herzogs das Herausgeben dichterischer Werke Schillern auf das strengste verboten war und er sich nur durch solche Arbeiten seine ärmliche Besoldung von jährlichen 180 fl. zu vergrößern wußte, so mußte wohl eine solche Verlegenheit zu dem Entschlusse, Stuttgart zu verlassen, viel beitragen, und er hatte auch in diesem Sinn vollkommen Recht, wo er anführt: „Die ‚Räuber‘ kosteten mich Familie und Vaterland.“

Nach der Abreise Schillers konnte sich der Darleiher nur an die Zwischenperson halten, und diese, da sie zur Zahlung unvermögend war, konnte in den Fall gerathen, verhaftet zu werden, was dann demjenigen, der die Ursache davon war, das Herz zernagen mußte. Seine ganze Hoffnung war nun auf den Baron Dalberg gerichtet, und daß dieser, der ihm früher so viele Versicherungen seiner Theilnahme gegeben, ihn schon darum aus dieser Verlegenheit befreien würde, weil er den Werth der erbetenen Hülfe in dem Manuscripte von „Fiesco" schon in Händen hatte, konnte nicht im mindesten bezweifelt werden. Überdieß war Baron Dalberg nicht nur sehr reich, sondern hatte auch wegen des häufigen Verkehrs mit Dichtern und Schriftstellern durch die Artigkeit seines Benehmens gegen sie, was bei diesen Herren für eine sehr schwere Münze gilt, den Ruf eines wahren Gönners und Beschützers der schönen Wissenschaften und Künste sich erworben.

Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte — lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab und

die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schillers so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt. Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besehen und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel „Die Räuber“ guten Absatz finde und was das Publicum darüber urtheile. Die Nachricht über das Erste fiel so günstig aus und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ und, ungeachtet er als Doctor Ritter vorge-

stellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser davon sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne. Indeß verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüth nichts so angenehmen Eindruck haben als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen worden.

Zu Haus angelangt, überließ sich Schiller auf's neue seinen dichterischen Eingebungen und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und An-das-Licht-Bringen der Geisteskinder gute oder schlimme Umstände eben so vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sei dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen.

Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen „Cabale und Liebe“ kennen, welches aber ursprünglich „Luise Millerin“ hätte benannt werden sollen, wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser

Gattung hätte widmen wollen. Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen schon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war.

Am nächsten Morgen fragten die Reisenden auf der Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären. Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber eben so vergeblich wie in der Frühe.

Diese Verspätung deutete S. um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schillern ersuchte, ihm seine in Mannheim zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, so wie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu und versprach noch weiter, ihm auch von Meyer so wie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verschönert wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang und störten auch Abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um neun Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen, die auch zu ihrer großen Freude wirklich eingetroffen waren. Sie eilten so schnell als möglich nach Haus, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und

waren kaum an der Thüre ihrer Wohnung, als Schiller schon das an Dr. Ritter überschriebene Paquet erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegen sahen. Schiller las dieses für sich allein und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil „Fiesco" in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne.

Diese niederschlagende Nachricht mußte dem edlen Jüngling um so unerwarteter sein, je mehr er durch die ihm von Baron Dalberg bezeugte Theilnahme zu seiner Bitte und zur Hoffnung, daß sie erfüllt würde, berechtigt war. Am meisten mußte aber sein Ehrgeiz dadurch beleidigt sein, daß er seine traurige Lage ganz unnützerweise enthüllt und sich durch deren Darstellung der Willkür desjenigen Preis gegeben, von dem er mit Recht Unterstützung erwartete.

Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin sein reines

hohes Gemüth; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmuth auszulassen. Er sann alsobald nur darauf, wie er dennoch zu seinem Zweck gelangen könne, oder was zuerst gethan werden müsse. Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn „Fiesco" für das Theater brauchbar eingerichtet sei, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder, wenn dieses auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er, in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und auch um den Herren Schwan und Meyer nahe zu sein, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hülfe erwartet werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch S. von seiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu sein, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor" betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen.

Dieses Gedicht, von dem sich der Verfasser dieses nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug"

mit Zuverlässigkeit erinnert, war eines der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß er selbst — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden

schien und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute. Leider ging es in den nächsten vier Wochen, wie der Leser später erfahren wird, mit noch andern Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust, indem sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte keine Spur davon findet und das meiste davon der Bekanntmachung fast würdiger gewesen wäre als einige Stücke aus seiner frühern Zeit.

Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück, indem er fünfundzwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei als auch, weil er den Werth des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichthum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze sich umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die bescheidenen dreißig Gulden für S. an, der auch ohne das geringste Bedenken für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab und bei Schillern blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsorte zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthof das Wenige, was sie bei sich hatten, ablegten und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrome bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen und den echt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten.

Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurückzulegen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hieher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaß von dem besten ältesten Weine, der sich im Keller fand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte.

Als Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk wie bei vielen berühmten Gegenständen der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie in's Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie, einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben, und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten; was aber vorzüg-

lich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war, und nichts so sehr ermüdet als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde.

Am andern Morgen fand Schiller auf der Post einen Brief des Herrn Meyer, worin dieser die Nachricht gab, daß er diesen Nachmittag mit seiner Frau in Oggersheim in dem Gasthause, „zum Viehhof" genannt, eintreffen wolle, wo er ihn zu sehen hoffe, um weitere Abrede mit ihm nehmen zu können. Die Reisenden begaben sich um so ruhiger auf den Weg, als sie hoffen durften, daß endlich aller Ungewißheit ein Ende sein würde, und trafen zur gesetzten Zeit in Oggersheim ein, wo sie auch schon Herrn und Madame Meyer nebst zwei Verehrern des Dichters vorfanden.

Für Herrn Meyer war es eine unangenehme lästige Aufgabe, dem jungen Manne, den er als Dichter und Menschen gleich hoch achtete, die Ansichten des Baron Dalberg über „Fiesco" und warum er sich in keinen Vorschuß einlassen könne, aus einander zu setzen. Er wußte jedoch seinen Ausdrücken eine solche Wendung zu geben, daß sie keinen der beiden Gegenstände hart berührten, sondern alles so gelind als natürlich darstellten. Auch gab er die Versicherung, daß „Fiesco" unbezweifelt angenommen werde, sobald er um mehrere Scenen abgekürzt und der fünfte Act ganz beendigt sei. Schiller benahm sich auch bei dieser Gelegenheit wahrhaft edel und weit über das Gewöhnliche erhaben; denn so sehr ihm aus oben berührten Rücksichten daran gelegen sein mußte, den Preis seines Stückes schon jetzt zu haben, so sehr er auch sein in den Baron Dalberg gesetztes Vertrauen nur durch Ausflüchte erwidert fand, so sprach er doch kein Wort, das irgend eine Art von Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung hätte errathen lassen oder als Widerlegung der über „Fiesco" gemachten Bemerkungen hätte ausgelegt werden können. Mit der

freundlichen männlichen Art, die im Umgang ihm ganz gewöhnlich war, leitete er das Gespräch darauf hin, den Ort zu bestimmen, wo er sich einige Wochen, als so lange die Umarbeitung wohl dauern werde, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könne. Aus vielen Ursachen wurde es am besten befunden, wenn er hier in Oggersheim bleibe. Dieses sei nur eine kleine Stunde von Mannheim entfernt, er könne, so oft er es nöthig finde, des Abends in die Stadt kommen und wäre in der Nähe seiner Bekannten und Freunde wenigstens nicht ganz ohne Hülfe, wenn sich etwas Widriges ereignen sollte.

Da die von Madame Meyer den Reisenden eingehändigten Briefe aus Stuttgart noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name ‚Ritter', den Schiller bisher geführt, in ‚Doctor Schmidt' umgewandelt und er von den Anwesenden in Gegenwart des herbeigerufenen Wirthes alsogleich mit diesem Titel angeredet. Auch hier wurde der Betrag für Kost und Wohnung auf den Tag bedungen und Madame Meyer ersucht, die in Mannheim gebliebenen Coffer und das Clavier den Reisenden übermachen zu wollen. Der eintretende Abend schied die Gesellschaft. Die Freunde, nun wieder ganz auf sich eingeschränkt, begaben sich auf das ihnen angewiesene Zimmer, wo sie aber nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten.

Da man die täglichen Kosten des Aufenthaltes wußte, so ließ sich leicht berechnen, daß die Baarschaft auf höchstens drei Wochen ausreichen könne, in welcher Zeit Schiller seine Arbeit zu beendigen hoffte. Allein es ließ sich leicht voraussehen, daß dieses nicht der Fall sein würde, indem er viel zu sehr mit seinem neuen Trauerspiel beschäftigt war und schon am ersten Abend in Oggersheim den Plan desselben aufzuzeichnen anfing. Gleich bei dem Entwurf desselben hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der

Mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so wie im wirklichen Leben zeigen könne. Im voraus schon ergötzte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musicus Miller so recht naiv-drollig darstellen werde und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Da er die Werke Shakespeare's nur gelesen, aber keines seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viele Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Contrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publicum ist, welche die große Einsicht des Dichters oder die Selbstverläugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.

Er war so eifrig beschäftigt, alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benützen, die demselben eben so förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Clavier alle Affecte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne.

Er machte daher meistens schon bei dem Mittagtische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an S.: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?“ — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war,

mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unvernehmliche begeisterte Laute ausbrach.

Auf diese Art verflossen einige Wochen, bis er dazu gelangte, über die bei „Fiesco" zu treffenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lang er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lang er die Anzahl der vorkommenden Personen und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich.

Erst nachdem er hierüber in Gewißheit war, konnte er die Anordnungen in dem frühern Trauerspiel beginnen, wobei er aber dennoch den Ausgang desselben vorläufig unentschieden lassen mußte. Daß dieser Ausgang nicht so sein dürfe, wie er durch die Geschichte angegeben wird, wo ihn ein unglücklicher Zufall herbeiführt, blieb für immer ausgemacht. Daß er tragisch, daß er der Würde des Ganzen angemessen sein müsse, war eben so unzweifelhaft. Nur blieb die schwierige Frage zu lösen, wie, durch wen oder auf welche Art das Ende herbeizuführen sei. Schiller konnte hierüber so wenig mit sich einig werden, daß er sich vornahm, alles Frühere vorher auszuarbeiten, die Katastrophe durch nichts errathen zu lassen und obige Zweifel erst, wenn das Übrige fertig wäre, zuletzt zu entscheiden.

Beinahe ein Monat war verflossen, und „Fiesco" noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte.

Nur diejenigen, welche nicht selbst Fähigkeit zu Arbeiten haben, wobei Begeisterung und Einbildungskraft beinahe ausschließend thätig sein müssen, können diese Unentschlossenheit, diese Zögerungen Schillers eines Tadels würdig finden. . . .

Aber auch ungerechnet die Verhinderungen, welche ihm sein

eigenes Talent in den Weg brachten, konnte die Ursache, wegen welcher er den „Fiesco“ gerade jetzt beendigen mußte, für ihn nichts weniger als erfreulich sein. Denn so hoch er die Gaben des Himmels achtete, so gleichgültig war er gegen diejenigen, welche die Erde bietet, und es war gewiß nicht ermunternd, zur Erwerbung der letzteren sich gezwungen zu wissen. Der Aufenthalt in Oggersheim war in dem feuchten trüben Octobermonat gleichfalls nicht erheiternd.

Mochten auch die nach Mannheim und Frankenthal führenden Pappelalleen Anfangs recht hübsch aussehen, so fand man doch bald, daß sie nur darum angepflanzt seien, um die flache, kahle, sandige Gegend zu verbergen; daher waren die Reisenden um so früher an der mageren Aussicht gesättigt, als sie von zarter Jugend an an die üppigen Umgebungen von Ludwigsburg und Stuttgart gewöhnt waren, wo, besonders bei letzterer Stadt, überall Gebirge das Aug' erfreuen oder schon die ersten Schritte aus den Stadtthoren in Gärten oder gut gepflegte Weinberge führen.

Im Hause selbst war der Wirth von rauher harter Gemüthsart, welche seine Frau und Tochter, die sehr sanft und freundlich waren, öfters auf die heftigste Art empfinden mußten. Nur der Kaufmann des Orts war ein Mann, mit dem sich über mancherlei Gegenstände sprechen ließ, da er ein sehr großer Freund von Büchern und, zu seinem nicht geringen Nachtheil, ein wahrhaft ausübender Philosoph war. Wollte Schiller mit Meyer oder Herrn Schwan sich unterreden, so konnte er nur um die Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, wo er dann über Nacht bleiben mußte und erst bei Anbruch des Tages zurückkehren konnte. S. war, was diesen Umstand betraf, viel freier, weil er für sich keine Gefahr befürchten zu dürfen glaubte. Er war manchen halben Tag daselbst, um Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden.

Der October nahte sich seinem Ende und mit diesem auch die Baarschaft, welche beide mit hieher gebracht hatten. Es blieb kein anderes Mittel, als daß S. noch einmal nach Hause schrieb und seine Mutter bat, ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hieher zu schicken, indem er wahrscheinlich genöthigt sein werde, in Mannheim zu bleiben, wenn sich das Schicksal Schillers nicht so vollständig verbessere, als beide erwarteten.

Endlich war in den ersten Tagen des Novembers das Trauerspiel „Fiesco" für das Theater umgearbeitet und ihm der Schluß gegeben worden, welcher der Geschichte, der Wahrscheinlichkeit am angemessensten schien. Man darf glauben, daß die letzten Scenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau vorher bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte. . . .

Mit weit mehr Ruhe und Zufriedenheit als früher begab sich Schiller nach der Stadt, um Herrn Meyer das fertige und in's Reine geschriebene Manuscript einzuhändigen. Da er alles geleistet, was der Gegenstand zuließ, oder von dem er hoffen konnte, daß es den Wünschen des Baron Dalberg so wie zugleich den Forderungen der Bühne angemessen sei, so glaubte er auch, daß seine Bedrängnisse bald beendigt sein würden und er das Leben auf einige Zeit mit frohem Muthe werde genießen können. Es verging jedoch eine ganze Woche, ohne daß der Dichter eine Antwort erhielt, die ihm doch auf die nächsten Tage zugesagt worden. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß er sich, an Baron Dalberg zu schreiben und sich noch einmal zu Herrn Meyer zu begeben, um eine Auskunft über das, was er erwarten könne, zu erhalten.

Es war gegen die Mitte Novembers, als Schiller und S. des Abends bei Herrn Meyer eintraten und diesen nebst seiner

Gattin in größter Bestürzung fanden, weil kaum vor einer Stunde ein württembergischer Officier bei ihnen gewesen sei, der sich angelegentlich nach Schillern erkundigt habe. Herr Meyer hatte nichts gewisser vermuthet, als daß dieser Officier den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, und demzufolge betheuert, daß er nicht wisse, wo dieser sich gegenwärtig befinde. Während dieser Erklärung klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile nichts Besseres zu thun, als Schiller mit S. in einem Cabinett, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter vom Hause, der gleichfalls voll Bestürzung aussagte: er habe den Officier auf dem Kaffeehause gesprochen, der nicht nur bei ihm, sondern auch bei mehrern Anwesenden sehr sorgfältig nach Schillern gefragt habe; allein er seinerseits hätte versichert, daß der Aufenthalt desselben jetzt ganz unbekannt wäre, indem er schon vor zwei Monaten nach Sachsen abgereis't sei. Die Geflüchteten kamen aus ihrem Versteck hervor, um die Uniformsaufschläge und das Persönliche des Officiers zu erforschen, weil es vielleicht auch einer von den Bekannten Schillers sein konnte; allein die Angaben über alles waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person rathen konnte. Noch einigemal wiederholte sich dieselbe Scene durch neu Ankommende, die mit den andern voller Ängstlichkeit um die beiden Freunde waren, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten noch auch nach Oggersheim zurückgehen konnten.

Wie aber der feine gewandte Sinn des zarteren Geschlechtes allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer, immer gewohnt, nur starke Mittel anzuwenden, nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sei heute noch ihr Name genannt!) erbot sich, Schillern und S. in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht

hatte, nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt sein konnte und sich auch niemand in der Absicht, um jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen und sie dann sogleich dahin geleitet. Herr Meyer hatte versprochen, am nächsten Morgen zum ersten Secretär des Ministers Grafen von Oberndorf zu gehen, um diesen, da er ihn sehr gut kenne, zu fragen, ob der Officier in Aufträgen an das Gouvernement hier gewesen sei.

Das Zimmer, welches den beiden Freunden als Zuflucht angewiesen worden, war sehr schön und geschmackvoll, mit Nothwendigem so wie Überflüssigem ausgestattet. Unter den zahlreichen Kupferstichen, mit denen die Wände behangen waren, befanden sich auch die zwölf Schlachten Alexanders von Lebrun, welche den Betrachtenden bis spät in die Nacht die angenehmste Unterhaltung gewährten. Gegen zehn Uhr des andern Morgens wagte sich S. aus dem Palais, um sich zu Herrn Meyer zu begeben und zu vernehmen, ob etwas zu befürchten sei. Diesen aber hatten seine eigenen Sorgen schon in aller Frühe zu dem Secretär des Ministers getrieben, von dem er die Versicherung erhielt, daß der Officier keine Aufträge an Graf Oberndorf gehabt und sich auch aus dem Meldzettel des Gastwirths ergebe, daß er schon gestern Abend um sieben Uhr abgereis't sei. Nach einigen kurzen Besuchen begab sich S. sogleich zu Schillern, um ihm diese beruhigende Kunde zu überbringen und ihn aus seinem schönen Gefängniß zu befreien, welches er auch sogleich verließ, um sich zu Herrn Meyer zu verfügen.

Hier wurde nun die unsichere Lage des Dichters umständlich besprochen, welche, der unnützen Angst von gestern ungeachtet,

eben so gefährlich für ihn selbst als für jeden, der Antheil an ihm nahm, beunruhigend schien. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht in Mannheim verweilen könne, so willkommen es ihm auch gewesen wäre, für das Theater wirksam zu sein und zugleich durch Anschauung der aufgeführten Stücke seine Einsicht in das Mechanische der Bühne zu erweitern. Daher wurde mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde von ihm beschlossen, daß, sobald die Annahme seines „Fiesco" entschieden sei, er sich sogleich nach Sachsen begeben wolle. Daß er, aller etwa anzustellenden Nachforschungen ungeachtet, daselbst einen sichern, von allen Sorgen befreiten Aufenthalt finden könne, dafür hatte er glücklicherweise schon in Stuttgart Anstalten getroffen. Frau von Wolzogen, die ihn sehr hoch achtete, und deren Söhne mit ihm zugleich in der Akademie erzogen worden, hatte ihm, als er ihr nach seinem Arrest den Vorsatz, von Stuttgart entfliehen zu wollen, vertraute, feierlich zugesagt, ihn auf ihrem in der Nähe von Meiningen liegenden Gute Bauerbach so lange wohnen und mit allem Nöthigen versehen zu lassen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe. Dieses in einer guten Stunde erhaltene Versprechen wollte jetzt Schiller benützen und schrieb sogleich an diese Dame nach Stuttgart, wo sie sich aufhielt, um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werde.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über „Fiesco", welche ganz kurz besagte, „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne."

So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung, das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß, so sehr er es auch be-

reute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen, so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung seines Stückes verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufzehrte und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art dafür zu entschädigen oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe, so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu edel, viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte sich, gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereis't sei.

Um jedoch den Leser zu versichern, daß die Mitglieder des Theaterausschusses, denen „Fiesco" zur Prüfung vorgelegt worden, die Meinung ihres Chefs nicht völlig theilten, werde schon jetzt das Votum eines derselben, das Schiller ein Jahr später in dem Protokoll des Theaters fand, angeführt:

„Obwohl dieses Stück für das Theater noch einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiemit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Unterzeichnet war: „Iffland."

Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg konnten diesem Gutachten, das noch heute Iffland die größte Ehre bringt, ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war.

Das Nächste, das Einzige und Letzte, was nun zu thun war, unternahm Schiller sogleich, indem er zu Herrn Schwan ging und ihm „Fiesco“ für den Druck anbot. Herr Schwan, der als Gelehrter und Buchhändler den Ruf eines vortrefflichen Mannes mit vollem Rechte genoß, übernahm dieses Stück mit großer Bereitwilligkeit und bedauerte nur, als er es durchlesen, daß er die vortreffliche Dichtung nicht höher als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne, da ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein anderer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe.

Was Schillern aber unter allen diesen Widerwärtigkeiten am schmerzlichsten fiel, war der Gedanke, daß er seinen Freund S. in sein böses Schicksal mit verflochten, indem dieser all das Geld, das er zu der vorgehabten Reise nach Hamburg hätte verwenden sollen, in der Hoffnung, daß der Dichter in Mannheim reichliche Unterstützung finden müsse, aufgeopfert hatte, und nun an keinen Ersatz zu denken war. Schon im August hätte S. nach Wien reisen sollen, wo ihn eine Aufnahme erwartete, die ihn zwar jeder Sorge für seine Bedürfnisse überhoben, aber in seiner Kunst nicht weiter gefördert hätte. Er zog es also vor, seine jungen Jahre nicht müßig zu vergeuden, sondern lieber nach Hamburg zu gehen, um, wenn es auch mit den größten Entbehrungen geschehen müßte, sich in der Musik so viel als möglich auszubilden; worin ihm auch Schiller, dem er diese Sache schon früher vertraut hatte, vollkommen beistimmte. Nun konnte S. weder in den einen noch in den andern Ort gelangen, indem seine Mutter nicht wohlhabend genug war, um ihm sogleich wieder neue Hülfe zukommen zu lassen. Nach allen Meinungen schien es das Beste zu sein, daß er vor der Hand in Mannheim bleibe, weil noch mehrere Mitglieder der churfürstlichen Capelle daselbst wohnten, deren Unterricht oder Beispiel er benützen konnte, wozu die Herren Schwan, Meyer und seine

Freunde alles beizutragen versprachen. S. ergab sich in das, was vorläufig nicht zu ändern war, viel williger, als daß er jetzt schon in die Stadt ziehen und Schillern noch acht bis zehn Tage in Oggersheim allein lassen sollte. Allein es mußte sein. Beide hatten sich aufgezehrt; im Gasthof war es zu theuer, und ihre Noth war schon so groß geworden, daß der Dichter seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Die letzten vierzehn Tage mußte man aber dennoch auf Borg leben, wo man dann auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.

Der arme Dichter erhielt für „Fiesco“ gerade so viel, um besagte Kreidenstriche auslöschen zu lassen, um einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und um seine Reise bis Bauerbach ohne Furcht vor neuem Mangel bestreiten zu können. Der Antritt dieser Reise war auf den letzten November bestimmt. Da Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt, Gelnhausen rc. nach Meiningen gehen, sich aber auf der Post in Mannheim nicht zeigen wollte, so kam Herr Meyer mit ihm überein, ihn mit S. und einigen Freunden in Oggersheim abzuholen und von da nach Worms zu bringen, wo er dann den nächsten Tag mit dem Postwagen abfahren könne.

An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim, wo sie Schiller gerade beschäftigt fanden, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dieß gar nicht so nöthig, als wohl bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal

die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackerer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte, was wenige Dichter thun, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor: „Die Qual erlahme an meinem Stolze“ bei Umständen, in welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte.

Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe „Ariadne auf Naxos“ spielen zu sehen. Daß die Aufführung eben so ärmlich als lächerlich sein mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemahlt waren, und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde. Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Ähnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der andern ihm kaum ein Lächeln entlocken; denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte.

Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die andern schieden sehr unbefangen und redselig.

Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde ge-

wechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können! . . .

Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Decembers herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Überrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer bessern Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte.

Seine Freunde beklagten ihn sehr, und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte sich jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können; und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht oder deßhalb gemahnt worden.

Eben so natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten.

Daß er, um dem bisher erlittenen unerträglichen Zwange zu entgehen, das Äußerste gewagt, daß er durchaus nicht Arzt, sondern Dichter sein wollte, daß er, um sich dem so reizend scheinenden Stande mit ganzer Kraft widmen zu können, eine sehr kümmerliche Besoldung aufgeben konnte, schien eben so unüberlegt, als es wenige Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse anzeigte.

Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Ärzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte.

Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein erstes Schauspiel erregt, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren bloß mit etlichen Thalern in der Tasche und nur mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Eckhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schillers gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schillers seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm reichlich zu Gebot stehenden Witze den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden. Seine treffenden Bemerkungen ließen die Verhältnisse des Dichters in einem mehr heiteren Lichte erscheinen. Vorläufig konnte man sich in so fern beruhigen, als er doch auf einige Zeit wenigstens gegen Mangel oder Verfolgungen gesichert war.

Nur wurde nicht mit Unrecht bezweifelt, ob seine dramatischen Arbeiten in gänzlicher Abgeschiedenheit gefördert werden könnten, oder ob sein Geist, von allem erheiternden Umgang abgeschnitten und bei Entbehrung der nöthigen Bücher, nicht in kurzer Zeit abgestumpft würde. Sein tiefes Gefühl, seine frische jugendliche Kraft ließen letzteres zwar nicht so bald befürchten; indessen vereinigten sich doch alle Wünsche dahin, daß ein glücklicher Zufall

eintreten und für ihn die günstigsten Umstände herbeiführen möchte. . . .

Da wir jetzt unseren so lang in ängstlichen Sorgen und Ungewißheit lebenden Dichter geborgen wissen und . . . mit seinen Lieblingsarbeiten und in einer Idyllenwelt lebend vermuthen dürfen, so sei es erlaubt, die Personen, denen er [in seinem Briefe vom 8. December 1782] empfohlen zu sein wünscht, dem Leser etwas näher bekannt zu machen und mit einer kurzen Erklärung vorzustellen. Die Herren Schwan und Meyer sind schon früher erwähnt worden. Herr Cranz, damals auf Kosten des Herzogs von Weimar in Mannheim, um sich bei Fränzel auf der Violine und bei Holzbauer in der Composition auszubilden, war bei Herrn Meyer Kostgänger, sah also Schiller sehr oft daselbst, der ihn auch wegen seines biederen, obwohl sehr trockenen Charakters wohl leiden mochte. . . .

In dem kleinen Oggersheim war Herr Derain der einzige Kaufmann, welcher sich aber weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolkes als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte.

Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen als ihren Kindern seien, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten oder Viehstand liefern könne. Daß solche Ermahnungen die Käufer eher abschreckten als herbeizogen, war ganz natürlich. Aber Herr Derain, als lediger Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren, der ein kleines Vermögen besaß, kümmerte sich um so weniger hierüber, je seltner er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüth des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte

seinen Umgang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmidt und Wolf seien, die in seiner Nähe wohnten, und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des „Fiesco" die früher geschriebenen Scenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen so wie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu „Luise Millerin" verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was dann die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin, die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen eben so viele Neugier für alles Geschriebene verband, diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte und solche zu Herrn Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neueren Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

S. war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verläugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das herzlichste kund zu geben. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen Novemberabenden eine wahre Erquickung war.

Die Freundschaft und Achtung für Herrn Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren.

Der Officier, dessen Erscheinung Schiller und seine Freunde in den größten Schrecken versetzte, war nach einem Schreiben von Schillers Vater an Herrn Schwan kein Verfolger, sondern ein akademischer Freund, der bei einer Reise ausdrücklich den Umweg über Mannheim machte, um den Dichter zu sprechen, welches aber, wie oben erwähnt, auf die sorgsamste Weise verhindert wurde.

Und hier ist auch der Ort, um den Leser zu versichern, daß der Herzog von Württemberg auf keinerlei Weise jemals die geringste Vorkehrung treffen ließ, um seinen entflohenen Zögling wieder in seine Gewalt zu bekommen und zu bestrafen. Er mochte sich wohl erinnern, daß er Schiller wider dessen Willen und fast zwangsweise in die Akademie aufgenommen, daß der Knabe so wie der Jüngling durch treffende überraschende Antworten, durch untadelhafte Sitten seine wahrhaft väterliche Zuneigung sich erworben, daß ein schon im ersten Versuche sich so kühn aussprechendes Talent unmöglich durch einen militärischen Befehl unterdrückt werden könne. Oder war es Rücksicht gegen den ihm fast unentbehrlich gewordenen Vater? War es Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie? Wollte er das mißbilligende Gefühl, das sich wegen der Gefangenhaltung Schubarts in ganz Deutschland allgemein und laut äußerte, nicht noch weiter aufreizen? War es natürliche Großmuth? Genug, der Herzog gab dieser Sache nicht die geringste Folge und bewies dadurch ganz offenkundig, daß er die Flucht Schillers nur als einen Fehler, aber nicht als ein Verbrechen beurtheilte. . . .

Was Schiller . von dieser Reise [nach Weimar und Gotha] abhielt, war die Sirenenstimme, die sich von dem Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ und die seine Nerven so sehr in Schwingung versetzte, daß er ihren Lockungen nicht widerstehen konnte und alles Andere von sich abwehrte. . . .

Schiller konnte der süßtönenden Stimme um so weniger widerstehen, als nach seinen Begriffen die Schaubühne so wie die Arbeiten für dieselbe einen Einfluß und eine Wichtigkeit hatten, die durch keine andere Kunst oder Wissenschaft bewirkt werden könne. Und bei der ersten Bühne Deutschlands sollte er nun Dichter, Lenker eines reinen veredelten Geschmackes werden! Jetzt wäre der Zeitpunct eingetreten, wo er seine Ideale, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft lebend, handelnd der gespannten Aufmerksamkeit einer Menge von Zuschauern vorführen könnte! Und diese so lang ersehnte Gelegenheit sollte er zurückweisen?

Zu viel wäre dieses gefordert! Er mußte dem Anerbieten entsprechen und traf auch in den ersten Tagen des Septembers 1783, nur von Herrn Meyer und dessen Frau erwartet, in Mannheim ein.

Seinem zurückgelassenen Freunde S. wurde absichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts gesagt, weil er sich, da sein eigenes Glück durch den unnützen Aufenthalt in Oggersheim gestört worden, schon zu oft gegen das Versprechen und Verlocken geäußert und das Verfahren gegen den unglücklich gemachten Dichter bei seinem wahren Namen benannt hatte.

Auch wurde ihm durch dieses Verheimlichen eine Überraschung bereitet, die vollkommen gelang. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meyer eintrat, konnte er kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Schiller sei, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen ihm entgegentrat.

Nach den herzlichsten Umarmungen und nachdem die eiligsten Fragen beantwortet waren, kündigte Schiller seinem Freund an, daß er von Baron Dalberg als Theaterdichter nach Mannheim berufen worden und als solcher mit einer Besoldung von 300, sage: dreihundert, Gulden Reichswährung nächstens sein Amt antreten werde. Seine Zufriedenheit über diese Anstellung

sprach aus jedem Wort, aus jedem Blick, und er mochte sich wohl denselben Himmel in der Wirklichkeit dabei denken, der auf dem Theater oft so täuschend dargestellt wird.

Unter dem ruhigen Genuß seiner Freunde und der Schaubühne, unter einer Menge von Planen und Besprechungen über seine künftigen Arbeiten vergingen mehrere Wochen, und ehe er noch an den Abänderungen des „Fiesco“ oder der „Luise Millerin“ etwas angefangen hatte, überfiel ihn das kalte Fieber, welches ihn anfänglich zu allem untüchtig machte.

Der Sommer dieses Jahres 1783 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Hitze aus, durch welche aus dem mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgraben eine so faule verdorbene Luft entwickelt wurde, daß kaum die Hälfte der Einwohner von diesem Übel verschont blieb. Auch verursachte die dumpfe Luft in dieser Festung, deren hohe Wälle jeden Zug, jede Strömung eines Windes verhinderten, bei allen Krankheiten gefährlichere Folgen als sonst, und der Tod beraubte in der Mitte des Octobers Schiller eines Freundes, der ihm um so werther geworden, je mehr er Gelegenheit gehabt hatte, dessen edles offenes Gemüth kennen zu lernen. Der Theaterregisseur, Herr Meyer, dessen schon so oft erwähnt worden, starb an einer Anfangs unbedeutend scheinenden Krankheit, wodurch nicht nur seiner Frau und seinen Freunden, sondern auch seinen Kunstgenossen so wie der Schaubühne selbst ein sehr lang gefühlter Verlust verursacht wurde. . . . Zur Rechtfertigung der ärztlichen Kenntnisse Schillers darf hier versichert werden, daß er die schlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt verordnet hatte, voraussagte.

Wenn schon das Wechselfieber den thätigen kühnen Geist des Dichters lähmte, so waren die Einwendungen, welche man gegen sein zweites Trauerspiel machte und die er beseitigen sollte, noch weniger geeignet, seine Einbildungskraft aufzuregen

Die Bahn, die er sich in seinen Arbeiten für die Bühne vorgezeichnet hatte, war ganz neu und ungewöhnlich, daher es den Schauspielern, die meistens nur bürgerliche oder sogenannte Conversationsstücke aufzuführen gewohnt waren, sehr schwer und mühsam wurde, die Ausdrücke des Dichters so zu geben, wie er sie schrieb, und in welche sich, ohne deren Sinn zu stören oder in's Gemeine herabzuziehen, durchaus nichts aus der Umgangssprache einflicken ließ. Daß bei den „Räubern" derlei Einwendungen weniger gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff so wie die ergreifende Wirkung, welche die meisten Scenen hervorbrachten, die Ursache. Besonders eiferte letzteres jeden Mitwirkenden an, alle Kräfte beisammen zu halten, um auch in den unbedeutend scheinenden Theilen keine Störung zu verursachen, damit das Werk so, wie es aus der dichterischen Kraft entsprungen, ein erstaunungswürdiges Ganzes bliebe.

Bei „Fiesco" war der Inhalt schon an sich selbst kälter. Die schlauen Verwicklungen erwärmten nicht; die langen Monologe, so meisterhaft sie auch waren, konnten nicht mit Begeisterung aufgefaßt und gesprochen werden, indem sich größtentheils nur der Ehrgeiz darin mahlte und zu fürchten war, daß die Zuschauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man gestand nicht gern, daß die Anstrengung des Darstellers mit dem zu erwartenden Beifall nicht im Verhältniß stehen möchte, weil erstere zu groß und letzterer zu gering sein würde.

Am meisten wurde gegen den Schluß eingewendet, weil er weder den ersten Schauspielern noch dem Publicum Genüge leisten könne und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden des Stückes genommen, bedeutend schwächen würde.

Wenn man bedenkt, daß der tiefe umfassende Geist Schillers sich auch in späterer Zeit nie bequemen konnte, ein Stück so zu

entwerfen und zu schreiben, daß es den Forderungen oder, eigentlicher zu reden — da vorzüglich die unterhaltenden Künste den geringern Kräften der Menge angepaßt werden müssen —, dem Handwerksmäßigen des Theaters in allen seinen Theilen angemessen hätte sein können, so kann man sich vorstellen, mit welchem Widerwillen er sich an Abänderungen (worunter nicht Abkürzungen verstanden sind) überhaupt, besonders aber, wie bei „Fiesco“ der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müßte. War auch sein Kopf gewandt genug, um jede Begebenheit als möglich darzustellen, so mußte doch an die Stelle des Zerstörten etwas Neues geschaffen werden, das, wie jeder, dem Geistes- oder Kunstarbeiten bekannt sind, gestehen muß, entweder nicht so gut geräth oder doch viel schwieriger als ersteres ist.

Indessen mußte er diese Einwürfe berücksichtigen, und ungeachtet der Unterbrechungen durch seine Krankheit und die dadurch gestörte gute Laune wurde er dennoch in der zweiten Hälfte des Novembers mit Umarbeitung des „Fiesco“ fertig.

Nun mußte aber das ganze Stück in's Reine und in der genauen Folge geschrieben werden, wozu, da man diese beschwerliche Arbeit nicht von ihm verlangen konnte, ein Regimentsfourier vorgeschlagen wurde, der eine sehr deutliche und hübsche Handschrift hatte. Da so vieles aus der ersten Bearbeitung gestrichen, zwischenhinein abgeändert oder ganz neu eingelegt war, so durfte die Anordnung dem Abschreiber nicht überlassen bleiben, sondern mußte ihm in die Feder gesagt werden.

In den ersten Stunden fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald sitzend, bald auf- und niedergehend vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er seinen ihm so werth gewordenen Helden Fiesco in Viesgo, die liebliche Leonore in Leohnohre, Calcagna in Kallkahnia verwandelt und in den

übrigen Eigennamen falsche Buchstaben so wie die meisten Worte der gewohnten Rechtschreibung entgegen fand.

Seine Klagen hierüber waren eben so bitter als auf eine Art ausgesprochen, die zum Lachen reizte, indem er gar nicht begreifen konnte, daß jemand, der so schöne Buchstaben mache, nicht auch jedes Wort richtig sollte schreiben können.

Noch einmal, nachdem er den Mann vorher alle Namen ordentlich hatte aufzeichnen lassen, versuchte er es wieder vorzusagen. Als er aber dennoch fand, daß Fiesco jetzt mit einem F und später mit einem V anfing, da verlor er die Geduld so gänzlich, daß er, um diese Augenmarter nicht länger aushalten zu müssen, sich entschloß, selbst das ganze Stück in's Reine zu schreiben. Er war so fleißig dabei, daß solches in der Mitte Decembers dem Baron Dalberg überreicht werden konnte. Zufrieden mit seiner in den verflossenen zwei Monaten bewiesenen Thätigkeit konnte der kranke Dichter allerdings sein, obwohl diese, da er nur die vom Fieber freien Tage und die Nächte benützen konnte, seine Kräfte sehr abspannte und sein sonst immer heiteres Gemüth sich öfters verdüsterte. Aber nicht allein eine solche Anstrengung war geeignet, jede muntere Laune zu verscheuchen, auch sein übriges Verhältniß, das in Beziehung des Einkommens im grellsten Widerspruch mit seinen frühern Erwartungen stand, mußte ihn schon darum zum Mißvergnügen reizen, weil ihm dieses in den Briefen von seiner Familie sehr bemerklich gemacht wurde. Besonders war der Vater sehr unzufrieden, seinen Sohn in einem so ungewissen, nichts dauernd zeigenden Zustand zu wissen, und er glaubte ihn nur dann für die Zukunft geborgen, wenn er wieder Arzt und unter dem Schutze des Herzogs wäre. Das Herz der Mutter, konnte es ruhig schlagen, wenn sie ihren Liebling in seiner Gesundheit, in seinem häuslichen Wesen, in seinen Sitten, die sie bei dem Theater sich zügellos denken mochte, im höchsten Grade gefährdet

glaubte? Auch die älteste Schwester vereinigte ihre Wünsche mit denen der Eltern und veranlaßte folgende Erwiderung des Bruders.

„Mannheim, am Neujahr 84.

Meine theuerste Schwester!

Ich bekomme gestern Deinen Brief, und da ich über meine Nachlässigkeit, Dir zu antworten, etwas ernsthaft nachdenke, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe von der Welt. Glaube mir, meine Beste, es ist keine Verschlimmerung meines Herzens; ... es ist eben so wenig Mangel an Aufmerksamkeit und Wärme für Dich; denn Dein künftiges Loos hat schon oft meine einsamen Stunden beschäftigt, und wie oft warst Du nicht die Heldin in meinen dichterischen Träumen! — Es ist die entsetzliche Zerstreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herum geworfen werde, es ist zugleich auch eine gewisse Beschämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Meinigen und über Deins in's Besondere bis jetzt so wenig habe zur Ausführung bringen können. ...

Du äußerst in Deinem Brief den Wunsch, mich auf der Solitude im Schooße der Meinigen zu sehen, und wiederholst den eh'maligen Vorschlag des lieben Papas, bei'm Herzog um meine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann Dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Württemberg mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lang ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Württemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Württemberg unterzukommen, vermuthen.

Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Übereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publicums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht, daß meine Umstände mich meinen eh'maligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, auf's neue in meinem Vaterlande suche. Die offene edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Übereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte.... Übrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — nur dieses sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Württembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will, im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. . . ."

Wahrlich, ein Beweis, wie er als Sohn, Bruder und Mann dachte, läßt sich durch nichts so offen, kräftig und schön als durch diesen Brief darstellen, dessen Inhalt um so schätzbarer ist, da er im größten Vertrauen geschrieben wurde und sich keine Ursache finden konnte, einen Gedanken anders auszudrücken als ganz so, wie er entstand. Denn diese Anhänglichkeit, diese kindliche und brüderliche Liebe war nebst dem stolzen Gefühl für Ehre und Erwerbung eines berühmten Namens der mächtigste Sporn für ihn, um durch sein Talent das Glück der Seinigen

eben so gewiß als sein eigenes zu befördern. Schon in Stuttgart, noch eh' er den Entschluß zu entfliehen gefaßt hatte, war dieses sehr oft der Inhalt seiner vertrauten Gespräche, so wie es auch, da er die Unmöglichkeit einsah, diesen Wunsch in seinen drückenden Verhältnissen verwirklichen zu können, ein Grund mehr wurde, sich eigenmächtig zu entfernen. Auf das treueste schildert er zehn Jahre später seine damaligen Erwartungen in dem Gedicht „Die Ideale“:

„Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer?
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!“

So waren seine Hoffnungen, als er das Kleinliche, Eigensüchtige der Menschen noch nicht aus der Erfahrung kannte, als quälende Sorgen mit ihren zackichten Krallen sich noch nicht an ihn geklammert hatten, als er noch glauben durfte, die Deutschen zu sich erheben und ihnen etwas Höheres als bloße Unterhaltung darbieten zu können.

Nur zu bald mußte er ausrufen:

„Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich."

Aber sein Muth blieb dennoch unbeugsam! Denn was tausend andere in ähnlichen Verwicklungen niedergedrückt oder zur Verzweiflung gebracht hätte, wurde von seinem mächtigen Geiste, der immer nur das höchste Ziel im Auge behielt, entweder gar nicht beachtet oder, wenn es auch schmerzte, nur belächelt.

Im Verfolg der Erzählung wird das Gesagte noch weiter bestätigt werden.

Noch während der Umarbeitung des „Fiesco" wurde es eingeleitet, daß Schiller in die „deutsche Gesellschaft" zu Mannheim, von welcher Baron Dalberg Präsident war, aufgenommen werden solle. Außer der in Deutschland so sehr gesuchten Ehre eines Titels hatte der Eintritt in diese Gesellschaft wenigstens den Vortheil, daß sie sich des unmittelbaren churfürstlichen Schutzes erfreute, wodurch denn der Dichter, im Fall er noch von dem Herzog von Württemberg angefochten worden wäre, wenigstens einigen Schutz hätte erwarten dürfen. Zu seinem Eintritt schrieb er die kleine Abhandlung „Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken?", welche noch immer die Mühe verlohnt, sie auf's neue durchzulesen, um den Zweck des Theaters überhaupt und auch die Ansichten des Verfassers über die Wirkung desselben kennen zu lernen.

Einige Monate nach dieser Aufnahme faßte er den Plan, eine Dramaturgie herauszugeben, um durch diese die Mannheimer Bühne als Muster für ganz Deutschland bilden, auch sich zugleich einen größern Wirkungskreis erwerben zu können. Anfangs glaubte man, daß es am besten sein würde, die Aufsätze

den Jahrbüchern der „deutschen Gesellschaft“ einzuverleiben. Jedoch der ganze, so eifrig gefaßte und so viel versprechende Vorsatz scheiterte, indem diese Jahrbücher, die nur ernste trockene Forschungen enthielten, durch Berichte über ein so flüchtiges Ding, wie das Theater zu sein scheint, profanirt worden wären, und weil die Theatercasse die von dem Dichter verlangte jährliche Schadloshaltung von 50 Ducaten nicht zu leisten vermochte. . . . Endlich in der Mitte Januars 1784 wurde das republicanische Schauspiel „Fiesco“ aufgeführt, dessen durch Unlenksamkeit der Statisten veranlaßte häufige Proben dem Verfasser manchen Ärger, viele Zerstreuung und öfters auch Aufheiterung verschafften. Es war alles, was die schwachen Kräfte des Theaters vermochten, angewendet worden, um das Äußerliche des Stücks mit Pracht auszustellen; eben so wurden auch die Hauptrollen, Fiesco durch Boeck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, vortrefflich dargestellt, und manche Scenen erregten sowohl für den Dichter als für die Schauspieler bei den Zuschauern die lauteste Bewunderung. Aber für das Ganze konnte sich die Mehrheit nicht erwärmen; denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und was vorzüglich erkältete, war, daß man bei dem „Fiesco“ ähnliche Erschütterungen wie bei den „Räubern“ erwartet hatte. . . .

Nach einigen Wochen Erholung begann er die Umarbeitung von „Luise Millerin“, bei welcher er wenig hinzuzufügen brauchte, wohl aber vieles ganz weglassen mußte. Schien ihm nun auch dieses ganze bürgerliche Trauerspiel ziemlich mangelhaft angelegt, so ließ sich doch an den Scenen, die den meisten Antheil zu erregen versprachen, nichts mehr ändern; sondern er mußte sich begnügen, die hohe Sprache herabzustimmen, hier einige Züge zu mildern und wieder andere ganz zu verwischen. Manche Auftritte, und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sa-

gen, die damals verbreitet waren, und deren Anführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte, solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden.

Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein „Verbrechen aus Ehrsucht" auf die Bühne.

Er war so artig, es Schillern vor der Aufführung einzuhändigen und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle, und dem der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt wurde. Der außerordentliche Beifall, den dieses Stück erhielt, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, daß dadurch seine „Luise Millerin" in den Schatten gestellt werde, denn niemand erinnerte sich, daß ein bürgerliches Schauspiel jemals so vielen Eindruck hervorgebracht hätte. Letzteres durfte jedoch meistens der Darstellung beigemessen werden, die so lebendig, der ganzen Handlung so angemessen war und in allen Theilen so rund von statten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß und, von der Begeisterung des Publicums mit fortgerissen, sich willig täuschen ließ.

Nicht lange nachher kam die Vorstellung des neuen Trauerspiels unseres Dichters an die Reihe, welchem Iffland, dem es vorher übergeben wurde, die Aufschrift „Cabale und Liebe" ertheilte. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden und seinen Freund S. zu sich dahin eingeladen.

Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach

Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dieß beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein: „Es geht gut" gehört.

Der zweite Act wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publicum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, so wie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden. . . .

Die ungewöhnlich günstige Aufnahme dieses Trauerspieles war den Freunden Schillers beinah eben so erfreulich als ihm selbst, indem sie, da seiner Arbeit nicht nur von Kennern, sondern auch von dem Publicum ein entschiedener Vorzug vor andern ähnlicher Art gegeben wurde, hoffen durften, daß er durch neue Werke nicht wie bisher nur Ehre und Beifall, sondern auch solche Vortheile gewinnen werde, die seine Verhältnisse des Lebens befriedigender gestalten könnten. Der Theaterdirection konnte es gleichfalls willkommen sein, daß in den verflossenen zwei Jahren auch zwei solche Stücke von ihm geliefert worden, deren Werth sich für eine lange Zukunft verbürgen ließ; und konnte er, wie es auch den Anschein hatte, so fortfahren, so war seine geringe Besoldung sehr gut angelegt.

In der Berauschung, die ein öffentlicher, mit Begeisterung geäußerter Beifall immer zur Folge hat, konnte er jedoch die Nachricht der Schwester . . ., daß die Mutter aus Sehnsucht nach

ihm kränklich sei, nicht vergessen, und erlaubte es früher, nachdem keine seiner Erwartungen erfüllt war, sein Stolz nicht, seiner Mutter sich zu zeigen, so war dieser durch den Titel eines Mitgliedes der „churpfälz'schen deutschen Gesellschaft" wie durch den überraschenden Erfolg seiner zwei letzten Stücke in so weit wenigstens befriedigt, daß er mit gerechtem Selbstgefühl seinen Angehörigen vor Augen treten durfte. Er entschloß sich daher, in Bretten, einem außerhalb der württemberg'schen Gränze liegenden Städtchen, mit seiner Mutter und ältesten Schwester zusammen zu kommen, und wenige Tage nach der ersten Aufführung von „Cabale und Liebe" begab er sich zu Pferd dahin. . . .

Es war ganz natürlich, daß der Wunsch des Vaters wie der Mutter dem Sohn auf das angelegentlichste empfohlen wurde, sich doch um eine sichere dauernde Anstellung zu bewerben, damit seine eigenmächtige Entfernung gerechtfertigt und sein Glück dauerhaft begründet sein möge. Allein mit allem guten Willen hierzu konnte er eine solche Veränderung nicht sogleich herbeiführen, und es blieb vorläufig nichts zu thun, als mit dem festen Vorsatz nach Mannheim zurückzukehren, durch neue sich auszeichnende Arbeiten seinem Schicksal eine bessere Wendung zu geben. Er glaubte, daß dieses ein Schritt dazu wäre, wenn er in Gesellschaft von Iffland und Beil, die zu Ende Aprils von Großmann in Frankfurt auf Gastvorstellungen eingeladen waren, die Reise dahin machte und dadurch den Kreis seiner Verehrer und Freunde erweiterte.

Bei seinem Aufenthalt daselbst wurde „Verbrechen aus Ehrsucht" wie auch „Cabale und Liebe" gegeben. Seine Äußerungen über die Verschiedenheit der Frankfurter gegen die Mannheimer Bühne so wie über die Mitglieder von beiden finden sich in seinen Briefen an Baron Dalberg.

Daß sich in Frankfurt diejenigen, welche Sinn für höhere Poesie hatten, an den Dichter drängten, der in so jungen Jahren

schon so viele Beweise der Überlegenheit seines Geistes an den Tag gelegt, läßt sich sehr leicht denken. . . .

Unter andern neuen Bekanntschaften machte er auch die des Doctor Albrecht und dessen Gattin, welche letztere . . . später das Theater betrat. Beide waren auch Freunde des Bibliothekars Reinwald in Meiningen und erinnerten Schiller an die . . . Nachlässigkeit, diesem, dem er so viele Verbindlichkeit hatte, seit der Abreise aus Bauerbach noch nicht geschrieben zu haben.

Kaum nach Mannheim zurückgekehrt, beeilte er sich, seinen Fehler durch ein offenes Geständniß wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu mildern, und schrieb Herrn Reinwald folgenden Brief. . . .

Mehrere Stellen dieses Briefes, als die Klagen über sein häusliches Leben, über das Unzulängliche seiner Einnahme, seine Zerstreuung und schwärmerischen Träumereien, die Sehnsucht nach Bauerbach ꝛc., fordern hier um so mehr einige Erläuterungen, als er ein viel zu bedeutender Mensch war, um solche Umstände übergehen zu können, und weil hierüber ein Zeuge berichten kann, dem nichts verborgen oder verhehlt wurde. . . .

Man denke sich . unsern Schiller im Brüten über dem Plan eines Trauerspieles, in dem Entwurfe einer Scene, in der Ausarbeitung eines Monologes, und stelle sich vor, wie ihm sein mußte, wenn ihm reine Wäsche übergeben und die gebrauchte gefordert wurde, wenn er letztere erst suchen und deren durchsichtigen Zustand erklären mußte, wenn er nach spätem Erwachen die wenigen Stücke seiner Kleidung beschädigt fand oder sein nur nach Viertelstunden bedungener Diener zu unrechter Zeit eintraf, man denke sich dieses und glaube dann, daß er trotz seiner Gutmüthigkeit oft in eine widerliche Gemüthsstimmung gerieth.

Aus diesem Zustande hätte ihn nur weibliche Fürsorge erlösen können, die aber in Mannheim fehlte, weil er abgesondert wohnte, sich auch seine kärgliche Mittagskost, von der noch für

den Abend etwas zurückgehalten werden mußte, aus einem Gasthause holen ließ. Es würde übrigens eine sehr belustigende und des Pinsels eines Hogarths würdige Aufgabe sein, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen; denn es würde sich hier durchaus nichts Bewegliches und selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird, an seinem Platze finden. Unordnung bei jungen Männern ist etwas Gewöhnliches, aber bei den sogenannten Genies übertrifft sie jede Vorstellung. Seine Einnahme während acht Monaten setzt er selbst auf 500 fl. Reichswährung an. Wem dieses zu wenig scheint, dem darf versichert werden, daß auch diese unbedeutende Summe noch beinah um 100 fl. zu hoch angegeben ist, denn außer seiner Besoldung von 300 fl., die er vorausnehmen mußte, konnte ihm nur der Ertrag des Druckes von „Cabale und Liebe" zufließen. Mit diesen geringen Mitteln mußte er sich neu kleiden, Wäsche, Betten, Hausgeräthe anschaffen, er mußte, wie er selbst sagt, sogenannte Ehrenausgaben, das heißt, kleine gesellschaftliche Unterhaltungen, Ausflüge auf das Land mitmachen, daher er denn auch immer nicht nur für den nächsten Monat, sondern für die nächste Woche, ja oft für den nächsten Tag in Sorgen war und doch immer schuldige Rückstände bezahlen sollte.

Zu dieser bangen qualvollen Lage gesellte sich dann auch noch das kalte Fieber, welches besonders im Entstehen alle Martern des Tantalus mit sich führte. Denn der brennendste Durst, der heißeste Hunger durfte nicht genugsam gestillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten. Die Hülfe dagegen, nur in Brechmitteln und Chinarinde bestehend, schwächte den Magen eben so sehr, als sie ihn belästigte; und wenn nichts mehr helfen wollte, mußte man wohl den Rath des Arztes befolgen und so viele Chinapulver, als man sonst in vierundzwanzig Stunden hätte gebrauchen sollen, zwei Stunden vor dem Eintritte des Fiebers auf ein-

mal nehmen, was freilich oft half, aber ein solches Toben des Magens veranlaßte, daß man glaubte, vergehen zu müssen, und was auf lange Jahre hinaus die übelsten Folgen zurückließ.

Möge der Leser, wenn er sich an den Schönheiten von „Fiesco“ und „Cabale und Liebe“ ergötzt oder in den herrlichen Scenen von „Don Carlos“ seine Gefühle schwelgen läßt, doch nie vergessen, daß unter so drückenden beugenden Umständen die obigen Stücke verändert und der erste Act des letztern gedichtet wurde, alsdann erst wieder den Göttersohn bewundern, der unter so vielen Übeln seinen Geist immer thätig erhielt und an der heiligen Flamme nährte, die nicht von der Erde, sondern von oben her leuchtet.

Man wird es begreiflich finden, daß der Augenzeuge dieser Lage, der Freund des Dichters, es später nie mehr über sich gewinnen konnte, eines dieser drei Stücke vorstellen zu sehen. So oft er den Versuch dazu machte, so mußte er dennoch sich bei dem ersten Auftritte schon entfernen, weil ihn ein Schmerz, eine Wehmuth befiel, die sich nur im Freien stillen konnten. . . .

Die Äußerung in obigem Briefe, „daß sein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt sein seligster gewesen,“ war ganz seinen damaligen Umständen angemessen. Dort, in diesem stillen Ort, in Gesellschaft und unter dem Schutz einer wohlwollenden Freundin, hatte er keine Sorgen, durfte sich um die Bedürfnisse des Lebens nicht bekümmern, brauchte kein Geld, weil die Gelegenheit zu Ausgaben fehlte, und konnte um so ungestörter seinen Träumen nachhängen, als ihm zarte Achtsamkeit und Pflege jede Mahnung an die Kleinigkeiten des Tages ersparten. Diese Ruhe, dieser behagliche Zustand war ihm so unvergeßlich, daß er nach Versicherung seiner Schwester noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die schönste und glücklichste seines Lebens rühmte. Daß er sich über „tausend kleine Sorgen, Bekümmernisse, Entwürfe, die ihm ohne Aufhören vorschwebten, und seinen Geist, seine

dichterischen Träume zerstreuten" rc. gegen Herrn Reinwald beklagte, kam daher, daß er in einer Gesellschaft, die jeden Augenblick Forderungen an ihn machte, leben mußte und lästige Frager, Besucher oder Amtsgeschäfte nicht zurückweisen durfte.

Ihm mußte alles Störungen verursachen, da er wachend und träumend für nichts und in nichts als theatralischen Dichtungen lebte, in diesen wie in seinem eigentlichen Elemente sich befand, sie immerwährend ordnen, niederschreiben zu wollen schien und dennoch bei der Menge sich ihm darbietender Gegenstände zu keiner Entscheidung gelangen konnte. Schon in Stuttgart hatte er sich vorgenommen, „Konradin von Schwaben" zu bearbeiten; später wurde er von Baron Dalberg aufgefordert, den „Don Carlos" dafür zu nehmen. Während er sich noch in Mannheim mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwicklung haben sollte. Endlich glaubte er, einen solchen fest halten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Dramas und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen.

Er machte die richtige Unterscheidung, daß ihm das Beispiel Shakespeare's, der in „Cäsar" und „Macbeth" einen Geist erscheinen läßt, hierin nicht rechtfertigen könne, indem dieser nur als eine Nebensache angewendet worden, die weder auf die Handlung selbst noch auf deren Ausgang den mindesten Einfluß ausübe.

Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz

entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden. Daher beschäftigten sich seine Gedanken so lange mit einem Plane, bis er entweder die Hoffnung, einen wirkungsvollen Ausgang herbeizuführen, verlor, oder bis seine Kräfte ermüdeten, und er dann, um diese nicht ganz abzuspannen, auf etwas Anderes überging. Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken.

Der Leichtigkeit gemäß, mit welcher er Plane zu Dramen schnell entwerfen konnte, hätte er einer der fruchtbarsten Schriftsteller für die Bühne werden können, aber wenn es an das Niederschreiben kam, da erlaubte sein tiefes Gefühl der Feder keine Eile. So wie er jede Sache in ihrem ganzen Umfang erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur auf das deutlichste, sondern auch auf das schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Volle, Satte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken eben so wie das Gefühl aufregen und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen.

... Während Schiller noch immer unentschlossen blieb, welche Handlung er zu einem neuen Trauerspiele wählen solle, war schon das Frühjahr verflossen, und Baron Dalberg vernahm weder von ihm selbst noch von andern, daß er sich für einen Stoff entschieden habe, wodurch denn die Hoffnung verschwand, in diesem Jahre noch ein neues Stück von ihm auf der Bühne zu sehen. Konnte dieses nicht geliefert werden, so war die Besoldung des Theaterdichters für nichts ausgegeben, was der magern Casse nicht anders als schmerzlich sein konnte. Um nun Schillern zur Arbeit anzutreiben oder, wenn dieses nicht gelingen sollte, auf eine gute Art wieder los zu bringen, beredete Baron Dalberg einen Bekannten desselben, seinen Hausarzt, den Hofrath Mai, jenem zu rathen, das Studium der Arzneikunde wieder zu

ergreifen, was eigentlich so viel heißen sollte, diese Feder, aus welcher schon die trefflichsten Gedichte und drei Trauerspiele geflossen, welche alle anderen der damaligen Zeit übertrafen, . . . wegzuwerfen und dafür eine solche zu nehmen, mit welcher bloß Recepte ausgefertigt werden könnten.

Kaum eine Viertelstunde nachdem Herr Mai fort war, trat S. zu dem Dichter ein, der ihm mit argloser gutmüthiger Freude den gemachten Vorschlag berichtete und denselben, wenn ihm auf einige Jahre Unterstützung zu Theil würde, als das einzige Rettungsmittel aus seinem sich täglich mehr verwirrenden Zustand ansah. Er entschloß sich, alsogleich an Baron Dalberg zu schreiben, und obwohl ihm vorausgesagt war, daß nur eine hofmäßige ausweichende Antwort darauf erfolgen würde, so ließ sich sein edles reines Herz, das andere nur nach der eigenen Weise beurtheilte, doch nicht abhalten, eine Bitte zu thun, die zu seinem eigenen Besten, so wie zur Ehre des deutschen Namens unerfüllt blieb.

Was hätte auch die Welt, was Schiller dabei gewonnen, wenn derjenige, den er als seinen hohen Gönner achtete, einige hundert Gulden daran gewagt hätte, damit der Dichter wieder in einen Arzt, das heißt, in einen solchen Mann umgewandelt würde, der alles, was er bisher geschaffen, vergäße, der den Boden, welcher schon so herrliche prachtvolle Früchte getragen, wieder versumpfen ließe, um sein tägliches Brot sicherer als bisher erwerben zu können. Auch wären die Anstrengungen von neuen zwei Jahren um so gewisser vergeblich gewesen, da er sich wohl nie zu dem ängstlichen Fleiße, zu einer in das Kleinste eingehenden Theilnahme hätte herablassen mögen, ohne die ein ausübender Arzt gar nicht gedacht werden und ohne welche er nicht die geringsten Vortheile für sein Glück erwarten darf. Wahrscheinlicherweise hätte er sich in das Philosophische der Medicin geworfen; vielleicht, wozu er nur zu viele Anlage hatte, hätte er ein ganz neues System der Heilkunde aufgestellt.

Allein wie lange würde dieses gedauert haben? — Jedes Geschlecht sieht Ähnliches entstehen, und jedes erlebt auch dessen Untergang. Sein Gebiet war ausschließend die Dichtkunst. Hier war er Held, hier war er Herrscher; hier fühlte er seine unbezwinglichen Kräfte, und nur durch diese konnte er sich ein Reich errichten, das nie zerstört und dessen Gränze wohl schwerlich von jemand überschritten wird. Dieser Antrag hatte jedoch die gute Folge, daß er seinem bisherigen Wanken ein Ende machte und Schiller sich ernstlich entschloß, alles Andere vorläufig nicht mehr zu beachten, sondern seine ganze Zeit „Don Carlos" zu widmen. Von diesem hatte er schon mehrere Scenen entworfen, auch den Gang des Stückes so ausgedacht, daß er zwar der Geschichte nicht ganz widerspräche, doch aber der Charakter Philipps etwas gemildert erscheine. Überdenkt man den Inhalt seiner drei ersten Trauerspiele, so wird man die längere Überlegung des Dichters so wie sein Zaudern, sich schnell an diese Arbeit zu wagen, sehr begreiflich finden. Im „Don Carlos" hatte er Charaktere zu schildern, die sich in der allerhöchsten Sphäre bewegten, die nicht nur den größten Einfluß auf ihre Zeit ausübten, sondern auch der Menschheit die tiefsten Wunden schlugen. Wäre es nur darum zu thun gewesen, die handelnden Personen als Tyrannen, als blutdürstige Henker zu zeichnen, so wäre die Schwierigkeit für ihn sehr gering gewesen. Aber er mußte, oder wollte wenigstens, die verabscheuungswürdigsten Menschen mit derselben Larve, die sie im Leben und besonders an Philipps Hofe trugen, getreu darstellen, ihre folgenden Handlungen andeuten und das Ganze dennoch auf eine solche Art darstellen, daß es ein höchst anziehendes Schauspiel, aber keinem Zuschauer widerlich wäre. Seine Gespräche verbreiteten sich nicht allein über den Plan selbst, sondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müsse. Er wollte sie mit all dem Fluß und Wohllaut ausstatten, für welche er ein so äußerst empfindliches Gefühl

hatte. Er glaubte daher auch, daß hierzu Jamben der Würde der Handlung so wie der Personen am angemessensten sein würden. Im Anfange machte ihm dieses einige Schwierigkeit, indem er seit zwei vollen Jahren durchaus nichts mehr in gebundener Rede geschrieben hatte. Jetzt mußte er seine Ausdrücke rhythmisch ordnen; er mußte, um die Jamben fließend zu machen, versuchen, schon rhythmisch zu denken. Wie aber nur erst eine Scene in dieses Versmaß eingekleidet war, da fand er selbst, daß dieses nicht nur das passendste für das Drama sei, sondern, da es auch gemeine Gedanken heraushebe, um so viel mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln mußte. Seine Freude, sein Vergnügen über den guten Erfolg erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er S. dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte. Dieser kannte schon früher keinen höhern Genuß als die prachtvolle, so vieles in sich fassende und dennoch so glatt dahinrollende Prosa seines Freundes. Nun aber mußte sein Gefühl sich in Entzücken verwandeln, als er Gedanken und Ausdrücke wie folgende:

„Ich stand dabei, als in Toledo's Mauern
Der stolze Karl die Huldigung empfing,
Als graue Fürsten zu dem Handkuß wankten,
Und jetzt in einem — einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
In Wollust brechen — Prinz — und dieses Aug'
Sprach laut: ‚Ich bin gesättigt'"

nach den Gesetzen der Tonkunst aussprechen hörte.

Wie glücklich, wie erhaben waren solche Stunden, in welchen der hohe Meister sein Werk einem reinen warmen Sinne vorlegen und den tiefen unverfälschten Eindruck gewahren konnte, den es in dem Gemüthe des begeisterten Jünglings hervorbrachte. Jeder Vers wurde als trefflich, jedes Wort, jeder Ausdruck als erschöpfend anerkannt, denn es war auch alles groß, alles schön, jeder Gedanke voll Adel. Er konnte ja nichts Gemeines hervorbringen. Der enthusiastische Freund beschwor Schillern, bei ähnlichen Gegenständen sich doch gewiß nie mehr zur Prosa herabzulassen, indem er selbst wahrnehmen müsse, wie viele Wirkung schon die ersten Versuche erregten.

Nun arbeitete er sehr fleißig an diesem Trauerspiele, übte sich aber auch zugleich, um seine Einbildungskraft zeitweise ausruhen zu lassen, in der französischen Sprache, die ihm seit zwei Jahren fremd geworden war, und welche er sowohl zum Lesen von Racine, Corneille, Diderot rc. als auch zum Übersetzen sich wieder geläufig machen wollte. Zu letzterem bewog ihn besonders, seit das Project einer Dramaturgie rückgängig geworden, der Vorsatz, eine Monatschrift herauszugeben, welche zwar vorzüglich theatralischen Arbeiten und Beurtheilungen gewidmet sein sollte, von der aber auch andere Sachen, die für die Lesewelt anziehend sein könnten, nicht ausgeschlossen wären. Das Sammeln der Materialien für mehrere Hefte, das Ausarbeiten derselben, welches in Mannheim, da er noch keinen Mitarbeiter hatte, ganz auf ihm lastete, beschäftigte ihn oft bis tief in die Nacht, erhöhte aber auch seinen Muth, weil er daraus größere Vortheile als durch Stücke für die Bühne zu ziehen hoffen durfte. Während dieser Anstrengungen, in denen er sich nur wenige Ruhe gönnte, und wo er alles zu ergreifen suchte, um sein Leben nur einigermaßen von Sorgen frei zu halten, wurde er an eine Verpflichtung gemahnt, die er noch in Stuttgart eingegangen, und an die er nur mit Bangigkeit denken konnte.

Es ist aus seinem Briefe ... aus Frankfurt an Baron Dalberg ersichtlich, daß er diesen auf die edelste rührendste Art um einen Vorschuß von 200 fl. gebeten, damit er die dringendsten Schulden, die seine schnelle Entfernung zu bezahlen ihm unmöglich machte, damit tilgen könne. ...

Diese für einen reichen Mann so leicht zu erfüllende Bitte wurde ihm aber nicht gewährt, sondern er wurde durch erregte Hoffnungen veranlaßt, seine wenige Baarschaft in Oggersheim vollends aufzuzehren. Auch seine folgenden Verhältnisse gestatteten ihm nicht, die gemachten Versprechungen zu halten und mit deren Erfüllung eine Last von sich abzuwälzen, die für sein wohlwollendes, für die Ehre sehr empfindliches Gemüth die drückendste seines frühern und spätern Lebens war. Beinah zwei Jahre schon war die Geduld der Gläubiger hingehalten worden; er durfte also die Meinung hegen, daß dieses vielleicht noch länger der Fall sein könnte. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken kam es anders. Die Person, welche sich für ihn auf obige Summe verbürgt hatte, wurde so sehr von den Darleihern gedrängt, daß sie aus Stuttgart nach Mannheim entfloh. Man setzte ihr nach, erreichte sie dort und hielt sie gefangen.

Um sie für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihr die 200 fl. zu erstatten, für welche sie sich verbürgt hatte. Aber woher sollte diese für den, der keine andere Sicherheit als die Früchte seiner Feder leisten konnte, sehr bedeutende Summe aufgebracht werden? Von daher, wo er schon zweimal vergeblich Hülfe suchte, durfte er keine gewärtigen. Auch wollte er sich, da die ganze Sache ein Geheimniß bleiben sollte, nur jemand vertrauen, von dessen Verschwiegenheit er versichert sein konnte. Glücklicherweise war er mit einem sehr achtungswerthen Manne, dem Baumeister Herrn Anton Hölzel, bei welchem S. wohnte, nicht nur bekannt, sondern wurde von ihm auch außerordentlich hochgeachtet, und dieser, so wenig er auf

Reichthum oder Wohlhabenheit Anspruch machen konnte, scheute kein Opfer, um die verlangte Hülfe zu verschaffen, damit er aus einer Verlegenheit befreit würde, die von höchst nachtheiligen Folgen für ihn hätte sein können. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß seine Eltern diesen Betrag erlegt oder wenigstens Bürgschaft dafür geleistet hätten, aber um dieses einzuleiten, war die Zeit zu kurz. Um Rath zu schaffen, durfte kein Augenblick verloren werden. Und dann war auch sein Stolz zu groß, um seine gefährliche Lage dem Vater zu enthüllen, welcher seine Flucht sowohl als auch seine ungewissen Verhältnisse bisher immer mißbilligt hatte.

Dieser höchst unangenehme Vorfall machte auf den gepeinigten Dichter einen um so tiefern Eindruck, als jetzt durchaus nicht mehr abzusehen war, wie oder in welcher Zeit eine Rettung aus seinen Geldnöthen möglich sein würde. In dem für ihn so fatalen Mannheim war keine Erlösung aus den Sorgen zu hoffen; denn bei so geringen Einkünften mußten sich seine Umstände immer tiefer und endlich auf einen solchen Grad verschlimmern, daß ihm zuletzt kein anderes Mittel zu Gebote gestanden hätte, als sich heimlich zu entfernen. Aber wohin? Dieß war eine Frage, auf die keine Antwort sich finden ließ.

Wie aber oft das dichteste schwärzeste Gewölk sich plötzlich öffnet, um einen erquickenden Strahl der Sonne durchzulassen, oder auch der schwere Arm des Schicksals über den harten Prüfungsschlägen selbst ermüdet, so geschah es hier, und der erste Schritt, um Deutschland seinen edelsten Dichter zu erhalten, wurde nicht von seiner Umgebung, die täglicher Zeuge seines großen Charakters war, auch nicht von denen, die von den Früchten seines Geistes Vortheile zogen, sondern von solchen Menschen gethan, deren Dasein ihm gar nicht bekannt war. Ganz unerwartet nämlich erhielt er durch den Postwagen ein Päckchen, in welchem vier Bildnisse, mit farbigen Stiften auf Gips gezeichnet,

nebst einer gestickten Brieftasche mit Schreiben sich befanden, welch letztere von der wärmsten tiefsten Verehrung gegen seine großartigen Arbeiten so wie von der richtigen Würdigung seines außerordentlichen Dichtergeistes zeugten.

Wie wohlthuend der Eindruck gewesen, den diese schöne Überraschung auf Schiller machte, dieß kann selbst der Augenzeuge nicht gehörig beschreiben. Obwohl er auch hierüber sich eben so auf die edelste männlichste Art wie über alles äußerte, so zeigte dennoch seine vermehrte Heiterkeit fast in höherem Grad als seine Gespräche, wie erfreulich es ihm sei, in weiter Ferne von gebildeten Menschen erkannt, hochgeachtet und wegen seiner Leistungen geliebt zu werden, daß diese aus einem Gesichtspunct angesehen würden, welcher ihn hoch über seine Zeit stellte, daß, wenn auch die meisten, welche ihn umgaben, stumm blieben und nur Kälte zeigten, es noch an manchen Orten Herzen geben könne, die für ähnliche Gefühle wie das seinige schlügen, daß er, seiner bittern düstern Verhältnisse ungeachtet, sich durch eine solche Anerkennung weit höher als durch Reichthümer belohnt finde.

Hätten doch Herr Körner, seine Braut, deren Schwester und Professor Huber, von denen dieß die Abbildungen waren, sehen können, wie glücklich diese Aufmerksamkeit Schillern machte, welche Ruhe, welche Zufriedenheit dadurch in sein ganzes Wesen kam, wie es ihm schmeichelte, die erhaltenen Beifallsbezeugungen mit seinen eigenen Ansichten übereinstimmend zu finden, wahrlich, sie hätten die süße Genugthuung empfunden, dem Dichter das Vergnügen, welches er ihnen durch seine Werke verschafft, reichlich vergolten zu haben!

... Den Dichtern, Künstlern ist es zwar immer angenehm, wenn ihre Verdienste durch Ehre, Geld oder andere Zeichen des Beifalls belohnt werden; aber höher als alles dieses achten sie es dennoch, wenn die innersten Absichten ihrer Arbeiten so gänzlich begriffen werden, daß sie in demjenigen, der über sie urtheilt

und ihnen kenntnißreiche Lobsprüche spendet, ihr eigentliches Selbst erkennen.

Dieselbe Wirkung brachte diese Überraschung auf Schillern um so mehr hervor, weil sie von Fremden ausging, er seine Umgebung schon gewohnt war und nur äußerst wenige sich fanden, welche seine hohen Darstellungen so wie den tiefen Sinn, der in ihnen lag, genugsam hätten würdigen können. Allmählich wurde auch die Hoffnung in ihm erregt, daß diese neuen Freunde wohl keine Verwendung unterlassen würden, um ihn aus seinem dermaligen Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu setzen....

Der Eifer und die Thätigkeit Schillers schienen durch den Briefwechsel mit den neuen Freunden einen lebhaften Schwung erhalten zu haben, denn er arbeitete nun ohne Rast an „Don Carlos“ und an dem ersten Hefte seiner Monatschrift. Eine angenehme Zerstreuung verschaffte ihm der Besuch seiner ältesten Schwester, welche, von Herrn Reinwald begleitet, auf kurze Zeit nach Mannheim kam. Die blühende kräftige Jungfrau schien entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen. Jedoch waren ihre Gründe dazu so edler Art, daß sie auch in der Folge es nie bereute, das Herz ihrem Verstande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben. Nicht lange nach der Schwester Abreise wählte Herr von Kalb, damals Officier in französischen Diensten, wo er die Feldzüge des nordamerikanischen Befreiungskrieges mitgemacht und sich dabei sehr ausgezeichnet hatte, mit seiner Gemahlin und Schwägerin seinen Aufenthalt zu Mannheim. Schiller lernte sogleich diese in jedem Betracht edle Familie kennen, in welcher Frau von Kalb durch ihren richtigen Verstand und feine Geistesbildung sich besonders auszeichnete. Für den Dichter war der Umgang mit diesen seltenen Menschen eben so wichtig als erheiternd, indem kein Gegenstand der Literatur sich fand, mit welchem diese Dame

nicht vertraut gewesen wäre, oder irgend eine Weltbegebenheit, bei deren Beurtheilung man das Umfassende, Scharfsinnige und die klaren Ansichten ihres Gemahls nicht hätte bewundern müssen.

Die Musik verschaffte S. das noch stets in Andenken erhaltene Glück, Frau von Kalb mehrmals in der Woche zu sehen und, da sie eben in der Dichtung eines Romans begriffen war, auch über andere Gegenstände mit ihr zu sprechen. Es war nichts natürlicher, als daß sehr oft von Schiller und seinen Arbeiten die Rede war, von denen aber S. den „Don Carlos", den der Dichter jetzt unter der Feder habe, weit über alles früher Geleistete setzte. Die Neugierde der Frau von Kalb wurde durch die begeisterten Lobeserhebungen auf das höchste gespannt. Sie ersuchte Schillern einigemal, ihr doch etwas davon lesen zu lassen. Allein dieser wollte erst noch einige Scenen fertig machen, dann in's Reine schreiben und, um jede Schönheit gehörig herauszuheben, selbst vorlesen. Frau von Kalb fügte sich um so eher in diesen Aufschub, weil sie hoffte, daß einige weitere Scenen ihr Vergnügen erhöhen müßten und sie auch davon den schönsten Genuß sich versprach, die ihr mit so vielem Enthusiasmus angerühmte prachtvolle Sprache aus des Dichters eigenem Munde zu vernehmen. Dieser brachte endlich eines Nachmittags seinen „Don Carlos" zu der in der größten Erwartung harrenden Frau und las ihr den fertigen Theil des ersten Actes vor. Lauschend heftete die Zuhörerin ihre Blicke auf den mit Pathos und Begeisterung declamirenden Verfasser, ohne durch das leichteste Zeichen ihre Empfindung errathen zu lassen. Als dieser geendigt hatte, fragte er mit der unbefangensten freundlichsten Miene: „Nun, gnädige Frau! wie gefällt es Ihnen?" Diese suchte auf die schonendste Art einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als aber wiederholt um die aufrichtige Meinung über den Werth dieser Arbeit gebeten wurde, brach Frau von Kalb in lautes Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller! das ist das Allerschlechteste,

was Sie noch gemacht haben." „Nein! das ist zu arg!" erwiderte dieser, warf seine Schrift voll Ärger auf den Tisch, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Kaum war er aus der Thür, als Frau von Kalb nach dem Papiere griff und zu lesen anfing. Sie hatte die erste Seite noch nicht geendigt, als sie sogleich dem Bedienten schellte. „Geschwind, geschwind lauf Er zu Herrn Schiller: ich lasse ihn um Verzeihung bitten, ich hätte mich geirrt, es sei das Allerschönste, was er noch geschrieben habe, er solle doch ja sogleich wieder zu mir kommen." Der Auftrag wurde eben so schnell als genau ausgerichtet. Allein Schiller gab der Bitte kein Gehör, sondern kam erst den folgenden Tag zu der feinsinnigen Frau, die zwar ihr erstes Urtheil sehr willig zurücknahm, ihm aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige stürmische Art, mit welcher er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Als „Cabale und Liebe" wieder aufgeführt wurde, hatte Schiller die Aufmerksamkeit, den Namen des Hofmarschalls umschaffen zu wollen. Allein Herr und Frau von Kalb dachten viel zu groß, um sich durch einen erdichteten Namen irren zu lassen, und widersetzten sich einer Abänderung aus dem sehr richtigen Grunde, daß ein anderer Name als der frühere die Vermuthung herbeiführen müsse, als sei der vorherige auf jemand aus ihrer Familie abgesehen gewesen.

Der Umgang mit diesen wahrhaft edlen vortrefflichen Menschen nebst dem Briefwechsel mit den Freunden in Leipzig verschafften dem Dichter zwar viele erheiternde Stunden, konnten aber dennoch seine häuslichen Verhältnisse und seine schwankende unbestimmte Stellung nicht verbessern, sondern er mußte in so beunruhigenden Umständen auch den Herbst nebst dem Anfange des Winters noch eben so wie bisher zubringen, obwohl er sich mit Sachen beschäftigte, welche nur der ganz sorgenfreien Laune an den Tag zu fördern möglich sind.

Endlich zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar werde auf einen Besuch zu der landgräflichen Familie nach Darmstadt kommen. Schiller, von seinem eigenen Verlangen eben so sehr als von Herrn und Frau von Kalb angeeifert, wünschte nichts so sehnlich, als bei dieser aus den feinsten Kennern des wahrhaft Schönen bestehenden Zusammenkunft sich als denjenigen zeigen zu dürfen, der wohl würdig wäre, dem schönen Bunde in Weimar beigesellt zu werden, welcher den Namen seines hohen Beschützers auf die späteste Nachwelt übertragen würde. Die Güte, die Herablassung nebst aufrichtiger Anerkennung großer Eigenschaften waren von dem Herzoge von Weimar eben so zu erwarten, als das zuvorkommende Benehmen der Frau Landgräfin gegen jeden ausgezeichneten Künstler oder Dichter sich schon so oft gezeigt hatte. Der Ruf von dem hohen Werthe der theatralischen Arbeiten Schillers war keinem Deutschen unbekannt, daher die Empfehlungsbriefe von Herrn und Frau von Kalb nebst denen von Baron Dalberg an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen mit freundlichster Berücksichtigung aufgenommen wurden.

Schillers wichtigste Angelegenheit war, seinen „Don Carlos“ in demjenigen Kreise bekannt zu machen, für den er eigentlich gedichtet schien. Hatte er darin die richtigste Ansicht getroffen, die würdigste Sprache gewählt, so durfte er nicht allein den ungetheilten Beifall der hohen Gesellschaft, sondern auch die wichtigste Entscheidung für seine Zukunft erwarten. Sein Wunsch, „Don Carlos“ selbst vorzulesen, wurde mit fürstlichem Wohlwollen gewährt und diese majestätische Dichtung mit so entschiedenem Antheil aufgenommen, daß es bei einer folgenden Unterredung mit dem Herzoge von Schiller nur einer leisen Bitte bedurfte, um von demselben eine öffentliche Anerkennung seines außerordentlichen Geistes zu erhalten.

Schiller kehrte als Rath des Herzogs von Weimar nach Mannheim zurück. . . .

Ohne daß Schiller es ahnete oder zu wissen schien, hatte dieser kleine Beisatz zu seinem Namen dennoch einen sehr großen Einfluß auf ihn. Sein Betragen wurde freier, bestimmter. Dieser Titel hatte in ihm die Gewißheit erweckt, sich ein neues besseres Vaterland erwerben zu können. Die Beurtheilungen des Theaters wurden kälter, schärfer ausgesprochen, als früher geschah. Seine Thätigkeit war wie neu belebt; auch arbeitete er jetzt mit um so mehr Freude, je näher eine günstige Veränderung seines ihm bisher nur Unheil bringenden Aufenthaltes zu hoffen war.

Aber auch der Theaterdichter wurde von dem Herrn Rath nun mit ganz andern Augen angesehen, weil jener nie aus der begonnenen Bahn treten, weil er immer dieselbe Last tragen muß, wo hingegen dieser, von Stufe zu Stufe immer höher steigend, seinen Ehrenkreis erweitern kann. Vorzüglich aus letzterer Ursache schloß er, daß sein Verbleiben in Mannheim ihm nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich sein müsse, weil es ihm nicht die geringste Verbesserung darbieten könne. Er leitete deßhalb nicht nur mit seinen Leipziger Freunden, sondern auch mit Herrn Schwan das Nöthige ein, um seinen bisherigen Aufenthalt im Anfange des Frühjahres zu verlassen. Gegen das Theater selbst war er um so gleichgültiger geworden, weil es keine seiner Erwartungen ganz erfüllt hatte; zum Theil aber auch, weil der größte Theil der Mitglieder ihn jetzt schmähte und erbos't auf ihn war. Dieser fast allgemeine Haß war durch die Beurtheilungen in dem ersten Hefte der „Rheinischen Thalia“ der Darstellung einiger Stücke veranlaßt, in welchen mehrere Mitglieder, die früher an vieles Lob von ihm gewöhnt waren, sehr hart mitgenommen wurden. Diese Kritiken mußten um so mehr auffallen, als damals eine Zeitung oder ein Journal sehr selten über einzelne Schauspieler etwas erwähnte und diese ohnehin es

mit den meisten Künstlern gemein haben, sich für vollkommen oder unfehlbar zu achten. Zu Anfang des März 1785 wurde alles von ihm veranstaltet, um Mannheim bald verlassen zu können, welches, durch erhaltene Wechsel aus Leipzig erleichtert, zu Ende des Monats auch wirklich ausgeführt wurde. Den Abend vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des kommenden Tages vor sich gehen sollte, brachte S. bis gegen Mitternacht bei ihm zu. Die vergangenen zwei Jahre, welche auf eine sehr unangenehme Weise von ihm verlebt waren, berührte er nur in so fern, als sie in ihm die traurige Überzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland, wo, 1785, das Eigenthum des Schriftstellers wie des Verlegers jedem Preis gegeben, ja als vogelfrei erklärt sei, und bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur ein Dichter, würde er auch alle andern der verflossenen oder gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebendienst, ohne bedeutende Unterstützung, bloß durch die Früchte seines Talentes unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten dieses gelingen müsse. Er war sich bewußt, alles gethan zu haben, was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber so viel, daß er bei seiner Abreise auch seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama, der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern er war fest entschlossen, den Besuch der Muse nur in der aufgereiztesten Stimmung anzunehmen, dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffen dürfe.

Diesen Plan besprach er von allen denkbaren Seiten. Wenn

auch eine sich als widrig zeigte, so wäre sie doch nicht von der demüthigenden Art, wie solche, die sich täglich dem Dichter darbieten, der in der höhern Gesellschaft nicht aufgenommen, wenn er seine Feder der Bühne widme, sogar verachtet sei, auf keinen Rang unter den Ständen Anspruch machen dürfe und wie ein fremdes heimathloses Wesen seinen kärglichen Unterhalt mit unablässiger Anstrengung erringen müsse. Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den reichen Hülfsmitteln der Leipziger Universität, so weit inne zu haben, daß er auch darin wie in der Arzneikunde den Doctorhut nehmen und dadurch sich nicht nur einen bessern, sondern auch beständigern Zustand bereiten könne. Er glaubte, den Schluß mit vollem Rechte machen zu dürfen, wenn die Erlernung dieser Wissenschaft einem gewöhnlichen Kopf in einigen Jahren möglich sei, so müsse es ihm, der von Jugend auf zum Studiren von Systemen angehalten worden, der in den zwei ersten Jahren, die er in der Akademie zubrachte, bedeutende Fortschritte in dieser Wissenschaft gethan, der das Lateinische eben so geläufig wie seine Muttersprache inne habe, der Hallers Werke in drei Monaten sich so eigen gemacht, daß er eine Prüfung darüber mit Ehren bestehen konnte, dem das Nachdenken eine Lust, ein Bedürfniß sei, um so viel leichter werden, den Schneckengang anderer mit seinen weit ausgreifenden Schritten zu überholen und schnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe.

Sein Vorsatz darüber war so fest, die Ausführung schien ihm so leicht, eine ehrenvolle Anstellung bei einem der kleinen sächsischen Höfe so nahe, daß er und der zurückbleibende Freund sich die Hände darauf gaben, so lange keiner an den andern schreiben zu wollen, bis er Minister oder der andere Capellmeister sein würde. Mit diesem feierlichen Versprechen schieden beide von einander.

Aber die Himmlischen hatten anders über ihn beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst so wie zu dem seines eigentlichen Vaterlandes anwenden konnte. . . .



Der Gedanke, die Berichte der Zeitgenossen über Schillers Persönlichkeit und Wesen zusammenzufassen, so weit sie aus unmittelbarer Bekanntschaft geflossen sind, die authentischen Äußerungen und Gespräche Schillers zu einer Sammlung, die Vollständigkeit anstrebt, zu vereinigen, ist ursprünglich das Eigenthum Albert Leitzmanns. Auch hatte Leitzmann schon die ersten vorbereitenden Schritte gethan, seinen Plan im Auftrage der „Gesellschaft der Bibliophilen" zur Ausführung zu bringen; aber von anderen Aufgaben nach anderer Richtung gelenkt, hat er sich willig seines Anrechts an der lange gehegten Idee zu meinen Gunsten begeben, der ich von der „Gesellschaft der Bibliophilen" zu seinem Nachfolger in der Bearbeitung vorliegender Publication bestellt worden bin.

Einem Nachwort bleibt es vorbehalten, die Resultate, die sich aus einer solchen Sammlung für die Erkenntniß des Dichters ergeben, mehr oder weniger ausführlich klarzustellen. Auch über die Textbehandlung wird erst am Schlusse auslangende Rechenschaft gegeben werden können. Doch ist einiges Weniges schon hier vorweg zu nehmen.

Als ordnendes Princip in der Reihenfolge der einzelnen Zeugnisse und Berichte ergibt sich ohne Weiteres ihre Beziehung auf das fortschreitende Leben des Dichters. Nicht minder selbstverständlich erscheint der Grundsatz, jeden Erzähler nach Möglichkeit ohne Unterbrechung ausreden zu lassen, wenn er einmal zu Worte gekommen ist, die Darstellungen nicht in einzelne Fetzen zu zerreißen, von denen der eine hier, der andere dort seinen Platz findet. Daß beide Grundsätze in Widerstreit gerathen können, davon legt schon der erste Band mit seinen umfangreichen Abhandlungen über Schillers Jugend Zeugniß ab. Da müssen denn Erwägungen mannigfachster Art eingreifen, aber eine Anordnung, die schlechthin einwandfrei wäre, wird sich niemals herstellen lassen. Ferner ergab es sich als zweckmäßig, größere

Berichte, die einen Zeitraum von mehreren Jahren behandeln, der Mittheilung einzelner Facta vorangehen zu lassen, dem Historischen den Vortritt zu gönnen vor dem Anekdotenhaften, und so wird der zweite Band manche Notiz zu Schillers Aufenthalt in der Militärakademie und in Stuttgart nachbringen müssen.

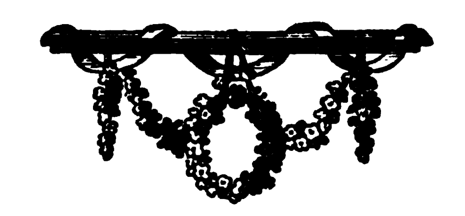
Der Text geht auf authentische Fassungen zurück. Abweichungen, die geboten schienen, Conjecturen, Beseitigung ungewöhnlicher Formen im Einzelnen mit Rücksicht auf Charakter und Ton des Ganzen, sind, wo es nöthig erschien, vermerkt worden. Bei den Nr. Nr. 10. 21 mußte der gewissenhafte Abdruck Maltzahns zu Grunde gelegt werden; die ersten Drucke, an entlegener Stelle zu Tage getreten, wurden mir erst nachträglich zugänglich. Die wenigen Berichtigungen in Text und Lautbestand, die sich aus ihnen für Maltzahns Veröffentlichung ergeben, findet man bei den Anmerkungen verzeichnet.

Den einzelnen Stücken einen Commentar beizugeben, ihre mannigfaltigen Irrthümer zu berichtigen, die Widersprüche aufzuzeigen, in denen sie unter einander stehen, wurde als überflüssig erachtet. Unter den Nummern des ersten Bandes ist nicht eine enthalten, die nicht wiederholt kritisch beleuchtet, wiederholt auf die Zuverlässigkeit ihrer Angaben hin eingehend geprüft worden wäre. Die Schillerbiographieen Minors und Weltrichs bieten ein bequem zugängliches Mittel zu ständiger Controlle. Gelegentlich wird auch auf Einzeluntersuchungen hingewiesen. Für die späteren Jahre im Leben des Dichters freilich, bis zu denen jene Werke noch nicht vorgedrungen sind, werden sich unsere Anmerkungen einen Commentar nicht versagen dürfen. Und auch schon im ersten Bande sind wenigstens falsche Daten und Zeitangaben im Anhang mehrfach richtig gestellt worden; wo aber solche nicht auf der *eigenen* getrübten Erinnerung des Erzählenden beruhen, wo sie nicht *quellenmäßig* sind, da durfte die Berichtigung schon im Texte vorgenommen werden.

Das Buch von Julius Hartmann; Schillers Jugendfreunde, Stuttgart und Berlin, 1904, war für diesen Band (mit Ausnahme einer Notiz zu Nr. 43) nicht mehr zu verwerthen.

Weimar, November 1904.

Max Hecker.



Archiv: Archiv für Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Richard Gosche. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. Vom dritten Bande (1874) an: Herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Secretär der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

Bellermann: Schiller. Von Ludwig Bellermann. 1901. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. VII.).

Beziehungen: Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit vier Porträts. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1859.

Boas: Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Hannover. Carl Rümpler. 1856. 2 Bde.

Charlotte: Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1860.

Christophine: Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Leipzig, Veit & Co., 1875.

Elegante Welt: Zeitung für die elegante Welt. [Späterer Zusatz: Herausgegeben von K. L. Methus. Müller.] Leipzig, bei Georg [später: Leopold] Voß.

Freimüthige: Der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Herausgegeben von A. v. Kotzebue und G. Merkel. Berlin, bei Heinrich Frölich.

Hoven: Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven, Königl. Baier'schen Ober-Medicinalraths, Mitglieds mehrerer gelehrten Gesellschaften und Ehrenbürgers von Nürnberg. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendiget, herausgegeben von einem seiner Freunde und Ver-

ehrer. Mit einem Titelkupfer, und einem Anhang von 18 Briefen Friedr. Schillers. Nürnberg, 1840. Verlag von Joh. Leonh. Schrag.

Keller: Beiträge zur Schillerlitteratur als Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Universität Tübingen herausgegeben von Dr. Adelbert von Keller, Ritter des k. Ordens der württembergischen Krone, ordentlichem Professor der deutschen Litteratur. Tübingen, gedruckt bei Ludwig Friedrich Fues. 1859.

Körner: Nachrichten von Schillers Leben.
Als Einleitung zu: Friedrich von Schillers sämmtliche Werke. Mit Königl. Sächsischen und Königl. Westphälischen allergnädigsten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Erster Band. 1812. S. I—LVIII.
(Wiederabgedruckt in Körners gesammelten Schriften, hrg. von Adolf Stern. Leipzig, 1881, S. 167—203.)

Morgenblatt: Morgenblatt für gebildete Stände. Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

N. Lit. Anz.: Neuer Literarischer Anzeiger, eine Zeitschrift, aus dem Gebiete der Literatur und Kunst. München in Commission beym Buchhändler E. A. Fleischmann und in der königl. baierischen Oberpostamts-Zeitungsexpedition. Gedruckt bey Joseph Zängl.

Scherr: Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, Druck und Verlag von Otto Wigand. 1859.

Schiller-Archiv: Aus dem Schiller-Archiv. Ungedrucktes und Unbekanntes zu Schillers Leben und Schriften. Herausgegeben von J. Minor. Weimar, Hermann Böhlau. 1890.

Schillerverein: Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. Rechenschaftsberichte. Marbach a. N. Buchdruckerei von A. Remppis.

Schloßberger: Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur von Dr. A. v. Schloßberger, Geh. Legationsrath. Stuttgart. Verlag von Carl Krabbe. 1877.

Schwab: Urkunden über Schiller und seine Familie, mit einem Anhange von fünf neuen Briefen, worunter ein ungedrucktes Autographon, zum Besten des Marbacher Denkmals gesammelt und herausgegeben von Gustav Schwab. Stuttgart. Verlag von S. G. Liesching. 1840.

Schwab, Leben: Schiller's Leben in drei Büchern von Gustav Schwab. Zweiter, durchgesehener Druck. Stuttgart. Verlag von S. G. Liesching. 1841.

Weltrich: Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, kgl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Kadettenkorps zu München. Erster Band. Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste. Stuttgart. 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Wolzogen: Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830.

Wychgram: Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. „Lasset Euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag." Schillers Witwe an ihre Kinder. (4. August 1805.) Mit 48 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 206 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1895.

Zeitgenossen: Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse, Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Leipzig, F. A. Brockhaus.

1. Curriculum vitae meum. S. 1—15.

Gedruckt: Beziehungen S. 1—19. (Ein Facsimile: Wychgram.)

Dieser Druck liest 6_3 'Ruckoeéw'; 7_{14}: 'Mautzin von Lohrach-Hof' (vgl. Weltrich, S. 874).

Zur Kritik des Inhalts vgl. namentlich Fielitz, Archiv IV, S. 224—243.

7_{13}: nicht am 14., sondern am 13. December; 8_{11-14}: der Abmarsch in die böhmische Campagne erfolgte schon am 10. August 1757, die Ernennung zum Fähnrich und Adjutant muß daher Anfang August geschehen sein [16. September das Datum des Patentes?]; $9_{7.24}$: gemeint ist Lenoschitz, Leneschitz (Weltrich, S. 734); 10_{11}: nicht im September, die Truppen brachen bereits am 9. Juli auf; 10_{16}: nicht im August, sondern erst am 28. October; 10_{20}: nicht im April, sondern erst im Mai; 11_{25-27}: Schiller wird schon am 23. Januar 1766, in der Taufurkunde seiner Tochter Luise, als Hauptmann im Stain'schen Regiment bezeichnet; 13_{28}: das Taufbuch nennt den 23. Januar; 14_{30}: Beata Friederike ist nicht a. c., anni currentis, 1789, sondern 1773 gestorben.

2. Aus einem Briefe Charlotte von Schillers an Körner, 1810. S. 16. 17.

Gedruckt: Schiller-Archiv S. 7. 8.

Zur Kritik des Inhalts vgl. Weltrich, S. 756. 861.

3. Eltern. S. 17. 18.

Aus Jakob Friedrich Abels Aufzeichnungen.

Gedruckt: Weltrich, S. 837 (vgl. S. 836).

4. Charakteristik der Eltern. S. 19.

Gedruckt: Körner, S. I—IV.

Das Gebet J. K. Schillers facsimilirt: Bellermann, S. 8.

5. Taufurkunde. S. 20.

Gedruckt: Schwab, S. 34; Keller, S. 7.

Facsimilirt: Wychgram.

6.—8. Aufzeichnungen der Schwester Christophine.

Mehr oder weniger verschieden von diesen drei erhaltenen Niederschriften müssen die Redactionen gewesen sein, die den Nummern 11. 12 zu Grunde liegen.

6. Schillers Jugendjahre. Eine Skizze. S. 21—28.

Mitgetheilt von Boxberger, Archiv I, S. 452—460.

21_1: Christophine schreibt irrthümlich: 19. November [Schreib-, nicht Erinnerungsfehler]; 24_{15}: 'eine' statt 'seine'; $_{20}$: 'zu ziehen' fehlt; 26_{12}: Christophine schreibt: 'seiner Neigung gemäß, dem'; 28_{24}: 'als' fehlt.

Zur Kritik des Inhalts vgl. Boxbergers Anmerkungen und Fielitz, Archiv IV, S. 482—490.

21_{29}: nicht 1765, sondern 1763; 24_{17}: nicht 1768, sondern 1766.

7. Christophine Reinwald an Körner, vom 28. Mai 1811. S. 29.

Gedruckt: Schiller-Archiv, S. 1. 2.

8. Notizen über meine Familie. S. 30—44.

Gedruckt: Christophine, S. 337—348.

Dieser Aufsatz ist stilistisch noch unfertig. Die Verfasserin gedachte zudem eine ganze Reihe von Notizen einzufügen, die sie auf dem Rande ihres Manuscriptes aufgezeichnet hat, die wir nach Vorgang Maltzahns als Anmerkungen unter dem Texte geben.

32_8: nach 'obschon' scheint ein Passus zu fehlen; 39_9: 'war' fehlt; 42_2: Christophine schreibt: 'darauf zu gründen'; $_8$: 'er' fehlt;

31_{10}: nach achtjähriger Ehe der Eltern wurde Christophine (4. September 1757) geboren; 32_{33}: Luise war 1845 schon sechs Jahre tot; 36_{31}: Nanette ist 1777 (8. September) geboren worden; 43_{26}: am 7. September 1796.

9. Schillers Leben bis 1787. S. 45—71.

Verfasser: Charlotte von Schiller.

Gedruckt: Charlotte, I, S. 77—104. Vgl. Fielitz, Archiv IV, S. 490—493.

63_{3}: sieben Monate, vom 7. December 1782 bis 24. Juli 1783.

10. Berichtigungen Friedrich von Schillers Jugendgeschichte betreffend. S. 71—77.

Verfasser: Wilh. Friedr. Herm. Reinwald, Schillers Schwager. Vgl. Nr. 21.

Gedruckt: N. Lit. Anz. No. 26. Dienstags am 30. Juny 1807. Spalte 401—406. Darnach: Christophine, S. 328—333 (75_{15}: lies 'Jahrs' statt 'Jahres').

Unterzeichnet: W. F. H. R.

Reinwald fußt auf den Aufzeichnungen Christophinens, deren Irrthümer er theilt (Übergang Schillers zur Medicin!). Zu Beginn des letzten Absatzes bezieht er sich auf die ersten Zeilen in Petersens Aufsatz, Nr. 37.

74_{11}: am 22. September.

11. Karoline von Wolzogen über Schillers Jugendjahre. S. 77—81.

Gedruckt: Wolzogen, S. 5—16.

78_{12}: 1763; 80_{11}: 1766;

12. Ostermontagspaziergang (1763?). S. 82.

Gedruckt: Boas, I, S. 57.

13. Johann Kaspar Schiller an seinen Sohn, 6. März 1790. S. 82. 83.

Gedruckt: Beziehungen, S. 79. 80.

14. Knabenspiele in Gmünd. S. 83.

Gedruckt: Scherr, S. 625. Anmerkung (9) zu S. 77.

15. An Schiller. S. 83. 84.

Verfasser: Karl Philipp Conz, Schillers Spielgefährte in Lorch.

Gedruckt: Gedichte von Carl Philipp Conz. Erste Sammlung. Tübingen 1792. Gedrukt auf Kosten des Verfassers bey Johann Friedrich Balz. S. 43—46. Vorher in: Schwäbischer Musen-almanach. Auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Gotthold Friedrich Stäudlin. Tübingen, bei Johann Georg Cotta. S. 169—172. In diesem ersten Drucke folgt noch:

Komm was weilen wir?
Was zögern wir noch den schüchternen Flug?
Laß uns fliegen zum Ziel,
Das dort hell, wie hier über mir GOttes Sonne
Uns entgegen leuchtet, der Unsterblichkeit!
Siehe schon flog uns St[äudlin] voran
Und o welch hoher Gedanke!
Wenn die Nachwelt
Uns nennet mit ihm
Und mit meinem empfindenden R[einhard].

Die in unserm Text ergänzte Überschrift heißt im ersten Drucke: An S*, im zweiten: An ***.

16. Lorcher Spielgenossin („Nannele"). S. 84.
Gedruckt: Schwab, Leben, S. XVII.
geschnäderter: zartgebauter.

17. Besuche in Marbach. S. 85.

Aus „Protokollvernehmung, das Geburtshaus des Friederich v. Schiller betreffend". (Die Protokollaufnahme fand statt am 10. Juni 1812.)

Gedruckt: Schwab, S. 24—31.

Roßmucken: Sommersprossen.

Von den Besuchen, die Schiller bei seinen verarmten Groß-eltern abstattete, heißt es auf Grund der Tradition, Schwab, Leben, S. 10:

Vielmehr mußte der herabgekommene Mann [Großvater Kodweiß] zuletzt seine Zuflucht zur Thorwartsstelle zu Marbach in einem noch jetzt vorhandenen Hause nehmen, das damals eine armselige Hütte war, die unser Dichter als Knabe, wenn er den Großvater von Ludwigsburg her besuchte, aus Scham nicht von vorn betreten mochte, sondern in die er vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinschlüpfte.

18. 19. Bekannt gemacht mit ausgiebigem Commentar durch Otto Güntter: Zu Schillers Jugendjahren.

18. Friedrich Wilhelm v. Hovens Auskünfte auf Petersens Erkundigungen. S. 85. 86.

Gedruckt: Schillerverein. 7ter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1902/1903. S. 85. 86. Hovens Brief ist datirt: 7. Juli 1805.

19. Immanuel Gottlieb Elwerts Auskünfte auf Petersens Erkundigungen. S. 87—91.

Gedruckt: Schillerverein. 7ter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1902/1903. S. 73—77 (89_{23}: 'Dann' statt 'Denn').

20. Schillers früheste Geschichte bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes. S. 91—94.

Verfasser: Johann Wilhelm Petersen.

Gedruckt: Morgenblatt, Nro. 164. Freitag, 10. Julius, 1807. S. 653. 654.

Unterzeichnet: P.

Zu $92_{3.4}$ vgl. Schiller-Archiv S. 5.

21. Nachtrag zu den Berichtigungen, Schillers Jugendgeschichte betreffend. S. 94—97. Vgl. Nr. 10.

Verfasser: Reinwald.

Gedruckt: N. Lit. Anz. No. 49. Dienstags am 8. Decemb. 1807. Spalte 779—782. Darnach: Christophine, S. 333—336 (lies 94_{11}: 'Jugendgeschichte' statt 'Jugendschriften'; 97_9: 'eignen' statt 'eigenen').

Unterzeichnet: W. F. H. R.

Nach der Überschrift die Verweisung auf Nr. 10: (S. N. Lit. Anz. 1807. No. 26).

22. Landexamen. S. 98.

Gedruckt: Morgenblatt, Nro. 201. Sonnabend, 22. August, 1807. S. 802, als „Berichtigung" zu Nr. 40.

Unterzeichnet: Red[action].

23. Confirmationsgedicht. S. 98.

Gedruckt: Gelehrte Anzeigen. 66 Stük. Tübingen den 19. Aug. 1805. S. 524. Aus der Recension, die Conz der bei Karl Tauchnitz in Leipzig 1805 erschienenen Schrift „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie" hat angedeihen lassen. Vgl. Nr. 37. S. 124.

98_{16}: die Confirmation fand statt am 26. April 1772; Schiller war damals zwölf und ein halbes Jahr alt.

24.—27. Eintritt in die Militärakademie (damals zwar noch „Militärische Pflanzschule" genannt, aber nur noch kurze Zeit: die Bezeichnung „Herzogliche Militär-Akademie" zum erstenmal im Tagesrapport vom 11. März 1773, Weltrich, S. 101).

Lieutenant Nies verzeichnet im Tagesrapport: Zuwachs bei der ersten Classe: Johann Christoph Friedrich Schiller von Marbach, à 5 Fuß, 13 Jahr alt, ev., confirm., dessen Vater Hauptmann beim General v. Stain'schen InfRgmt. Gedruckt: Klaiber, Schiller auf der Solitüde. (1773—1775.) Vom Fels zum Meer. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. Zweiter Band. 1884. S. 441.

24. Ärztliche Untersuchung. S. 99.

Unterzeichnet: T. Hof- und Militairischer Pflanzschule Medicus D. Storr.

Gedruckt: Schwab, S. 39. Keller, S. 13.

25. Zeugniß der Aufnahmeprüfung. S. 99.

Unterzeichnet: Prof. Jahn.
Gedruckt: Schwab, S. 39. Keller, S. 14.

26. Matrikel. S. 99.

Nach der Rubrik „Vater" folgt noch die später ausgefüllte Rubrik: Abgang: 15 Fbr. 1780. RegimentDoctor bey Augé.
Gedruckt: Keller, S. 13.

27. Specification der mitgebrachten Ausrüstungsstücke. S. 100.

Unterzeichnet: T. HaußMeister Griesinger.
Gedruckt: Schwab, S. 41. Keller, S. 14.

28.—35. Äußerungen und Zeugnisse der Lehrer.

28. Einiges über Schillers intellectuelle Bildung in der Akademie. S. 101—104.

Verfasser: Abel.
Gedruckt: Weltrich, S. 838—840.

29. Einiges über seine moralische Bildung während des Aufenthalts in der Akademie. S. 104—107.

Verfasser: Abel.
Gedruckt: Weltrich, S. 840—842.

30. Zeugniß. S. 108.

Aus: „Eingabe Von dem Betragen und Aufführung samtl: Eléves der ersten Abtheilung der Herzogl: Milit: Academie".
Unterzeichnet: Faber Rittmeister.
Gedruckt: Keller, S. 18.

31. Zeugniß. S. 108.

Aus: „Professor Heyden Beschreibung von der ersten Abtheilung" [Herbst 1774].

Gedruckt: Schloßberger, S. 16.

32. Zeugniß. S. 108.

Ausgestellt von Lieutenant Jak. Friedr. Rösch [Herbst 1774].

Gedruckt: Schloßberger, S. 16.

33. Zeugniß. S. 109.

Ausgestellt von Karl Friedr. Hartmann [Herbst 1774].

Gedruckt: Schloßberger, S. 16.

34. Zeugniß. S. 109.

Aus: „Schilderungen von der ersten Abtheilung der Herzogl. Milit: Academie." S. 109.

Unterzeichnet vom Rittmeister Faber.

Gedruckt: Keller, S. 20.

35. Conduite und Unterrichts Liste Von der Ersten Abtheilung Herzoglicher Militär Akademie. S. 110.

Aus dem Jahr 1776 (Weltrich, S. 789).

Gedruckt: Schiller-Archiv, S. 18.

36. Urtheile der Mitschüler. S. 111—120.

Die Zöglinge der Militärakademie gebrauchen (wie Christophine, wie Reinwald, wie Abel, wie Schiller selbst) sehr oft die starke Form des Adjectivs, wo wir die schwache verlangen. Sogar nach dem bestimmten Artikel: 'die edelste und erhabenste Gesinnungen' $116_{19.20}$. Sie unterscheiden nicht zwischen 'bezeigen' und 'bezeugen'.

Die Urtheile entstammen dem Herbst 1774.

Gedruckt: Schloßberger, S. 7—15.

37. Fragmente, Schillers Jugendjahre betr. S. 121—125.

Verfasser: Petersen.

Gedruckt: Freimüthige, Nro. 220. Montag den 4. November 1805. S. 462. 463. und: Nro. 221. Dienstag den 5. November 1805. S. 466. 467.

Unterzeichnet: —f—

38. Nachträge zum Aufsatz über Schillers Jugendjahre. S. 126.

Aus einem Briefe von Conz, mitgetheilt von: —G.

Gedruckt: Freimüthige, Nro. 109. Montag den 2. Juny 1806. S. 435.

39. Schiller im zweiten Zeitraume seiner Entwicklung. S. 127—136.

Verfasser: Petersen.

Gedruckt: Morgenblatt, Nro. 181. Donnerstag, 30. Julius, 1807. S. 721. 722. und: Nro. 182. Freitag, 31. Julius, 1807. S. 725. 726.

Der „Nachtrag": Morgenblatt, Nro. 186. Mittwoch, 5. August 1807. S. 741.

Unterzeichnet: P. Der „Nachtrag" ohne Unterschrift.

127_{22}: am 16. Januar 1773.

40. Bemerkung zu dem Aufsatze über Schiller in Nro. 181 des „Morgenblatts". S. 136—139.

Verfasser: Conz.

Gedruckt: Morgenblatt, Nro. 201. Sonnabend, 22. August, 1807. S. 801. 802.

Unterzeichnet: „o„

Zu 139_3 'schwer' macht die Redaction des „Morgenblattes" unter der Bezeichnung „Berichtigung" eine Anmerkung, die als Nr. 22 mitgetheilt worden ist.

41. Aus Friedrich v. Hovens Selbstbiographie. S. 140—146.

Gedruckt: Hoven, S. 44. 45. 54—58.

42. Schillers Studienjahre. S. 147—153.

Gedruckt: Wolzogen, S. 18—38. (Dieser Druck liest: 152_{19}: 'in' statt 'mit').

$147_{1.2}$: Hoven trat schon am 12. Juni 1771 in die Militär-akademie ein; $_{11}$: zweiten, nicht dritten;

43. Anekdoten zu Schillers Leben. S. 154—156.

Gedruckt: Zeitgenossen. Dritte Reihe. Erster Band. I. S. 85. 86. Unterzeichnet: W. B. M.

Nach Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 344, von Wilhelm Bernhard Mönnich. Da Mönnich seit 1829 in Nürnberg lebte, so glaubt Hartmann, der Studiengenosse Schillers, aus dessen Munde diese höchst problematischen Mittheilungen stammen sollen, könne Hoven sein.

44. Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller. S. 156—167.

Verfasser: Friedrich Scharffenstein.

Gedruckt: Morgenblatt, Nro. 56. Dienstag, den 7. März 1837; Nro. 57. Mittwoch, den 8. März 1837; Nro. 58. Donnerstag, den 9. März 1837. S. 221. 222; 226. 227; 230—232. Mit einer Vorbemerkung der Redaction, die den Verfasser nennt.

163_{27}: 'und an der Wand' statt 'und der an der Wand'.

45. Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart und Augsburg, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. S. 168—292.

Verfasser: Andreas Streicher.

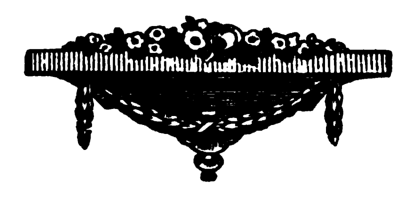
Streichers Buch ist mehrfach durch Druckfehler entstellt, so: 180_{28}: 'Hofer' statt 'Hoven'; 181_{5}: 'würde' statt 'wurde'; 182_{22}: 'eben' statt 'aber'; 190_{16}: 'Sänger des' statt 'Sänger der'; 192_{29}: 'hatten' statt 'hatte'; 200_{18}: 'nicht' nach 'selbst' fehlt; 201_{8}: 'andern' fehlt; 203_{9}: 'vermochten' statt 'vermochte'; 204_{31}: 'gränzten' statt 'gränzte'; $216_{16.17}$: 'Ergebnisse' statt 'Erlebnisse'; 269_{1}: 'Geschichte' statt 'Gesellschaft'; 279_{27}: 'stellen' statt 'darstellen'; 284_{13}: 'welche . . . stellten' statt 'welcher . . . stellte'; 284_{16}: 'schlugen' statt 'schlügen'.

An Daten und damit verwandten Angaben bringt Streicher, durch Christophine schlecht informirt, manches Unrichtiges. Er schreibt 168_{12}: '1748' statt '1749'; 169_{24}: '1770' statt '1775'; 172_{24}: '1801' statt '1802'; $_{25}$: 'neun' statt 'acht'; $_{27}$: '1767' statt '1766'; $_{31}$: '1778' statt '1777'; 173_{18}: '1765' statt '1763'; $_{24}$: 'sechs bis sieben' statt 'vier bis fünf'; 175_{14}: '1768' statt '1766'; $_{18}$: 'dreimal' statt 'viermal'; 176_{25}: '1773' statt '1772'.

Die eigene Erinnerung trügt ihn bei der Angabe des 17. September als des Tages der Flucht, 213_{24}: Schiller verließ Stuttgart am 22. September; der Brief an Dalberg wurde nicht am 29. oder 30. September, 232_{31}, sondern wahrscheinlich am 2. October geschrieben; 260_{12}: 27. Juli; 272_{8}: die Zusammenkunft in Bretten fand nicht nach Aufführung von „Cabale und Liebe", sondern schon vor der Abreise nach Bauerbach, 22. November 1782, statt; $288_{1\,ff.}$: die Vorlesung des „Don Carlos" vor dem Herzog von Weimar fällt auf den 26. December 1784; 290_{5}: 9. April.

Berichtigung.

8_{31}: 'werdu' im Reindruck verderbt aus 'wurde'.



Gedruckt
bei Poeschel & Trepte
in Leipzig

5.

